This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Wilhelm Bölsche
Das Liebesleben in der Natur

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

BIOLOGY
LIBRARY
G

Class

Wilhelm Bölsche

Das Liebesleben in der Natur

Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zweiter Teil / Erste Hälfte

30–35 Tausend
Stark vermehrte und umgearbeitete Ausgabe
Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena
1 9 1 0

.L761
V.2:1

BIOLOGY
LIBRARY
G

Mit Buchausstattung von Walter Tiemann / Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in Leipzig / Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen (auch ins Ungarische), vorbehalten
COPYRIGHT 1910 BY EUGEN DIEDERICHS VERLAG, JENA

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Inhaltsübersicht des zweiten Teils

Sechstes Buch / Credo quia absurdum

S. 1—29 Der Gegensatz des Mannesleibes und des Weibesleibes — Schrift der Zeiten im nackten Menschenleibe — Der Liebesmensch notwendig geschmiedet aus zwei Leibern — Schreck der ersten Erkenntnis in der Geschlechtsreife — Wie weit geht der körperliche Gegensatz von Mann und Weib? — Was sein könnte und was bloß ist — Die Feinheiten der Trennung beim Menschen — Ob die Frau minderwertig ist? — Kulturfortschritt und Muskelstärke — Das Weib als dauernde Jugendform im guten Sinne — Entwickelungsfähigkeit des weiblichen Körpers — Der Kampf um das Gehirn der Frau — Zwischenstufen der Geschlechter — Möglichkeit einer höheren Individualität?

S. 30—69 Das Rätsel des Liebes-Individuums als höherer Lebenseinheit — Eine Individualität, die nach einer höheren offen ist! — Du bist aus kleineren Individualitäten aufgebaut — Dein „Ich" und die Seelen deiner Zellen — Eine Milchstraße des Lebens — Person und Stock — Der Bien — Der Kiefernstock — Der Korallenstock — Der Siphonophorenstock — Der ethische Stock — Gegensatz in der ungeheuren Rolle der menschlichen Persönlichkeit — Goethe-Personen — Eine Mär von zwei Quallen und zwei Menschenpersonen — Der Verleger und sein Reporter am transatlantischen Kabel als Suppenschlauch — Stock und Werkzeug — Menschheitsseele — Der grundlegende Gegensatz im menschlichen Liebesstock — Das Liebespaar und der Telegraphendraht — Das Werkzeug versagt in der Liebe — Der dauernde siphonophorische Rest im Liebesakt — Aufhebung der körperlichen Distanz im Mischakt — Besondere Rolle der Distanz in der Liebe — Liebe und Menschenliebe — Geistige Vertiefung des Liebes-Individuums — Die Rolle des Kindes im Liebes-Individuum — Zur Urgeschichte und Philosophie des Küssens

S. 70—87 Dämonische Dreieinigkeit der Liebe — Mischliebe, Distanzliebe und Dauerliebe als die drei Häupter des erotischen Wunderwesens — Fehde der drei Häupter untereinander — Geologische Schichten in den drei Lieben — Leib und Seele des Liebes-Individuums — Konservativismus und Fortschritt in den drei Lieben — Der Dämon des Mischhungers — Seine Schauerlichkeit und seine Größe — Segen der Blutwärme in der Liebe — Dummheiten des Intellekts im Erotischen — Die seelischen Elemente der Dauerliebe — Dämonismus der Mutterliebe — Liebesglück der Hingabe — Die verschiedenen Stufen der Zähmung des wilden Liebeswesens — Kleinere Sphinxhäupter des Ganzen

S. 88—105 Die scheinbaren Absurditäten des Liebesakts — Credo quia absurdum, Ich glaube es, weil es sinnlos ist! — Weshalb man in die Wüste ziehen möchte — Die ungeheuerliche Verschwendung der Zeugungsstoffe — Wie viel genügte und wie viel vorhanden ist — 71980 überflüssige Eier — Von Buddha, der die Krone zerbrach, und dem Aufwand, der schmählich vertan — Das Nervengewitter der Wollust — Unlogik der Wollust, die nicht mit dem wahren Zeugungsakt zusammenfällt — Erkenntnis des Widerspruchs und Versuch, die Wollust für ein unabhängiges Satanswerk zu erklären — Ohnmacht aber der Askese vor dem Dämonismus der Natur — Das Ekelhafte — Unbegreiflichkeiten des Zeugungsweges bei uns — Die Todesnot der Geburt — Sehnsucht nach Reinheit — Ein Traum im Zitronenhain der Riviera — Geh in die Wüste, heiliger Antonius!

207392

S. 106—132 Die Entzauberung der Verſchwendungsfrage in der Liebe — „Blüh auf, gefrorener Chriſt“ — Erlöſung durch den Gedanken — Gott und das ewige Erzelflor — Eine heiligende Friedensmelodie: Geſchichte — Heimkehr zu den wahren Tatſachen — Noch einmal zu den Rumpelſtilzen — Von den unſicheren Chancen der Liebesſuche im Waſſer und wie ſie zur Maſſenproduktion trieben — Der tauſendundeinte Pionier erreicht erſt den Nordpol — Urſprünglicher Pollutionsweg der Zeugung — Von zwei unfehlbaren Methoden, einen Haſen zu ſchießen — Die eine iſt ſtets die verſchwenderiſche — Rieſenproduktion im Blütenſtaub — Der Maſſenſturm der Heringe — Philoſophie eines Kaviarbrötchens — Vier Kilometer auf einem Butterbrot — Urgeſchichte der Menſtruation — Warum der Menſch in der Liebesverſchwendung noch immer Fiſch bleibt — Der Kampf ums Daſein unter den Samentierchen — Berauſchte Eizellen — Kannibalismus der Eizellen — Ungeheure Schlachten vor jedem wirklichen Zeugungsakt zur Ausleſe einer Elite der kräftigſten Zellen — Die Logik ſiegt auch hier! — Triumph der „Fee Nützlichkeit“

S. 133—150 Forellenidyll und Ausfahrt der Lachſe — Weiteres von der Fiſchliebe von einſt im Liebesmenſchen von heute — Bei Gemſen und Alpenroſen — Eine Lukullusſtunde beim alten Krökel — Die Liebesgrube der Forellen — Von der Grube im Teichſand zu der Grube im Leibesinnern — Aus der Chronik des altehrwürdigen Volkes der Lachſe — Eine Rheinfahrt in Liebe — Der Freßlachs und der hungernde Liebeslachs — Das Liebesſchloß vor dem Munde — Laue Sitten der Lächſin — Wie die Blaufelchen Hochzeit ſpringen — Urweltliches vom Tanzen — Eros in der Muſik — Drei weitere Lichtſtrahlen

S. 151—178 Die Liebespforte — Die Türverhältniſſe deiner Leibesburg — Zeugung durch die Haut als erſte Station — Zeugung durch den Magen als zweiter Verſuch — Die Entſtehung der Leibeshöhle — Rettung des heiligen Gral in die Höhle zwiſchen Außenwand und Darm — Münchhauſens Not — Schaffung eines neuen Ausgangs — Die Verwickelung der Zeugung mit der Harnausfuhr — Zur Philoſophie des Widerwärtigen — Böcklin und die Waſſerkatze — Naturgeſchichte des Urins — Eine Sparſamkeit der Natur — Wie Jonas aus des Walfiſchs Bauch entrinnt — Die Geſchlechtsſtoffe ſegeln durch die Nierenpforte — Hermaphroditos und ſein Ende — Wie der Molch das große Problem löſt — Letzter Zuſammenhang von Liebe und Niere — Die Trennung iſt bei uns faſt wieder geglückt — Die Afterpforte als Liebesweg: ein zweites Problem — Vom Kloakentier — Zur Philoſophie der Päderaſtie — Zoologiſche Reaktionäre — Ende der Kloakenliebe

S. 179—214 Das Liebesglied — Ein erſter Exkurs vom Feigenblatt — Meluſine im Menſchen — Was uns heilig ſein ſollte! — Die heilige Einſamkeit des Liebesmyſteriums — Aber hinter den Schleiern wohnt nichts Sündhaftes — Feigenblatt und Kunſt — Notwendige Wertung des Zeugungsakts im Kulturglauben — Das neue Problem des Liebesgliedes — Das Neunauge — Ein Kuß in der Panke — Edith Schwanenhals — Die Liebe mit Armen und Beinen — Verſuch, aus der Fiſchfloſſe ein Liebesglied zu machen — Ein Afterglied als Preisaufgabe — Der Feuerſalamander experimentiert — Die Blindwühle experimentiert — Der Operngucker der Eidechſe — Die beſtachelten Kreuzottern — Das Krokodil findet den Weg — Die Samenrinne des Krokodilzapfens als Übergangsſtufe — Von den Störchen zu Goſen — Drei Akte noch des Säugetiers — Das vollkommene Afterglied des Schnabeltiers — Trennung des Liebesgliedes vom After im Beuteltier — Eine letzte Rutſchpartie im Mannesleibe — Das

Experiment eines Knochens im Gliede — Zur Äſthetik des Liebesgliedes — Wie auch hier das Abſurde fällt — Urſprünglich gab es auch ein weibliches Liebesglied — Verſuch einer Verwertung des weiblichen Gliedes als Harnröhre — Entwickelungsgeſchichte des Jungfernhäutchens — Wie das Weibesglied endlich doch zum Rudiment wurde — Der Kitzler als letzter Reſt unſres weiblichen Liebesgliedes — Warum er erhalten blieb

S. 215—273 Die Liebesluſt — Im dunkelſten Gebiet des Liebeslebens — Der Nadelſtich und die Luftwelle Au! — Woran erkennen wir, daß ein Ding Empfindung hat? — Der Kuckuck im Sommerwalde und die ſchlagende Kuckucksuhr — Sein und Selbſterlebnis — Die Kuckucksuhr als Menſch und der Menſch als Kuckucksuhr — Die Empfindung läßt ſich nicht aus der Natur herausdisputieren — Wahl und Qual der Theorien — Materialismus — Ignorabimus! — Parallelismus — Fechners Standpunkt — Vollkommener Pſychismus — Ähnlichkeit aller konſequenten Reſultate — Schwierigkeit, ſich das Empfindungsleben einer Amöbe vorzuſtellen — Was iſt die Urform der Wolluſt? — Wolluſt der Rumpelſtilze — Wolluſt und Tod, ein alter Dichterſtoff — Iſt der Tod eine Luſtempfindung? — Das Seelenleben unſrer Samentierchen iſt uns ſo unbekannt wie die Marsbewohner — Noch einmal die Arbeitsteilung im Zellenſtaat — Die Zellen des Liebesreſſorts — Wolluſt der Einzelzelle und Staatswolluſt — Die Staatswolluſt wird auf den Ablöſungsakt der Liebeszellen verlegt — Das Wolluſtſignal projiziert ſich auf die Liebespforte — Die Liebesluſt auf der Wanderſchaft — Die Haut als älteſtes Liebesreich — Wolluſt der Hautzellen — Die Haut als Kupplerin — Das Kitzelgefühl — Hautempfindung und Wolluſtorgane — Eine Analogie vom Nieſen — Kitzeln und Ejakulation — Die Geſchlechtsſtoffe werden ausgenieſt — Immer engere Lokaliſierung der Wolluſtauslöſung — Möglichkeit der elterlichen Wolluſt auch ohne echte Zeugung als Notwendigkeit — Geneſis der Onanie — Der elterliche Geſchlechtsakt als reine Wolluſtfrage — Künſtliche Verhinderung der Zeugung — Gefahr darin und Regulierung — Iſt die Wolluſt ſelbſt noch entwickelungsfähig? — Der verliebte Froſch — Experimente der menſchlichen Phantaſie — Armut des Reſultats — Möglichkeit einer ſeeliſchen Aſſoziation — Anſchluß an die individuelle Liebeswahl — „Der" Mann und „das" Weib — Eine letzte Umprojektion der Wolluſt im Gehirn — Gegenargument aus der Skrupelloſigkeit der Wolluſt — Edelliebe und brutale Liebe — Zukunftstraum — Das große Problem der individuellen Wahl

S. 274—285 Intermezzo — Noch einmal Credo quia absurdum — In den Wolken — Die Frage nach der Moral von der Geſchichte — Standpunkt der verpulverten Samentierchen — Der Geſang aus eitel Dank — „Singen die Würmer auch?" — Ein Flug zur äußerſten Ferne — Auf dem Mond — Die Volva — Der Erdſtern — Sonne und Planeten in einem Licht vereint — Das ganze Fixſternſyſtem als Stern — Welten aus Weltenſternen — Der Traum eines Übermenſchen — Trübe Welt! Dumme Welt! — Das letzte große Problem im Weltgeſchehen — Niemand darf ſingen! — Das dunkle Auge des Naturgeheimniſſes — Aber was ſiegt, ohne zu ſingen

Siebentes Buch / In der Hochzeitslaube der Paradiesvögel

S. 287—312 Ein Kapitel von Liebe und Kunſt — Im Zwinger zu Dresden — Von der Sixtiniſchen Madonna zu den Paradiesvögeln — Tiere mit allen Merkmalen der Schönheit — Was Konrad Gesner vom Paradiesvogel

berichtet — Eine Stunde auf den Aru-Inseln — Begeisterung eines modernen Naturforschers — Paradisea Rudolphi — Farbenrausch im einsamen Busch — Für wen? — Was heißt Schönheit bei Raffael und was bei dem Paradiesvogel? — Exkurs von den Nestern der Vögel — Vom Instinkt — Das wählende Vogelgehirn und seine positive Leistung — Neues Bild: die Hochzeitslaube des Vogels Chlamydodera — Der Vogel übt zweifellos eine ästhetische Wahl — Möglichkeit, daß der schöne Vogel seinesgleichen selbst für schön hielte — Exkurs von der Schönheit der beiden Geschlechter — Swinegel und Swinegels Frau — Die Frauen der Paradiesvögel sind unscheinbare Aschenbrödel — Abreißen des Fadens

S. 312—329 Ein Gedanke Darwins — Die Schönheit der männlichen Paradiesvögel als Werk der wählenden Liebe der Weibchen — Anpassungsfarbe und Luxusschönheit — Das Weibchen wahrt die Schutzfarbe, züchtet aber die Männchen auf Luxus — Notwendigkeit auch hier wieder der Asyltheorie — Neu-Guinea als Tier-Asyl — Paradiesische Entlastung läßt Luxuszüchtung zu — Dunkle Rolle der einseitigen Vererbung — Extreme Schönheitszüchtung durch das Auge — Art der langsamen rhythmischen Auslese — Entstehung periodischer Hochzeitskleider — Theoretisch ist das Problem zwischen Raffael und dem Paradiesvogel gelöst — Wie steht es aber mit der Praxis?

S. 330—347 Das rhythmische Prinzip in der Natur — Tragweite von Darwins Prinzip der „Geschlechtlichen Zuchtwahl" — Weismann als Verteidiger — Argumente der Gegner — Die rein logische Seite der Idee und die zoologisch zutreffende — Allgemein logische Bedeutung der individuellen Wahl an diesem Beispiel deutlich — Möglichkeit der Realisierung von Idealen auf dem Wege der Liebe — Praktische Frage nach den Varianten, aus denen die Paradiesvogelweibchen wählen sollen — Wahrscheinlichkeit eines unmittelbaren rhythmisch bildenden Prinzips in der Natur — Entstehung harmonischer Gebilde durch Anpassung — Aber noch eine tiefere Schicht darunter — Rhythmus der Kristallbildungen — Rhythmische Produktion bei Radiolarien — Bei Mollusken — Ob das rhythmische Luxusprinzip allein genügen könnte? — Hochglut der Liebe steigert von selbst seine Kraft — Das individuell stärkste Männchen bewährt es auch am stärksten — Argumente auch gegen diese Annahme — Schwierigkeit sicherer Entscheidung — Wahrscheinlichkeit der Arbeit beider Prinzipien — Letzte Geheimnisse des Ästhetischen überhaupt

S. 347—360 Die individuelle Liebeszüchtung beim Menschen — Einerlei ob die Paradiesvogelgeschichte so oder so stimmt — Unzweifelhafte Rolle der „Geschlechtlichen Zuchtwahl" beim Menschen — Erfüllung des menschlichen Gehirns mit ästhetischen, ethischen und intellektuellen Idealen — Projektion in die Kunst — Projektion in ethische Gesellschaftsordnung — Unmittelbare, körperliche Realisierung aber auch durch individuelle Liebeswahl — Pygmalionskraft der Liebe — Zukunftswert dieser idealisierenden Liebeswahl — Erneute Entlastung von allzu harten Notkämpfen — Zunehmende Freiheit für Edelwahl in der Liebe — Ausdehnung dieser Wahl über beide Geschlechter — Geringer Einfluß ablenkender Launen in der Liebeswahl des Menschen — Exkurs von den Schönheitsidealen der verschiedenen Menschenrassen — Gleichartigkeit der ethischen Edelzüchtung — Das Dilemma der Mitleidszüchtung und der Starkerhaltung unsrer Kulturrassen — Regulierung durch die Ethik selbst — Immerhin die besondere Notwendigkeit heute einer systematischen Edelzüchtung bei der Liebeswahl — Ploetz und die Gesellschaft für Rassenhygiene — Erziehung der Nacktheit durch die Kunst — Warum aber ist der Mensch nackt?

Achtes Buch / Und erkannten, daß sie nackend waren

S. 361—382 Im alten Kloster — Friedenssehnsucht unsrer Zeit — Menschheit, du Wundertier! — Das Kloster wird zur Höhle — Nackte Diluvialmenschen in ihrer Höhle. — Bedeutsame Assoziationen des Wörtchens „nackt" — Die nackte Lotosmutter des Fidus und der Affenwolf des alten Gesner — Hinterwärtige Nacktheit der Affen — Die Liebessprache der Waldschratts — Entstehung des Haarkleides der Säugetiere — Fälle, wo es abgeschafft wurde — Auf den Menschen paßt keiner — Sichere Beweise, daß aber auch der Mensch einst bepelzt war — Was hat ihn entpelzt?

S. 383—396 Liebe und Nacktheit — Idee, daß der Mensch aus einem Tropenparadies stamme — Ob Hitze nackt macht? — Darwins Idee, daß der Mensch sich selbst nackt gemacht habe auf dem Wege einer dahin gerichteten Liebeswahl — Rhythmotropismus des Menschen — Begünstigung nackter Haut bei Vorliebe für grelle Farben — Warum ist der Mensch aber dann nicht bunt wie ein Basilisk? — Nacktheit als solche soll Freude gemacht haben — Bedenken dagegen — Konflikt mit der Nützlichkeit — Liebe allein langt nicht

S. 397—422 Kälte macht nackt — Der Stern über der Eisspalte — Winterzeit und Frühlingsliebe — Die diluviale Kältezeit — Ursachen der Eiszeiten — Wirkungen auf die Tierwelt — Der Tertiärmensch — Am Rhonegletscher — Schauer der Eisriesen — Wie in der Diluvialzeit der nackte Mensch plötzlich auftaucht — Nackte Wilde am Herdfeuer, die sich rot bemalen — Die Nacktheit hüllt sich draußen in fremde Tierpelze — Nacktheit und Werkzeugstufe — „Werkzeug-Haar" — Ein Eskimoidpll von heute — Draußen in Kleidern, daheim nackt — Was die Laus uns lehrt — Nacktheit daheim als Nutzideal — Künstliche Nacktheit — Sie gerät ins Feld der Liebeswahl — Vom glatten Jakob und rauhen Esau — Nacktheit wird als erotisches Ideal durch Vererbung fixiert

S. 423—446 Warum ist der Mensch aber nicht ganz nackt? — Philosophie der Achselhaare und Schamhaare — Ein natürliches Hochzeitskleid des Menschen — Der Liebesduft des Moschustiers — Rolle von Duftstoffen in der Liebe — Duftende Schmetterlinge — Die Scham- und Achselhaare als ehemalige Duftpinsel für erotische Lockdüfte des Menschen — Bestätigung der Idee durch die Duftaare der Fledermäuse — Späterer Ersatz beim Menschen durch künstliche Parfüms — Niedergang des menschlichen Geruchsvermögens — Die Erhaltung des Kopfhaars — Der Bart — Notwendige Ergänzung aber zu dieser ganzen Nacktheitstheorie — Der nackte Tropenwilde als sekundäre Erscheinung — Alle heute lebenden Völker durch kühles Klima einmal durchgegangen — Allgemeine Beurteilung der Wilden von heute — Züge aus der Bakairikultur — Die Beziehung von Nackt und Erotisch führt zum Schamgefühl

S. 447—457 Nacktheit und Schamgefühl — Der Urmensch hatte zunächst vor dem Tier erotisch nichts voraus — Körperstellung beim Liebesakt — Geburtsselbsthilfe schon bei Tieren — Uralte Lösung des Problems der Nabelschnur — Mit dem Schamgefühl aber taucht das erste ganz Neue beim Menschen auf — Die Notwendigkeit einer Sonderung des nackten Menschen noch einmal vom erotisch-nackten — Schamverhüllung als Signal

S. 457—476 Das Feigenblatt — Brunstzeiten und Hochzeitskleider und ihr Gegenteil als Vorstufe im Tierreich — Das Signal des Nichterotischen zunächst keine vollkommene Geschlechtsverhüllung, sondern nur Zeichen — Wichtigkeit aber

dieſes Zeichens — Die Lockerung der Brunſtperioden beim Menſchen — Das Schamſymbol des Eskimo in ſeiner häuslichen Nacktheit — Das Schamgefühl urſprünglich als ein Entrüſtungsakt vor Unlogik — Theorie des Errötens — Auch das Erotiſche hat „ſeine Zeit“ — Schamſignale dauernd nackter Völker — Livingſtone und die nackte Negerkönigin — Der Baumwollfaden der Bakairi — Zur Philoſophie der Beſchneidung — Die Beſchneidung der Mädchen — Das Uluri der Bakairi-Frauen — Praktiſcher Nutzen eines wirklichen Schamverſchluſſes, aber ungenügend zur Geſamterklärung — Wie der Bakairi ſich maskiert

S. 477—497 Die Angſt vor der Nacktheit in der Kultur — Aus dem Schamſignal wird eine wirkliche Schamhülle — Die Badehoſe wächſt allmählich über den ganzen Leib — Erotiſch und nackt beginnen wieder zuſammenzufallen — Wachſender Untergang der öffentlichen Nacktheit in der Kultur — Dilemma unſrer Kultur an dieſer Stelle — Verſuch, einen unerotiſchen Menſchentypus zu ſchaffen — Idee des Zölibats — Bedenkliche Lehre des Bienenſtaats — Kampf des Liebesfrühlings gegen die dauernde Verhüllung aller Nacktheit — Hilfe, die ihm dabei von der Kunſt kommt — Die ewige Grenze von Kunſt und Erotik — Aber die Kunſt fordert für ſich das Nackte — Sie gibt es idealiſiert, zeigt ſchöne Nacktheit — Damit liefert ſie der Liebeswahl erzieheriſche Modelle — Gefahr des Verlorengehens der Schönheitsideale in unſerm Liebesleben — Verfall des Nackten unter den Kleidern — Verzweifelte Auswege — Der Frauenkörper im Prokruſtesbett des Korſetts — Der alte Viſcher und die Nacktheit in Kleidern — Schreckbilder aus der Badeanſtalt — Ein Brontoſaurusloß des Menſchen — Notwendigkeit einer Umkehr — Nackte Gymnaſtik — Allerdings kann die Beziehung zwiſchen Nackt und Erotiſch nicht mehr einfach beſeitigt werden — Aber Beſchränkung auf diskrete Wirkungen — Freigabe wieder eines weit größeren Stücks öffentlicher Nacktheit — Sittliche Harmonie — Hilfe der Kunſt und ihre Grenze — Hilfe der Wiſſenſchaft — Zukunftsbild — Hemmnis in der mangelnden Harmoniſierung der Triebe — Das Geſpenſt der erotiſch Unbefriedigten in der Moral — Hilfe ſozialer Beſſerungen — Heiligkeit des Liebeslebens

S. 498—504 Unſchuld und Ehe — Die Schamverhüllung weiſt aber noch in ein zweites Gebiet — Die Mohammedanerin — Das erotiſche Privilegium des Mannes — Individualismus und erotiſche Nacktheit — Beſitzrecht und Liebe — Feigenblatt und Sicherheitsſchloß — Noch einmal das Jungfernhäutchen — Schrecken der Inſibulation — Macht der Ehe — Woher kam ſie?

Neuntes Buch / Chronika der Ehe

S. 505—517 Die fünf Stufen zur Ehe — Die Ehe iſt älter als der Menſch — Der Häuptling auf Ceylon urteilt — Das Tier als ihr Erfinder im Banne der Nützlichkeit — Erſte Stufe der Elternliebe: es gibt nur einen einzigen Geſchlechtsakt — Zweite: der Geſchlechtsakt wird öfter mit verſchiedenen wiederholt — Dritte: es treten beſtimmte Brunſtperioden ein; Seltenheit und individuelle Wahl halten das gleiche Paar wenigſtens in einer ganzen Brunſtperiode beiſammen — Vierte Stufe: die Jungenpflege zwingt das Elternpaar zu einem längeren von ihren Pflichten abhängigen Zuſammenhalten — Fünfte: das Zuſammenhalten dauert bis zur nächſten Brunſtperiode und ſo fort — Beiſpiele bereits der letzten Stufe bei den Vögeln — Jungenſorge bei den Vögeln — Eindringen von Solidaritätstrieben — Eine Novelle vom Rotkelchen

S. 518—527 Von der Zeit-Ehe zur Dauer-Ehe — Der Liebesroman des Maulwurfs — Die eingesperrte Braut — Es lebe der starke Mann! — Gemeinsame Sorge des Mullpaars für seine Kinder — Liebesabenteuer der Seebären — Die Entstehung des Seesäugetiers — Auf den Klippen des Beringsmeers — Das Junge vom vorigen Jahr — Wiederfinden der Gatten zu neuem Liebesbund — Triumph der Dauer-Ehe

S. 528—555 Der Zusammenstoß der Ehe mit den außerehelichen Sozialverbänden im Tierreich — Der Urmensch konnte also vom Tier schon die Dauer-Ehe mitbekommen — Aber im Tier existierte auch schon das Soziale und zwar vielfältig außerhalb der Ehe — Tierische Schutzgenossenschaften zwischen den Brunstperioden — Zeit-Ehe und Interregnum bei den Fledermäusen — Die Fledermaus und die Bienenkönigin — Das Frauenkloster und das Männerkloster im Tierreich — Abt und Äbtissin — Die Leittiere des Trupps — Sozialleben der Wiederkäuer — Die Weiberprozession der Grunzochsen — Die Doppelherden der Steinböcke — Ein starker Mann als Leittier einer Weiberschar bei den Lamas — Wie sich dieses außereheliche Herdenleben zur Ehe stellt — Reinliche Neuordnung in Ehepaare bei den Bisons zur Brunstzeit — Aber auch Möglichkeit von hier zu polygamischen Ehen — Der alte Pavian als Ehemann des ganzen Trupps — Aber hier auch Anfänge einer Wiederauflösung der Ehe überhaupt durch das Soziale — Der Begriff des „Besitzes" in der Ehe — Seine milde Form und seine derbe — Ursprünglich war die Frau das stärkere Geschlecht — Der Mann als Luxuseffekt — Die Liebeskämpfe der rivalisierenden Weibchen schufen aber vielfach auch wehrhaftere Männchen — Der Hirsch und sein Geweih — Die männlichen Eckzähne — Unterstützung der Polygamie von hier und Sinken des Weibes — Eingreifen andrerseits des Sozialen in die Jungenpflege — Sozialisierung der Kinderpflege bei den Pinguinen — Das Kind gehört der Gesellschaft! — Das Soziale wird aber auch von der Ehe beeinflußt — Die Elefantenherde mit lauter Ehen im gleichen Stamm und die Gefahren der Inzucht — Blutauffrischung durch „Herumstreicher" — Möglichkeit von solchen Genossenschaften, wo von Stamm zu Stamm bloß Kreuz-Ehen

S. 556—573 Männerklub, Totemismus und Mutterrecht — Auch der Mensch von Anfang an ein soziales Tier — Wahrscheinlichkeit, daß er aus monogamischer Dauer-Ehe kam — Mangel besonderer männlicher Sonderwaffen als angewachsener Organe bei ihm — Die Ehe seiner Asyl-Zeit — Auftauchen, aber auch wieder Zurücktreten offizieller Polygamie bei ihm — Gesonderte Sozialversuche auch des Menschen außerhalb der Ehe — Das Männerhaus der Bakairi — Vom Klubmädchen im Männerhause — Das Freierhaus des Odysseus und die germanische Methhalle — Das Mädchenhaus — Uralte Schutzmittel der menschlichen Genossenschaftsbildung gegen die Inzucht — Der Totemismus der Irokesen mit seinem strengen Gesetz der Heirat übers Kreuz zwischen den Stämmen — Bärenmann heiratet Büffelmädchen — Wem gehören aber nun die Kinder? — Alte Sitte der Zugehörigkeit zur Sippe der Mutter — Sage und Wahrheit vom „Mutterrecht" — Das Mutterrecht zur Debatte gestellt bei Äschylus — Die Debatte wird entschieden durch eine embryologische Erwägung — Das Kind gehörte zum Blut der Mutter, von dem man die Zeugung bestimmt glaubte — Eine veränderte medizinische Ansicht warf das um und führte zum „Vaterrecht"

S. 573—581 Das Männerkindbett — Im Aquarium — Wirkliche männliche Schwangerschaft bei Tieren — Vom Seehengstchen, das die Jungen trägt

— Der Roman der Geburtshelferkröte — Von der Nasenkröte, wo der Vater die Jungen schluckt und durch Blutanschluß in sich ernährt — Spaßhafte Wiederkehr solcher Dinge in der menschlichen Phantasie — Das Wochenbett als Schein-Zeremonie bei den Bakairi — Baskenbräuche in den Pyrenäen — Mystischer Anschluß des Vaters an sein Kind — Heroische Versuche des Menschen

S. 581—589 Brautraub und Brautkauf — Romantik des Ritters, der seine Braut entführt — Uralter Zug des Brautraubes, gegeben durch die Notwendigkeit der Eheschließung zwischen verschiedenen Stämmen — Nachklang in Polterabendscherzen — Ersatz des Raubes durch Kauf — Wie viel Ochsen das Betschuanenmädchen wert ist — Jakob und Rahel — Was der alte Steller bei den Itelmänen erlebte — Der Brautkauf ist an sich nichts entehrendes

S. 589—604 Naturgeschichte der Prostitution — Freigabe des Verkehrs zwischen den unverheirateten jungen Leuten — Steht prinzipiell nicht im Gegensatz zur Ehe — Die Probe-Ehe der Bauern — Kommnächte — Ammenkultur — Möglichkeit aber doch sozialer Auflösungen der Ehe von hier aus — Das Junggesellenmädchen und das Ideal des Flötenhauses — Gemeindekinder — Überleitung zur Prostitution — Macht, die Konzeption zu hindern — Ihre Rolle in den Probeversuchen der Jugend — Ihre Gefahr aber überall da, wo das Flötenhaus die Ehe zu überwuchern beginnt — Die sterile Lustameise als menschlicher Versuch — Logische Widersprüche des Prostitutionsversuchs — Der moralische Makel erst als sekundäres Produkt — Prostitutionszüge innerhalb der Ehe — Idee eines idealen Flötenhausmädchens — Huri und Walküre — Unaufhaltsamer Fortschritt des Sozialen in der Menschheit — Wird die Ehe auch diese Idealform besiegen oder scheitert sie hier?

S. 605—616 Der Traum von der freien Liebe der Urzeit — Rousseaus Traum vom fleckenlosen Naturzustande am Anfang der Menschheit — Wiederkehr in andrer Form in sozialen Theorien von heute — Das Zukunftsbild zugleich als Anfangsbild — Alle Männer mit allen Frauen — Die Kinder gehören dem Stamm — Das irreführende Wort „Hetärismus" für diesen angeblichen Urzustand — Idee, daß die Ehe erst mit der gewaltsam eroberten fremden Frau, die als Privatbeute dem Manne zufiel, begann — Ende der paradiesischen Freiheit der Frau mit der Ausbildung des Privatbesitzes — Glanz und Schwäche dieser Theorie — Wie die Frage richtig gestellt werden muß — Absturz der Einzelbeweise — Verhängnisvolle Verwechslungen — Das jus primae noctis und sein wahrer Grund — Das religiöse Opfer der Jungfernschaft

S. 616—631 Der moderne Befreiungskampf der Frau — Das Sklavenrecht des Mannes an der Frau — Es ist historisch nicht ein Produkt der Ehe, sondern der sozialen Entwickelung — Das soziale Übergewicht des Mannes und seine besonderen geschichtlichen Gründe — Frühe Arbeitsteilung — Das Weib als kostbarerer, geschonter Teil der Gesellschaft — Stärkere Züchtung des Mannes wieder auf das Raubtier — Einseitige Waffenbenutzung — Soldat und Anführer — Wendung zur Tyrannei — Rolle des Weibes zunächst als Bewahrerin des edleren Menschentums — Aber allmähliches Sinken eines Teils Kraft bei ihr durch dauernde Nichtübung — Fatalistische Seelenschwäche ohne inneren Grund — Früher Beginn aber auch wieder einer Selbstregulierung — Rolle gerade der Ehe in der erneuten Hebung der Frau — Worte Penelopes — Zurücktreten der Polygamie auch eine Hilfe — Bedeutung des richtigen Prinzips im Christentum — Hierher nun auch der brauchbare Kern des modernen Freiheitskampfes der

Frau — Doch was dabei zu beachten ist — Kampf nicht um Anteil an Raubtierzüchtung, sondern um Anteil an der Intelligenzarbeit — Fähigkeit der Frau nach dieser Seite — Notwendigkeit in unsrer Kultur, alle verfügbare Intelligenz zu verwerten — Irrglaube, daß die Mutterschaft die Intelligenz herabdrücke — Alter Kraftüberschuß der Natur für die Mutterschaft — Übertreibung der Mutterschaftsbeschwerden in unsrer Kultur — Hier eben auch ein Resultat der Nichtübung der Körperkraft im Kulturweibe, das sich rächt — Wie das Weib erst als solches wieder echt werden muß — Dann aber auch neuer Frühling des Intellekts

S. 632—648 Die letzte Entscheidung über den Zukunftswert der Ehe — Alle geschichtlichen Fragen entscheiden nicht über Sein und Nichtsein — Hat die Ehe einen inneren Dauerwert im absehbaren Menschheitsfortschritt? — Wirkliche Ablösung des alten Schutzzweckes in der Ehe durch die soziale Ordnung der Zukunft — Wir müssen eine tiefere Verankerung suchen — Sie liegt in den Beziehungen der Ehe zum Individuellen — Gegensatz des Individuellen und Sozialen in der organischen Welt — Auch im Menschen — Nochmals das Prinzip der individuellen Liebeswahl — Auslese auf Schönheit — Charakterschönheit — Imponderabilien der Individualwahl, ihr Dämonisches und ihre Leistung — Zunahme der Individuellen in unsrer Kultur — Zunahme der individuellen Liebeswahl — Immer bessere Mittel, sich durchzusetzen — Wahrscheinlichkeit aber, daß freieste Individualwahl die Dauer-Ehe begünstigt — Zwar Gegenargument von heute — Wechsel der individuellen Ideale innerhalb eines Menschenlebens als stets gegebene Möglichkeit — Doch Übertreibungen unsrer Zeit — Charakterwechsel als nervöses Symptom — Größere Wahrscheinlichkeit, daß in reifem Charakter das individuelle Liebesideal ein stabiler Wert bleibe, so daß eine Wahl ein Menschenleben aushalten kann — Aber noch eine zweite Verankerung der Ehe im Individuellen — Das individuelle Kind der individuellen Liebeswahl — Elterliche Pflichten gegenüber diesem Individualkinde — Schutzpflicht im Sinne von Weitergabe des Individuellen noch über die Zeugung hinaus — Neue Form, wie das Kind die Eltern zur Ehe eint

Zehntes Buch / Totentanz der Liebe

S. 649—675 Der Kampf der Liebe mit der Phantasie im Menschen — Jede Entwickelung hat ihr Gespenst — Auch die des Menschen — Phaethon, der zu früh die Natur meistern will — Phaethonfahrten der Liebe — Der Wilde vor dem unberechenbaren Teil der Natur — Gespensterzug der entfesselten Liebesphantasien — Das Martyrium der Menstruierenden — Todesangst vor Zwillingen — Das Orakel der Schwangeren — Der Vampyr des Wochenbetts — Die verschluckte Tintenschrift — Der Adlerstein — Die Mysterien der Nachgeburt — Die Götter der Geburt — Istar und Astarte — Das Liebesopfer im Tempel der Melytta — Die Orgien von Hierapolis — Säulenheilige — Nara-Lingam und Nari-Nahamam, die indischen Zeugungsgötter — Die himmlischen Geburtshelfer der Römer — Liebeszauber der Veden — Apulejus — Der Frosch im Ameisenhaufen im Spreewald — Aus dem Kochbuch der Liebe — Glaube, daß die Gebärmutter ein besonderes Tier für sich sei — Votivkröten in der Kirche — Die schauerliche Sage von der schönen Lilith im Paradiese — Erotischer Tierkultus — Der Inkubus — Teufelsliebschaften — Die Chippeway-Indianerin mit dem Modell ihres toten Mannes im Arm — Die Witwe, die das Gebein ihres Mannes drei Jahre lang mit sich herumschleppen muß — Eine Totenhoch-

zeit in China — Erlösendes Lächeln — Phaethon wird endlich richtig fahren lernen — Das Wort „natürlich" ist größer als aller Spuk

S. 676—690 Der Kampf der Liebe mit dem Untersten des Lebens, dem Einzeller: die Syphilis — Liebe! Forsche! Lächle! — Aber der Kobold hinten im Faß — Vom Objektteufel der Liebe bei uns — Eine Geschichte vom grünen Hydrapolypen — Invasion einzelliger Pflanzen in ein vielzelliges Tier — Friedliche Einigung hier — Aber wenn nun Zwist? — Liebesbahnen eines höchsten und niedrigsten Wesens, die sich bei der Syphilis feindlich kreuzen — Goethe über das Ungeheuer der Syphilis — Geheimnis ihres geschichtlichen Anfangs — Großer Kampf des Lebens auf der Erde, der auch hier hineinspielt — Die Einzeller noch einmal gegen die Vielzeller — Eingreifen der Intelligenzzellen unsres Gehirns — Sieg der Medizin — So um die Zukunft auch dieses Gespensts keine Not, es fällt mit in der Entscheidungsschlacht, schon ist es gezeichnet — Aber seine störende Rolle in der neueren Kultur — Syphilis und Prostitution — Neue Gefahr für die Edelliebe durch die Prostitution auf diesem Wege — Rückwirkung auf die Wertschätzung der ganzen Liebe und das Problem der „Sünde" in allem Erotischen — Möglichkeit, den Syphiliserreger künstlich zum Aussterben zu bringen — Zwangskuren und Freiwilligkeit in der Menschheit

S. 691—756 Der Kampf der Liebe mit dem Höchsten des Lebens: dem Menschengeiste selbst: Überwindung des Pessimismus — In der Mitternachtsstunde — Ob das Leben wert ist, durch Liebe erhalten zu werden? — Die Visionen des Asketen in der Wüste — Fluch der Liebe! — Der moderne Denker, der zum gleichen Schluß kommt — Weltanschauung wider Liebe — Kraft der Menschheit, ihre Ideen zu realisieren — Also auch gegen die Liebe, wenn es sein muß — Die beiden Gestalten des Pessimismus — Die dualistische — Nirwana und Paradies — Möglichkeit einer letzten Erlösung — Die monistische Form — Absoluter Weltunsinn — Die Radtheorie — Anschluß hier an die Naturwissenschaft — Sittlicher Bankerott in der Liebe — Persönliches Bekenntnis — Der „verruchte" Optimismus — Glück und Unglück im Einzelleben — Frage an das Ganze — Zurücktreten aller dualistischen Prinzipien in unsrer Zeit — Schopenhauer — Seine Größe, aber auch wo er versagt — Der Mythus in seiner Lehre — Wie die menschliche Weltverneinung wirklich aussieht — Ein Kapitel aus Tibet — Hartmann und das Glück durch die Kunst — Der monistische Pessimismus und der Standpunkt des Naturforschers — Standpunkt des Alleswissens und des Ignorabimus — Achtung vor den Tatsachen — Der Heraufgang der Dinge in dem uns bekannten Stück Natur — Das Gesetz der sich steigernden Harmonie — Kritik der anthropozentrischen Idee — Kritik des Zufalls — Notwendige Erweiterung des Naturbegriffs — Natur nicht bloß Kraft und Stoff, auch Goethe und Beethoven — Gegenrede des Weltzweiflers — Der Untergang der Intelligenz und der Menschheit — Zunahme und Abnahme des Schmerzes — Rückwirkende Folgen eines Sieges kosmischer Intelligenz — Die Welttat der Liebe — Christusstufe der Natur — Sittliche Weltordnung als Zukunftsideal — Religiöse Stellungnahme — Ausklang

Sechstes Buch
Credo quia absurdum

„Der Mensch, der seinen Geist
Nicht über sich erhebt,
Der ist nicht wert, daß er
Im Menschenstande lebt."

Angelus Silesius

„Du wagteſt, eh der Tod dich grüßte, Vorflatternd dich ins Geiſtermeer
Und gehſt verloren in der Wüſte, Von wannen keine Wiederkehr.“
Aus Lenaus Fauſt

Feierlich wie eine blaue Lotosblüte dehnt der See ſich durch den Frühlingsglaſt.

Leiſe hallt die Lehre des uralten Weiſen, deines nackten Leibes, darüber hin.

Es iſt das ewige Zeugungswunder, das ewige Liebeswunder, daß du jung hier ſtehſt und doch iſt dein Leib durch all dieſe Geheimniſſe der Vorwelt ſchon mitgeſchritten.

Wunderbare Tiefe des ſchlichten Gedankens, daß wir alles Vergangene *nur* herausleſen können aus dem Beſtehenden, aber *daß* wir es mit geweckterm Blick auch dort leſen *können*!

Eine ewige Gegenwart iſt in allen Dingen. Alles Gewordene ſchließt wie Jahresringe ſein eigenes Werden ein. Nur das Auge muß den Maßſtab langſam dafür finden. Und das Geiſtesauge der Menſchheit nähert ſich heute ganz allmählich dem Punkt, wo auf langem Umweg, durch tauſend Einzelheiten der Forſchung und logiſchen Phantaſie, etwas derart ſich auch bei ihm einſtellt. Es iſt, als ſtrecke ſich durch die Gedankenarbeit des Forſchers unſer Zeitmaß.

Das Zeitmaß iſt an ſich etwas Subjektives. Man kann es ſich verengt und erweitert denken.

Du als Menſch in deinem gewöhnlichen Lebenszuſtande empfindeſt alles, was innerhalb etwa einer Sekunde liegt, ſo gut wie als eins, als gleichzeitig, als „Augenblick“. Trotzdem kann ſich in ſolcher Sekunde unendlich viel hintereinander abſpielen; rein gedanklich kannſt du ſie als Kreis eines ungeheuren Zifferblattes nehmen, auf dem der Zeiger genau ſo Schritt für Schritt dahin kröche wie der grobe Zeiger deiner Stundenuhr.

Wenn wir uns dächten, unſer Empfindungsvermögen ſei plötzlich ſehr verfeinert, ſo würden wir wirklich in einer Sekunde eine Unmaſſe jetzt gleichzeitiger, einheitlich aufblitzender Vorgänge *nacheinander* aufmarſchieren ſehen. Die Sekunde würde uns ſtundenlang vorkommen.

Es ſcheint geradezu, daß unſer gewöhnliches Aufmerkungsvermögen in gewiſſen beſonderen Lagen ſchon derartig erregt werden kann, daß es ſich vorübergehend wirklich ſo ſtellt. In höchſten Gefahrmomenten

erleben wir lange Ketten von Vorgängen, die uns endlos dünken, in einer Sekunde. Im Traum hat wohl jeder schon mitgemacht, daß er einer langen komplizierten Handlung folgt, die im Wachen viele Stunden, ja Tage in Anspruch nähme: wenn du aber hinterher auf die Uhr siehst, so bist du kaum so lange eingenickt gewesen, als eine Uhr zwölf schlägt. Auf diesen letzteren Sachverhalt geht wohl jene oft beobachtete Traumtatsache zurück: wir träumen eine lange Handlung, die auf einen Donnerschlag oder Schuß abzielt, vielleicht das Aufsteigen eines Gewitters oder Vorbereitungen zu einer Pulverexplosion oder ähnliches, endlich kommt auch der Schlag .... in dem Moment aber erwachen wir und hören wirklich einen lauten Ton, etwa das Pochen des weckenden Hausknechts gegen unsre Zimmertür. Man fragt sich, wie das möglich war. Haben wir prophetisch geträumt? In Wahrheit hat sich die ganze Traumerfindung wohl innerhalb des winzigen Zeitbruchteils erst angesponnen und bewegt, die der Klopflaut selber umfaßt; im Wachen empfinden wir ihn als eine einzige momentane Schallempfindung; der Traum aber hat mit seinem schnelleren Zeitmaßstab eine lange Folgekette von Ereignissen zwischen seinen Anfang und sein Ende gedichtet.

Solche Verschiebungen lassen sich aber leicht auch umgekehrt nicht bloß ins Kleine, sondern ins Große denken.

Stellen wir uns einen Zeitmaßstab vor, bei dem ein Jahr etwa das Wesen einer Sekunde annähme. Alle seine Vorgänge drängten sich einem Auge, das so empfände, in einen einzigen Moment, in einen „Augenblick", einheitlich zusammen. Was aber von Jahren gelten mag, das ließe sich schließlich auch ganz genau so gut von Jahrhunderten, Jahrtausenden, ja von Jahrmillionen ausdenken. Da sähe ein Auge in ein einziges Momentbild verschmolzen unermeßliche Entwickelungsketten, von Ursonnen bis zu Planeten mit Menschenkunst und Menschenliebe.

Hast du aber einmal daran gedacht, daß du mit deinen Menschenaugen in gewissem Sinne wirklich so siehst, wenn du heute unsre Gegenwart anschaust? Wenn du auf dem schönen nackten Menschenleibe hier, diesem Produkt aus so viel zeitlichen Entwickelungen, mit dem Auge verweilst?

All deine Geschichts- und Naturforschung ins Detail des Alten und entwickelungsgeschichtlich Früheren hinein ist eigentlich nichts, als

bloß ein Verſuch, in dieſes dein Augenblicksſehen, das alles in eins ſieht, wieder etwas von jenem feineren Sekundenmaßſtab zurückzubringen, auf daß das engere Entwickelungsgewebe noch einmal ſichtbar werde ...

Als einheitliches Momentbild blitzt der nackte Leib in deine Seele.

Aber in dieſem nackten Leibe iſt in Wahrheit alles umſchloſſen, was zwiſchen den erſten kosmiſchen Ballungen der Materie und dem Menſchen liegt. Es iſt in ein Schlußbild zuſammengefaßt, aber darin iſt alles!

Indem wir die ganze Vorgeſchichte daraus herauszuleſen ſuchten, haben wir dieſes „Alles" Stück um Stück wieder in einen vertieferen Zeitmaßſtab umgeleſen, haben gleichſam die Bruchteile der Sekunde Eindruck dieſes nackten Körpers wieder hinein geleſen mit Hilfe eines beſtimmten wunderbaren Geiſtesmittels, zu dem die Menſchheit heute endlich vorgedrungen iſt: der Wiſſenſchaft.

Je nachdem ich dich heute zerlege mit ihrem Geſchichtsmaßſtab, biſt du auch jetzt noch Sonne, Urzelle, Wurm und Fiſch. Mit all dem früheren zuſammen bildeſt du eine einzige ungeheure Einheit. In der Sekunde, da ich dich hier anſchaue, durchdrungen von dem andächtigen Gefühl „Was für ein herrliches Kunſtwerk iſt der Menſch", in dieſer Sekunde ſtrahlt dein Körper mir alle jene Jahrmillionen der Entwickelung wie aus einem Brennſpiegel der Zeit entgegen. Wie dein Leib räumlich nicht hier endet, wo dein Auge lacht, ſondern in Wahrheit bis zur Sonne und bis zum Sirius reicht, die er trotz ihrer räumlichen Entfernung von Millionen und Billionen Meilen mit dem kleinen Hautſtückchen ſeiner Netzhaut im Auge noch leibhaftig taſtet, ſo hört auch dein Zeitleib nicht auf mit dieſer Sekunde, noch mit den paar Jahren deiner ſogenannten Menſchenexiſtenz, er hört nicht auf mit den Jahrhunderttauſenden der ganzen ſogenannten Menſchheit; ſondern er greift in ſich zuſammen wie ein kosmiſcher Winkelried die Speere aller Jahrmillionen hinter ſich und aller Formen in dieſen Jahrmillionen, die auf ihn losgegangen, die einmal irgendwie mit verhülltem Antlitz ſchon „er ſelbſt" geweſen ſind.

Im Einzelnen mag ja das Inſtrument unſres Sehens dabei noch lange nicht vollkommen ſein. Mancher wird das, was der eine ſchon für ſicheres Leſen hält, noch als luftigen Traum nehmen. Es iſt die Gefahr, daß wir in dieſen Vergangenheitsdingen ſchauen und

schaffen müssen zugleich. Alle Weisheit vom Werden, das wir erst indirekt aus dem Seienden wieder erschließen sollen, leidet darunter, daß die schaffende Phantasie zu herrisch und zu schnell arbeitet. Nirgendwo wird der Konflikt unsrer beiden edelsten Geistesgewalten, des Beobachtens und des Gestaltens, der Wiedergabe und der neuen eigenen Tat, so möglich wie hier, wo beide Gewalten gleichzeitig in ganzer Kraft auf den Plan gefordert werden.

Dieser Erwägung darf sich der Denkende, dem alle diese Dinge nicht Spiel einer müßigen Stunde, sondern heiligste Werte sind, deren Konsequenz er bis in jede Handlung und jedes Ideal seines Lebens und Strebens tragen muß, am wenigsten entziehen. Bedenken wir, was es verantwortlich heißt, den Menschen historisch herausgesehen aus dem goldenen Bilderbuch der alten Gottesträume und ihn dafür hineinsehen in dieses wilde Weltenepos in Sternen und Urwelten, Zellen und Affen. Ich bin persönlich der festen Ansicht (und dieses ganze Gespräch soll sie nur bekräftigen), daß keines unsrer großen Lebensideale wirklich gefährdet werden kann durch diese neue Einstellung des Blicks. Trotzdem tut Vorsicht not, denn all unsre Forschung ist noch jung. Ich möchte sie grün nennen ohne häßlichen Sinn, grün wie ein Frühlingsreis, das sich eben erst entfaltet.

Gleichwohl: in den entscheidendsten Bildern ist die einfache Logik der „besten Denkmöglichkeit" doch bei weitem schon zu groß.

Zu aufdringlich eindeutig predigt der nackte Leib.

Auch der frömmste Altgläubige, dem so vieles in dieser neuen Anschauung ein Greuel zu sein scheint, wird doch nicht zugeben wollen, daß die Weltschöpfung auf den völligen logischen Bankerott oder gar auf absichtliche Fallen für den menschlichen Verstand angelegt sei.

Warum ist der Mensch aus tierischen Zellen aufgebaut; warum hat er einen Magen, ein Gehirn, ein Rückgrat, eine Lunge; warum hat seine Hand fünf Finger; warum wahrt sein Fuß noch die daumenhafte große Zehe des Kletterorgans; warum hat er das bestimmte Gebiß des Säugetiers auf bestimmter Stufe?

Vielleicht ist von all diesen Zeichen keines immer wieder so überwältigend wie eben jene Gestalt des eigenen nackten Fußes. Träume dich so weit fort, wie du willst: wenn du diesen Fuß anschaust und ein Fünkchen von wahrhaftigem Geist, also von dem, was kein Religionsdogma je offen als Sünde zu brandmarken gewagt hat, ist

in dir, so mußt du den Hauch fühlen, der dein Segel nach der Seite jener Gedanken treibt.

Aufs Widerwilligste sind die ersten Pfadsucher dahin getrieben worden. Der alte Darwin selber war alles eher, als ein einseitig begeisterter Fanatiker seiner Fahrrichtung. Aber seit dieser Wind weht, ist auch nicht ein Titelchen gefunden worden, das wirklich widerstände. Immer und immer schließt die Logik sich wieder aneinander in der Richtung jener einfachen Kette, wie ich sie dir als Lehre deines eigenen nackten Leibes eben habe entstehen lassen.

Nun aber auch vor diesem nackten Menschenleibe gewahrst du eines, das in dieser ganzen letzten Reihe bunter Geschichtsbilder zur engeren Ahnenschaft dieses Menschen noch nicht wieder gestreift worden ist, das aber von gewisser Stufe ab immerfort still auch darin mitgegangen ist und eigentlich das allermerkwürdigste dabei war.

Von deinem Leibe, dem einzelnen Menschenleibe hier, haben wir immer nur geredet: wie alle Geschichte in ihn einging und vom Zauberstabe des neuen Sehens geweckt auch wieder aus ihm hervortrat. Aber auch der Mensch, wie er aus den Nebeln und Urwäldern der Vorzeit kam, schritt daher im Banne des großen Mysteriums der Zweiheit. Als Doppelwesen aus zwei Geschlechtern wandelte er auf uns zu: Adam und Eva.

Wir haben verfolgt, wie sich allmählich das Gehirn dieses Menschen bildete. Wie die Intelligenz langsam in ihm die inneren Augen aufschlug. Bis endlich das helle kritische, sich selbst setzende Menschenbewußtsein aufblitzte, mit dem es war, als ergehe jetzt erst eigentlich in den wirbelnden Nebeln der Schöpfung der große Siegesruf: „Es werde Licht". In diesem Lichte aber sah dieser Mensch nun auch sich selbst durch die wunderbarste historische Fügung zerspalten in zwei Wesen, zwei Geschlechter.

Keine schwerere Aufgabe ist der Intelligenz dieses neuen Lichtwesens gestellt gewesen, als dieses Phänomen vom „Doppelwesen Mensch".

Die Sage hat Zentauren geformt aus Pferd und Mensch, Greife aus Geier und Leu. Wie schwach sind diese Einfälle der Phantasie

gegen den ungeheuren Trick der Natur, auch dieſes Intelligenzweſen Menſch grundſätzlich aufzubauen aus zwei verſchiedenartigen lebendigen Leibern, die, ohne wirklich zuſammengewachſen zu ſein, doch nach einem tiefſten unhemmbaren Zauberbann ſich ewig um ein gemeinſames Zentrum bewegen mußten gleich jenen bunten Doppelſonnen, die in der grenzenloſen Öde des Alls ſeit Myriaden von Jahren um ihren gemeinſamen Schwerpunkt ſchwingen.

Unſer Leben nivelliert. Wir haben davon des öfteren ſchon geſprochen. Das Allergrößte erſcheint uns zuletzt wie ſelbſtverſtändlich. Was iſt alltäglicher als die Sonne. Was banaler als der Frühling. Dem Totengräber iſt zuletzt der Tod nur ein Gewerbe. Aber dann kommen doch plötzlich die Momente, wo man gegen die Alltäglichkeit der Dinge ſtößt wie gegen ein weißes Geſpenſt. Alle Tage ertrüge man das nicht, man muß ſo hinleben. Aber von Zeit zu Zeit muß man auch dieſes Geſpenſt einmal wieder erfahren, die Hexe, die aus der Mittagsſtille im rauchenden Korn tritt und den Wandrer mit der Frage anhält: was iſt der Mittag, was iſt die Sonne, was iſt das Leben in dieſem Korn, in dir? Siehſt du die ungeheuren Geheimniſſe nicht? Ahnſt du den Dämon nicht, auf deſſen Rücken du durch die Welten fliegſt?

Wandle durch das glühende Korn mit einem ſchönen Mädchen. Und dann auf einmal auch hier das Geſpenſt. Warum müßt ihr zwei ſein zum ganzen Glück . . .?

Es gibt einen Moment im Leben, wo jeder von uns wohl dieſen Schreck vor der Zweiheit einmal mit voller Wucht erfahren hat. Beim Eintreten der Geſchlechtsreife. Als der junge Adam in uns erfuhr, daß es eine Eva, die junge Eva, daß es einen Adam gab. Daß es zweierlei Menſchen gab.

Ich glaube, wir haben durchweg kaum einen wilderen Sturmmoment im hellen Bewußtſeinsleben hinter uns als dieſen erſten Schauer: es gibt noch ein Menſchenweſen neben dir, anders als du; und du biſt nur Hälfte vor ihm; nur halb biſt du geboren; eine neue Geburt mußt du noch einmal durchmachen, um ganz zu werden, indem du mit ſolchem zweiten Menſchenweſen eine Vereinigung ſuchſt, die abſolut aus allem herausfällt, was du bisher im Menſchendaſein auch nur entfernt für möglich gehalten haſt.

Durch die tiefſten Wurzeln unſrer Individualität geht ein Erzittern.

Sehnſucht, die plötzliche unbegreifliche Sehnſucht nach dieſem „Andern", und der Trotz der eigenen Perſönlichkeit, die ſich bisher als Ganzes gefühlt, kämpfen einen Verzweiflungskampf. In einer gewiſſen Phaſe pflegt das Grauen alles andre niederzudrücken. Die neue Erkenntnis erſcheint wie eine Art Todesurteil. Wer hat nicht in ſolcher herben Vorfrühlingsſtunde einmal gebebt bis in jede Faſer im Schrecken vor dem Gedanken des Mannes, des Weibes wie vor einem wirklichen Dämon, der uns morden will?

Mit der einen Überraſchung pflegte ſich dann auch die zweite noch zu verbinden, die im Grunde nur aus der gleichen Richtung kam. Indem erſt dieſe beiden Hälften des Menſchenweſens ſich zuſammenſchloſſen gleichſam zur Geburt des wirklichen Ganzmenſchen, in dem Akt, der für die junge Phantaſie zunächſt ſo ſchlechterdings unfaßbar, ſo ungeheuerlich erſchien, knüpfte ſich gerade hier das Myſterium der wirklichen Neugeburt an, über das der kindliche Sinn meiſt auch ſchon lange nachgedacht hatte.

Das Grübeln über die Herkunft der kleinen Kinder ſetzt ja für gewöhnlich zuerſt ganz ohne Geſpenſterſchreck ein. Lange vor der eigenen Reife, als ein Stück luſtiger Wißbegierde in der vollen Freude des noch unzerriſſenen Lebens. Es betrifft weſentlich etwas Hiſtoriſches, das weit abliegt vom Augenblick. Alles Hiſtoriſche geht dem echten Kinde aber noch ein in das Märchen, ganz wie bei dem erſt werdenden Kulturmenſchen. Darum der alte Brauch, auch jene Frage ins Märchen zu ſchieben. Es macht aber ebenſowenig Mühe, in den Mittelpunkt dieſes Märchens die Mutter zu ſtellen. Aus der Mutter iſt das Kind erwachſen wie eine Blume. Man kann das einem Kinde beibringen, ohne daß es den geringſten „Schreck" erfährt. Das eine bleibt im Grunde ſo im Märchen wie das andre, die Mutter wie der Storchteich. Die Mutter ſteht von Anfang an überall harmoniſch im Denkleben des Kindes. Sie ſpielt ohnehin mit in all ſeinen Märchen, wie die Sonne, wie die Blumen. Warum ſollen im Märchen nicht aus der Mutter Blumen ſprießen, die kleine Kinder ſind? Dieſes Märchen geht dann ohne Konflikt allmählich in wirkliche Geſchichte über.

Der Chok auch an dieſer Stelle aber kommt erſt mit der Erkenntnis vom Gegenſatz der Geſchlechter. Wenn auch in der Mutter das Weib erkannt wird. Wenn begriffen werden ſoll, daß hinter dem

Kinde erſt noch die Trennung und Erkennung der beiden Menſchenhälften ſteht. Und das alles plötzlich magiſch beleuchtet von wirklichen augenblicklichen Blitzen der Empfindung. Von hungernder Sehnſucht und roter Angſt. Unter der glühenden Peitſche jagender junger Blutwellen. Hier handelte es ſich nicht mehr um Hiſtoriſches, das im Märchenblau verſchwimmt. Die altvertraute Liebe zur Mutter ſelbſt muß mit dem Dämon kämpfen. Die Stunden kommen, wo die eigene Mutter, die eigenen Eltern vor dem jungen Menſchen plötzlich wie ein furchtbares, lähmendes Naturphänomen ſtehen. Wo es ihm gräßlich ſcheint, daß er geworden iſt, ſo geworden iſt ...

Es wird heute von pädagogiſcher Seite eifrig herumexperimentiert, wie man auch dieſe Qual mildern könnte. Und es iſt gewiß, daß unſre Kultur von heute noch eine ganze Menge äußerlicher Erſchwerungsmomente hinein zu bringen pflegt, die gut fallen könnten. Aber um einen gewiſſen Chok des Seelenlebens bei der bewußten erſten Erkenntnis vom Doppelweſen und Doppelſpiel der Geſchlechter wird man auch ſo nie ganz herumkommen. Dafür ſteckt in dem organiſchen Prozeß der Geſchlechtsreife ſelbſt eine zu notwendige Durchrüttelung des ganzen Individuums, die man nicht bloß erzählt bekommen kann, die erlebt werden muß. Wie der Tod, ſo iſt auch die Liebe dazu zu gewaltig: etwas als Dämon muß ſie immer auch einmal geſpürt werden, ſonſt ſetzt ſie ſich nicht in ihrer Größe durch; mag dann aus dieſer Größe ſelbſt nachher auch wieder die Verſöhnung kommen. Jene pädagogiſche Fürſorge wird ihr Werk alſo ausreichend getan haben, wenn ſie nur ſo viel an mitlaufenden Zufallstorheiten abräumt, daß ſich der Akt der Erkenntnis in ſich rein vollziehen und in eigener freier Kraft ausleben kann; das übrige muß dem Vertrauen auf die Stärke des Menſchengeiſtes anheimgeſtellt bleiben, die gegen ſolche natürlichen Stürme bis zu einem gewiſſen Grade ja gefeſtigt iſt wie eine alte erprobte Gebirgsfichte und nur verſagt, wo die Bedingungen nicht rein walten und tückiſche Stöße den großen Sturm erſetzen.

Dabei iſt indeſſen gerade für den körperlichen wie geiſtigen Bau des Menſchen charakteriſtiſch, daß die Verſchiedenheit der Geſchlechter, obwohl abſolut vorhanden, doch als keine zu große ſich uns vor Augen ſtellt.

Du, wie du hier nach deinem Frühlingsbade nackt im Grase liegst, wie verklärt, geläutert, innerlich durchgoldet in deiner höchsten Individualität von soviel Sonnenwärme der jungfrischen Natur, in wohligem Hindämmern wie zurückgekehrt in die ewige Blumenstille und Blumenschöne dieser Natur ... du bist in deiner Geschlechtsreife ja wirklich nur ein halber Mensch. Während dieser dein Leib in seinen Innenorganen der Atmung, Verdauung, Bewegung, Empfindung überall einen geschlossenen Kreis in sich bildet, steht er in der Geschlechtssphäre frei nach außen offen. Dein Geschlechtsorgan verlangt eine Fortsetzung. Wie ein ewiger Schatten, ein unsichtbarer Doppelgänger folgt dir hier ein zweiter Mensch, auch wenn du ganz allein bist. Wie ein wirkliches Gespenst geht er zu dir durch alle Wände. Er ruht neben dir hier im Grase, obwohl kein winzigstes Hälmchen dort sich beugt. Und da im Grunde dein Geschlecht, wie es dieses Geschlechtsteil markiert, doch deinen ganzen Körper auch wieder mitbestimmt, mitgeformt hat, so ist in diesem Sinne auch dein ganzer Leib gegen jenen Doppelgänger offen und dieser Doppelgänger müßte, wenn er jetzt wirklich hier neben dir auftauchte, auch eine Hälfte sein, die einen so von ihrem Geschlecht beherrschten ganzen Menschenkörper besäße. Die Art, wie das wechselnde Geschlecht bei uns Menschen jeden der beiden Körper aufgebaut hat, ist aber wirklich keineswegs eine besonders extreme. Menschenmann und Menschenfrau sind sich, genau besehen, als ganze Personen immer noch hochgradig ähnlich.

Du erinnerst dich, was in dieser Hinsicht tiefer im Tierreich alles möglich gewesen ist. Wenn wir im Endergebnis des Liebesakts von „Hälften" reden, so wissen wir doch, was sich da an Verschiedenheiten im engeren Anblick noch gelegentlich hat durchsetzen können. In der Form sind ja selbst Samenzelle und Eizelle bei den höheren Organismen schon beträchtlich verschieden. Wären die Männchen der Säugetiere etwa bloß selber kolossale Samentierchen, die Weibchen kolossale Eizellen, so hätten wir bereits den denkbar tollsten Kontrast in der äußeren Gestalt: die Weiber wären runde Melonen, während die Männer das Ansehen etwa ganz dünner Rettiche besäßen, und jedes Weib überträfe in der größten Leibesdicke den Mann um mehr als das Fünfzigfache und in der Länge immer auch noch um mehr als das Dreifache. Wir haben aber gesehen, wie um diese eigentlichen

Geschlechtspartner der Samen- und Eizellen sich noch einmal die vielzelligen Elternleiber in der höheren Lebenswelt als ungeheure Deck-Attrappen, Dirigenten und Ernährer konstituiert hatten. Ihre Zwecke forderten noch wieder allerlei Besonderes an Geschlechtsgegensätzen, und so haben wir die paradoxesten Sachen bereits miterlebt.

Wenn der Mensch seine hohe Stufe der Intelligenz in Verbindung mit einem anders gebauten tierischen Körper, etwa dem eines Bonellia-Wurms oder Rankenkrebses, erreicht hätte, so würde nicht nur, wie erzählt ist, der Mann neben dem Weibe winzig erscheinen wie eine Maus oder Fliege neben einem erwachsenen Menschen, sondern es würde zunächst auch nach der Gestalt niemand darauf kommen, die beiden Geschlechter überhaupt nur noch zur gleichen Tiergattung zu rechnen. Nach der Methode jener seltsamen Krebse hätte dieser Zwergmann auch als vielzelliges Wesen doch im Ganzen fast rein wieder den Umriß eines selbständig herumschwimmenden Geschlechtsorgans angenommen. Bei den bekanntesten Arten unsrer Glühwürmchen oder Johanniswürmchen, in denen in Wahrheit ein Käfer steckt, besitzt nur das Männchen Flügel, das ungeflügelte Weibchen dagegen ähnelt wirklich einem Würmchen, vor allem aber ähnelt es äußerlich auffällig der eigenen noch unentwickelten Larve dieses Käfervolks. Wäre das zu uns mit gekommen, so sähe die Frau zeit ihres Lebens aus wie ein Embryo. Bei gewissen schönen Schmetterlingen der Tropengegenden sind zwar beide Geschlechter stolz geflügelt und prächtig gefärbt. Aber die Weibchen haben total andre Form und Farbe im Flügel als die Männchen. Gewisse Schutzanpassungen sind hier eingetreten, aber sie sind nur von dem einen Geschlecht durchgeführt worden. Das Weibchen ahmt in sogenannter Mimikry eine für Vögel ungenießbare, giftige andre Schmetterlingsart nach. Ist das Männchen in solchem Falle etwa gelb mit langen Zipfeln wie ein Schwalbenschwanz, so gibt das Weibchen sich ziegelrot mit Rundflügeln wegen jener nützlichen Schutzähnlichkeit. Auf den Menschen übertragen, würden also unsre Männer allein das Ansehen echter Menschen haben, die Frauen dagegen gingen in einer Scheingestalt etwa von giftigen Schlangen oder Molchen. Bei solchen Schmetterlingen kommt es aber auch vor, daß zu der einen männlichen Form mehrere (zwei bis drei) Weibchen der gleichen Art von verschiedener Färbung existieren. Etwa ein Weibchen, das gefärbt

iſt wie das Männchen ſelbſt, daneben aber noch ein zweites, das aus Schutzgründen eine andre, giftige Art treu in jenem Sinne nachahmt; oder gar zwei, drei Weibchen, von denen jedes eine verſchiedene fremde Art kopiert. Neben den Menſchenmann träte in dieſer Methode eine Frauenmehrheit zur Auswahl: Frauen, die auch echte Menſchengeſtalt hätten, oder andre, die ſich als Kreuzotter oder Feuerſalamander trügen.

Es iſt nicht auszudenken, was für paradoxe Dinge uns die Natur in dieſem Punkte hätte mitgeben können, mit denen wir uns dann auch hätten abfinden müſſen. Andrerſeits iſt aber doch deutlich, daß in der oberen Reihe der Wirbeltiere, mit denen es im engeren zum Menſchen ging, dieſe *ganz* grellen Geſchlechtskontraſte ſchon merkbar nachlaſſen.

Beim Vogel ſind ſie noch deutlich genug; beim Säugetier gehen ſie unzweideutig herunter. Stellenweiſe kommen noch Anläufe. Bei den Hirſchen zeigt durchweg nur das Männchen das charakteriſtiſche Geweih; aber beim Renntier hat es auch das Weibchen. Ein ſeltſames nordiſches Seeſäugetier, der Narwal, entwickelt nur einen einzigen Zahn im Kiefer; beim Männchen wird er zwei Meter lang, alſo halb ſo lang wie das ganze Tier; beim Weibchen bleibt er verkümmert unter dem Zahnfleiſch ſtecken. Eine der bekannteſten Halbaffenarten unſrer zoologiſchen Gärten hat ein teufelsſchwarzes Männchen zu einem roſtroten Weibchen; das wäre für uns, wie wenn alle Männer Mohren und alle Frauen Indianer wären. Die Mähne des Löwen, vor allem aber der lange ſchwarze Bart des ſüdamerikaniſchen Satansaffen muten uns ſchon direkt menſchlich an, erinnern an unſer eigenes männliches Bartvorrecht. In gewiſſen Fällen iſt die Verwiſchung des äußeren Geſchlechtsgegenſatzes ſogar hier ſchon weiter gegangen als bei uns. Es iſt intereſſant, ſich auszumalen, wie viel *weniger* Kontraſt wir in dieſem Sinne da ſchon hätten mitbekommen können.

Bei einer ganzen Anzahl von Säugetieren liegt der kleine Doppelkeſſel, in dem die Natur das Koſtbarſte des Mannes, den zeugenden Samen, bereitet, keineswegs wie bei uns ſo frei außen ſichtbar unter dem Leibe, ſondern er birgt ſich genau wie die Eierſtöcke des Weibes völlig unſichtbar tief im Innern der Leibeshöhle in der Nähe der Nieren. So iſt es bei dem Schnabeltier und dem Ameiſenbär, bei dem Borſtenigel

und dem Goldmull, bei dem Klippschliefer und dem Elefanten. Wäre es auch bei uns so, so verschwände dem äußeren Anblick aber damit die ganze eine Hälfte des uns geläufigen Mannesorgans, es bliebe nur das Zeugungsglied selber übrig. Und selbst hier wäre noch eine natürliche Täuschung möglich gewesen, wenn der Mensch wiederholte, was der Klammeraffe des südamerikanischen Urwaldes bei sich durchgeführt hat. Dort ist auch ein Innenorgan des weiblichen Geschlechtsapparates, die sogenannte Clitoris (wir haben von ihr später noch ausführlich zu reden), dergestalt nach außen verlegt, daß jeder Beschauer, der sich bloß auf sein Auge verläßt und die feinen Unterschiede der Anatomie nicht kennt, unbedingt meinen muß, es führe diesmal auch das weibliche Geschlecht ein genau so auffälliges äußeres Geschlechtsglied wie das männliche. Das entsprechende weibliche Organ ist nun auch beim Menschen vorhanden, und im Einzelfalle geschieht es als Abnormität auch bei ihm, daß es sich auffällig vergrößert und dann ebenfalls nach außen vortritt. Doch bleibt das abnorm, der normale Menschenweg ging faktisch nicht hierher. Wir empfinden aber, ein wie geringer zoologischer Schachzug der Natur auch diesen äußeren Gegensatz der Geschlechter bei uns noch hätte verwischen können, einen normalen Mann hätte schaffen können, der keine Hoden besaß, und ein normales Weib, das auch ein durchaus mannesähnliches äußeres Geschlechtsglied führte.

Auch bei bestehender Verschiedenheit der äußeren Organe hätte übrigens schon eine einfache Verstärkung der Schamhaare bei beiden Geschlechtern ohne jede Schwierigkeit zu einer natürlichen Hülle führen können, die wenigstens für den gewöhnlichen Zustand diesen Gegensatz einfach vergraben und zugedeckt hätte. Wie viel an diesen Dingen Kleinigkeiten noch retuschieren können, sehen wir selbst an unsern Kulturnachhülfen noch. Wie viel Gegensatz fiele noch oberflächlich fort, wenn unsre Kultur ganz allgemein darauf bestanden hätte, daß sich alle Männer rasieren müßten; daß alle Frauen von Kindheit an ihr Haar kurz scheeren müßten; daß Mann und Weib nach Eskimo-Art ganz genau gleiche Kleider trügen. In diesem Sinne steckt mehr als ein Scherz in der niedlichen Geschichte von dem kleinen Jungen, der vom Baden kommt und auf die Frage, ob auch Mädchen dabei waren, naiv antwortet, das habe er nicht sehen können, da sie ja alle keine Kleider angehabt hätten. Die verstärkte

Ähnlichkeit der Geschlechter auch bei uns in den Kinderjahren tritt zugleich in ihr hervor. Hier erscheint zum Beispiel auch noch der Unterschied der gewölbten weiblichen Brust aufgehoben. Diese Jugendähnlichkeit ist allerdings dann wieder ein Zug, der durch alle Tiervölker geht, selbst bis zu jenen wüsten Extremen der Rankenkrebse, wo doch auch immer noch im Kinde bei beiden Geschlechtern eine Art gemeinsamer Ausgangsform besteht.

Immerhin ist die Natur bei ihrem wirklichen Menschenschaffen auch nach der Seite dieser größtmöglichen Identität nicht ins Extrem gegangen. Ganz hat sie offenbar hier so wenig wie bei seinem Fuß die alten Traditionen im Menschen verwischen wollen. Nur über die Feinheit der Nuancierung im Trennen staunt man immer wieder.

Es ist ja so unendlich viel herumprobiert worden, durch exakte wissenschaftliche Ziffern doch noch einen möglichst großen und grundlegenden Unterschied zwischen Menschenmann und Menschenfrau herauszuklügeln. Man packte die Sache immer wieder vom „Geist" her. Das alte Dogma tönte: die Frau sei geistig minderwertig gegenüber dem Manne. Das mußte sich dann aber auch körperlich unbedingt nachweisen lassen. Was ist an diesen Nachweis eine Energie gewendet worden! Minderwertig ist aber dabei immer wieder bloß der Glanz der Resultate geblieben.

Das Weib ist im Durchschnittstypus etwas kleiner und etwas leichter als der Mann. Die Größendifferenz läßt sich auch durch alle nichteuropäischen Rassen glatt hindurch verfolgen. Dem geringeren Gewicht entspricht ein zarterer Knochenbau und den etwas geringeren Kanten und Rauheiten dieser Knochen für Muskelansätze eine durchweg etwas leichtere Muskulatur. Im Einzelgewicht erweisen sich alle Muskelsysteme als leichter, angeblich mit einziger Ausnahme der bei der Frau schwereren Zunge. Die Zahl der roten Blutkörperchen ist etwas geringer, dafür aber der Puls normal etwas rascher. Der geringeren Muskulatur steht ein wesentlich stärkeres Fettgewebe gegenüber, also sozusagen mehr Reservematerial.

Im richtigen Normalmaß bedingt dieses Fettgewebe zugleich einen wesentlichen Teil der Schönheit des nackten Weibes. Über ihm spannt sich die Haut so glatt und straff, wobei durch das Weiß unsrer europäischen Mädchen und Frauen ein schöner, wärmerer, mehr rötlicher Farbton, das vielgefeierte Rosenlicht unsrer Weibesnacktheit, hin-

durchbricht, während bei den von Natur schon gefärbten Völkern die hier aufgelagerte grobe Farbschicht schwächer und die Allgemeinfärbung also durchweg etwas blasser erscheint. An der weiblichen Brust wie am weiblichen Gesäß, das von je alle Künstler bewundert haben, bestimmt er die ästhetische Linie. Das Haupthaar ist stärker, auch in der Einzelstärke der Haare, dafür tritt das Barthaar zurück, und die übrige Körperbehaarung ist ebenfalls weit ärmer an grob sichtbaren derben Haaren, dagegen dem Manne voraus (besonders bei Blondinen) in dem feinen Flaum, den die Reste des eigentlichen Wollhaars bilden.

Den etwas kürzeren Beinen entsprechen merkbar kürzere Arme. Das Becken ist als einzige Knochenregion des Körpers absolut stärker als beim Mann und auch wesentlich anders aufgebaut, der Naturzweck der Trägerin und Gebärerin tritt hier entscheidend in sein Recht. Von diesem Becken hängt aber dann wieder ab, daß die Oberschenkelknochen etwas anders an den Rumpf treten, wodurch im gesamten unteren Nacktkörper hier die allbekannte spezifisch weibliche Gestaltung entsteht: das leichte Auseinanderstreben der starken Säulen der beiden Oberschenkel von unten nach oben, das die Hüftbreite normal etwas stärker macht als die Schulterbreite im Gegensatz zu dem genau umgekehrten Verhältnis beim normalen Manne, und das den Gesamtbeinen eine ganz feine Nuance von X-Beinen gibt. Auch diese weiblichste Pointierung des ganzen Nacktkörpers in dieser Gegend ist aber bei guter Gesamtbildung (selbst nach Ausübung der Gebärfunktion) nicht einseitig genug, um das harmonische Vollbild des menschlichen Idealtypus in seiner Linienpracht ernstlich zu gefährden, besonders wenn das auch hier glättende und vermittelnde Fettgewebe unter schöner Haut seine richtige Arbeit tut. Gewohnheitsmäßige künstliche Quetschungen, Stauungen und Verschiebungen durch modische Kulturkleider müssen dabei freilich ausgeschaltet bleiben.

Eine heute wohl mehr und mehr durchdringende anthropologische Meinung sieht ganz oder fast ganz das Ergebnis eines solchen Kleiderzwangs in einem Unterschied der Brustgegend, den man früher auch für ursprünglich naturgegeben gehalten hat. Unsre Mädchen und Frauen der europäischen Rasse pflegen nämlich etwas anders zu atmen als der Mann: sie atmen nicht gleich ihm behäbig vom Bauch herauf mit dem Zwerchfell, sondern werfen mehr die Brust durch Rippenhebung

vor. Die eine Anſchauung ſuchte darin einen Bezug auf die Schwangerſchaft: die Frau ſollte von Jugend an ſo atmen, da ſie ſpäter unter dieſen Umſtänden überhaupt nur noch ordentlich bruſtatmen und nicht mehr bauchatmen könne. Die andre ſieht darin nur einen früh eingepaukten und ganz belangloſen Korſettzwang, der immer wieder zur Gewohnheit wird.

Die Milchbruſt wird dann auf jeden Fall wieder beherrſcht von dem wirklichen Mutterſchaftszweck. Der Gegenſatz zum Manne würde uns hier beſonders ſtark auffallen, wenn ſich nicht (wir haben darüber ſchon einmal ausführlich geſprochen) gerade dieſer Säugeapparat auch beim Manne noch ſo auffällig markierte in der Exiſtenz der männlichen Bruſtwarzen. Der Mann erſcheint an dieſer Stelle des nackten Körpers nicht als ein Nichtweib, ſondern nur wie ein vor der Reife dauernd ſtehengebliebenes Backfiſchchen. Ein wirklicher Gegenſatz dagegen liegt noch im Bau des Kehlkopfes, wo die Stellung des ſogenannten Schildknorpels beim Weibe jene Situation ſchafft, die wir alle aus dem Kontraſt männlichen und weiblichen Singorgans in Baß und Alt, Tenor und Sopran kennen.

Dazu endlich das Geſchlechtsorgan ſelbſt.

Über einen gewiſſen verborgenen Parallelismus bei Mann und Weib auch in ihm reden wir noch. Gewiß iſt, daß es bis zu gewiſſer Stufe des Embryo im Mutterleibe ebenfalls eine Art gemeinſamen Ausgangspunktes hat, einheitlich für beide Geſchlechtsmöglichkeiten zunächſt von der Natur angelegt wird. Im übrigen bleibt aber der Mutterleib. Es bleibt auch hier jene große Einwurzelung des Kindes, die wir verfolgt haben, des Kindes bloß in der Mutter, alſo dem Weibe. Es bleibt die beſtimmte einſeitige Rolle zum Zeugungsakt auch vorher, in der dieſes Weib bloß das Ei liefert und ſeine Vermählung mit der Samenzelle abwarten muß, die der Mann erſt von außen zuführen kann, was naturgemäß die verwickeltſten Gegenſätze des Apparats erfordert.

Machſt du hier zunächſt Halt, ſo iſt aber in all dieſen Zügen von der „Minderwertigkeit" wirklich nicht viel zu gewahren.

Auf der einen Seite iſt die Abhängigkeit jener wichtigſten Körperunterſchiede vom natürlichen Mutterberuf zweifellos evident. Das etwas geringere Körpergewicht hat ſeinen Sinn für die Zeiten, da die Frau einen ganzen zweiten Miniaturmenſchen körperlich mit-

ſchleppen muß. Daß die weibliche Leibesmaſchine etwas mehr auf Reſerve für Sonderfälle eingeſtellt iſt, ihr Material unbedeutend weniger in fertigen Maſchinenteilen (Muskeln) bereits angelegt mitführt, ſondern mehr als jederzeit disponibles Rohmaterial (Fett), rechnet ebenſo deutlich mit der Möglichkeit, gelegentlich außer ſich ſelbſt noch einen kindlichen Organismus mit zu ernähren und erſt in ſeinen Maſchinenteilen ganz neu aufzubauen.

Andrerſeits iſt aber ſchlechterdings nicht einzuſehen, warum nicht eine in dieſem Sinne etwas kleinere und etwas leichtere Menſchenform unſre geſamten Kulturaufgaben genau ebenſogut tragen könnte. Man könnte ſich das ſchon für die Vergangenheit glatt durchdenken. Es gibt gar keinen Anhalt, daß etwa geringe Varianten in der Körpergröße geſchichtlich ein entſcheidender Faktor der Kulturentwickelung in der Menſchheit geweſen wären. Echte menſchliche Zwergraſſen ſcheinen zwar ſeit alters abgefallen zu ſein, obwohl auch hier noch ein gewiſſes ungeklärtes Geheimnis ſteckt. Von einer „Zwergform" des Weibes neben dem Manne kann aber ja gar keine Rede ſein, es handelt ſich lediglich um eine ſchwache Durchſchnittsdifferenz. Mit in dieſem Sinne unbedeutend kleineren und größeren Menſchentypen hat der Kulturfortſchritt aber von jeher ganz glatt abwechſelnd gearbeitet.

Die Rede von der Minderwertigkeit geht zwar weniger auf das Hiſtoriſche, als auf die gegenwärtige und zukünftige Mitarbeit. Dann wird die Sache aber noch beſonders hinfällig. Jene unbedeutend geringere Muskelentfaltung bei ſtärkerer Reſerveenergie der heutigen Durchſchnittsfrau iſt, wenn irgendwann, wahrhaftig kein Hemmnis mehr in unſrer vor Augen ſtehenden Kultur. Man braucht dabei gar nicht in dieſe Debatte zu ziehen, inwiefern eine beſſere turneriſche Ausbildung unſrer Mädchen und Frauen jenen Gegenſatz ſelbſt noch mildern, mindeſtens durch Ausmerzen gewiſſer hemmender Einflüſſe älterer Kultur erſt wieder auf ſein ganz naturgemäßes Harmoniemaß zurückführen könnte. Man mag unſre Kulturfrau als die gegebene Menſchenform auch hier beliebig nehmen, wie ſie heute iſt. So bleibt doch die einfache Wahrheit, daß eine Grundtendenz unſrer geſamten Kulturarbeit auf die Entlaſtung der individuellen Muskelleiſtung des Menſchen überhaupt geht.

Im Prinzip hat dieſe Tendenz offenbar von Anfang an im Menſchen-

weſen gelegen, ja ſie iſt das geweſen, was dieſen Menſchen entſcheidend über das Tier erhoben hat. Du erinnerſt dich an unſer früheres Geſpräch: wie der vergeiſtigte Gehirnteil des menſchlichen Schädels ſchon urſprünglich nur gewonnen werden konnte durch Wegbleiben der groben Muskelanſatzſtellen des Affenſchädels. Körperlich kannſt du dann noch tief in die Menſchheit ſelber hinein verfolgen, wie dieſe rohe Muskelverankerung im Bunde mit größerer Knochenmaſſivität und Schwere allgemein in alle lebenden Menſchenraſſen hinein noch um ein beträchtliches weiteres Stück abgenommen hat; du brauchſt bloß die neuerdings ſo gut bekannt gewordene altdiluviale Neandertal-Form des Menſchen mit den ſpäteren Skeletten zu vergleichen. Entſcheidend für dieſe (in gewiſſem Sinne geradezu mehr „weibliche") Fortentwickelung der Geſamtmenſchheit iſt von beſtimmtem Punkte ab wohl die (durch Gehirnentfaltung erreichte) Erfindung und Ausbildung der Werkzeugtechnik geweſen. Das Werkzeug überbot, entlaſtete und erſetzte allmählich überall das unmittelbare individuelle Muskelſyſtem. Wenn du dich etwa an die Kämpfe homeriſcher Helden erinnerſt, ſo könnte es zwar ſcheinen, als ſei in einigem Sinne auch mit dem Werkzeug, der Waffe lange doch die perſönliche Muskelkraft auch nur gewachſen und immer wieder ausſchlaggebend geweſen. Aber du weißt auch, wie mit der ſchlichten Erfindung des Feuergewehrs ſelbſt die individuelle tapfere Muskelbetätigung in der Schlacht unaufhaltſam zurückgedrängt worden iſt, abgeſehen davon, daß doch nicht der Krieg, ſondern die Friedensarbeit und ihre vervollkommnete Technik der eigentliche entſcheidende Kulturinhalt iſt. Das Ideal dieſer Technik, wie es ſich heute in unerhörter Pracht allenthalben vor uns entfaltet, iſt aber etwa in dem einfachen Bilde enthalten des Knopfs einer elektriſchen Leitung, auf dem der Druck des Fingerchens eines Kinderhändchens eine Energieleiſtung auslöſen kann, die als Dynamiterploſion einen hausgroßen Felſen in Scherben ſprengt. Denke an unſre wundervollen Verkehrsmittel und die immer wachſende Entlaſtung der bewegenden Muskelenergie des einzelnen dabei. Wie eine minimale Verringerung dieſer individuellen Muskelkraft, die beim Weibe notabene nicht ein Krankheitsſymptom darſtellt, ſondern bloß einer kleinen andern Kaſſeneinlage im völlig normalen, durchaus geſund harmoniſchen Organismus für beſtimmte Reſervezwecke entſpricht, gerade den ſo eingeſtellten modernen

und zukünftigen Kulturarbeiter im Weibe beeinträchtigen sollte, ist mit keiner kühnsten Phantasie zu verstehen.

Wollte man umgekehrt einigermaßen paradoxe Sätze wagen, so könnte man viel eher sagen, die Frau entspreche mit ihrem Körperprinzip des Muskelsparens und Reserveſorgens tatsächlich viel deutlicher gerade dem Menschentypus, den unser kulturtechnischer Fortschritt am meisten begünstigt, sie bilde gewissermaßen schon das Vorbild einer hier allgemein haushälterischeren Zukunftsform des Menschenwesens. Wie der heutige Mann zweifellos im Punkte Knochengewicht und grobe Knochenansätze für den Muskelzug „weibischer" ist als der alte Neandertaler, so ließe sich denken, daß das Ideal des Zukunftsmannes eine noch mehr verfeinerte, im Knochen- und Muskelsystem ebenfalls leichtere, durch ein bestimmtes Maß reservierten Fettgewebes schönere Körperform wäre, natürlich nicht im verweichlichten Sinne, der eine gewisse sportliche Durchbildung des Muskelsystems ausschlösse (die nützt ja auch der normalen Frau nur!), aber doch im Sinne eines ästhetischen Sports, der die nackten Glieder schön macht anstatt roh. Keine Frage, daß in solchem Menschenvolk der Gegensatz des männlichen und weiblichen Körpers sich noch um ein Stück mildern würde und zwar mit einer Nuance gegen die Frau hin. Etwas derart hat auch die griechische Kunst schon gesehen, die ja, trotzdem daß die Technik in unserm heutigen Sinne damals noch gar nicht eigentlich entfaltet war, doch am allermodernsten immer schon den durch Technik wieder individuell entlasteten, wahrhaft paradiesischen Menschen vor Augen gehabt hat.

Man braucht aber gar nicht so weit zu wandern, um auf jeden Fall in etwas Muskelvariante mindestens keine Gefahr für den großen Kulturanschluß der Frau zu erblicken. Ebensowenig wird einem aber einfallen, eine kulturelle Minderwertigkeit der weiblichen Menschenform aus der Existenz eines etwas schwereren und anders geformten Beckens, einer größeren Hüftbreite, einer dauernd andersartigen Stimmlage herzuleiten. Ob der Kulturheraufgang der Menschheit sich wirklich wohl verlangsamt oder in minderwertiger Form vollzogen haben würde, wenn alle Menschen von Beginn an etwas breitere Hüften oder etwas mehr Stimmlage nach der Seite des Soprans gehabt hätten?

Selbst eine Vergleichung, die zeitweise viel Einfluß gewonnen hat

und zweifellos auch etwas sachlich Wichtiges im Kern enthält, läßt sich in ihren Folgerungen geradezu umgekehrt verwerten. Es ist die Idee, daß das Weib im ganzen noch dem Kinde näher stehe als der Mann. In einzelnen Merkmalen (ich erinnere zum Beispiel an den stärker entwickelten und längeren Bauch im Gegensatz zum Brustkorb) macht das oberflächlich wirklich so den Eindruck. In andern (zum Beispiel bei der schon erwähnten Brustdrüse) ist die Ähnlichkeit aber auch umgekehrt bei dem Manne. Wer hier höflich übertreiben will, wird sagen: das Weib blüht in ewiger Jugend. Es ist aber recht anders gesagt worden. Das Weib bleibe zeitlebens ein unentwickeltes Kind. Es bleibe viel früher stehen als der Mann. Dann noch scheinbar fataler: das Kind sei dem Tier noch näher, und so ständen auch die Weiber zeitlebens noch tiefer im Tierischen. Im Bestialen, so wird das Wort gelegentlich besonders beliebt. Gerade der letztere Gedanke streift eine wirklich vielleicht ernsthaftere Sache, bloß daß zum Lohn für seine Gehässigkeit die Konsequenz daraus sich geradezu auf den Kopf stellt.

Der weibliche Organismus wahrt sich in einzelnen Zügen etwas Ursprünglicheres als der Mann. Das betrifft in erster Linie den inneren Bau seines Geschlechtsorgans selbst, ich komme darauf noch ausführlich zurück. Es erscheint von unten auf in der Lebenswelt wie ein leise fortwaltendes Gesetz, daß die weibliche Geschlechtshälfte sich einen leicht konservativeren Charakter wahrt. Vom Geschlechtsorgan greift das auch auf den Gesamtkörper mehr oder minder immer wieder in etwa über. Innerhalb der einzelnen höheren Tiergruppen stehen die Weibchen oft noch der engeren Ausgangsform der betreffenden Form näher, der Stammbaumstelle, von der fort sie sich im weiteren für sich spezialisiert hat. Da die jungen Tiere in solchen Fällen oft diese Stammform selber noch kopieren, so legt das gelegentlich immer einmal auch eine größere Ähnlichkeit von Mutter und Kind nahe. Es steckt in alledem ja kein absolut durchgesetzter Zwang, man wird stets auch mancherlei spezielle Ausnahmen nennen können, wo auch Weibchen sich recht einseitig in neue Wege hinein fortspezialisiert haben. Aber eine gewisse Tendenz läßt sich doch nicht verkennen. Und ein wenig davon trifft nun auch, scheint es, auf das Menschenweib zu. Auch noch über sein Geschlechtsorgan im engeren hinaus wahrt es sich in seinem Gesamtkörperbau einige leichte Züge,

die es als konservativer erscheinen lassen, als sei es auch dem ursprünglichen Punkt der Menschwerdung näher geblieben.

Gerade das ist aber nicht etwa so zu verstehen, als sei das Weib etwa noch halber Affe. Es würde vielmehr die ursprüngliche Stelle der energischen ersten Ablösung des reinen Menschenwesens vom Tier noch stärker spiegeln, während der Menschenmann sich schon wieder um eine gewisse feine Nuance davon fort seitwärts spezialisiert hätte. Du erinnerst dich, wie wir zum Beispiel von der Rolle des Gebisses in der Menschwerdung sprachen. Für den Menschen war entscheidend das Beibehalten des Extrems eines schwachen Gebisses. Das Weib hat heute noch ein schwächeres Gebiß gegenüber dem Manne. An dem extrem starken Gebiß hing umgekehrt wohl einst das Schicksal der Menschenaffen, das sie in eine eng spezialisierte Seitenlinie führte. Charakteristischer Weise haben auch da die Weibchen noch bis heute etwas wie einen Zug zum Ausgangspunkt gewahrt: auch sie führen noch die wenigstens relativ schwächeren Affengebisse. Ganz minimal hätte hier und in einigen andern Merkmalen auch der Mensch noch wieder nachträglich abgelenkt, im ganzen zwar wirklich nur höchst unbedeutend, kaum merkbar. Aber jedenfalls träte es auch bei ihm einseitiger am Manne hervor, während das Weib den unverfälschten Ausgangspunkt sichtbarer bis heute rettete. Du magst das auch mit der früher besprochenen Asyltheorie verknüpfen. Magst sagen, das Weib stellt uns in allem noch das ursprünglich etwas zartere, weichere, verwöhntere, weniger gehetzte, gemütstiefere Menschenwesen jener Asylzeit vor Augen, während der Mann in seiner bestehenden Form immerhin etwas stärker die spätere einseitige Wehr- und Trutzform, die Menschenform des wieder heftiger entbrannten Daseinskampfes ist, die zwar auch beileibe nicht etwa wieder gorillahafte Züge angenommen hat, aber doch einigermaßen wieder einer härteren, gewaltsameren Naturbahn ihre kleine Konzession machen mußte. Das würde dann für die Vergangenheit schließlich auf ähnliche Gedankengänge führen, wie wir sie eben der Zukunft der Menschheit gewidmet hatten.

Gewiß ist nach Analogie sonst in der Stammbaumentwickelung der Tiere jedenfalls noch, daß für eine wirkliche Fortentwickelung in ein Überbietendes, Höheres hinein die weniger spezialisierte, den früheren Entwickelungsausgang stärker noch markierende Form immer

die größere Chance hat. So viel wir davon bisher haben verfolgen können, hat der Neufortschritt nicht an den spezialisierten Spitzen der Stammbaumäste eingesetzt, sondern durchweg immer wieder an den größeren Gabelungsstellen selbst. Die scheinbar konservativere Form ist für ihn gerade der neue Knoten zum Sproßtreiben geworden, so daß das Wort konservativ hier eigentlich den ganz andern Tiefensinn bekommt von: reserviert für weitere Fortschrittsmöglichkeit, als Knospe mit voller Kraft erhalten für das Einsetzen einer höheren Blüte in neuem Entwickelungsfrühling. Aller Analogie nach muß das auch für den Menschen gelten. Wenn er wirklich in einer neuen Wende der Zeiten dermaleinst noch eine grundlegende Neuentwickelung aus sich selbst heraus und über sich selbst hinaus treiben sollte, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach also der weibliche Organismus gerade wegen seiner in diesem Sinne „konservativeren", das heißt weniger einseitig spezialisierten Züge die geeignetere Ansatzlinie dieser Neubildung darstellen. Der Satz von dem „zurückgebliebenen" Weibe würde hier die streng umgekehrte Beleuchtung erfahren.

Dabei sind noch wieder gewisse Tatsachenanhalte in hohem Grade bemerkenswert. Nach Darwin hängt, wie du weißt, jede Neuentwickelung in der Lebenswelt von der Existenz neuer Varianten ab, aus denen die Außenwelt die fortschrittlichen allmählich auslieft, erhält und weiterzüchtet. Je mehr Variantenwerfen, desto mehr Chance des Fortschritts. Wo das Variantenwerfen nachläßt, da entsteht umgekehrt wirklicher, böser Konservativismus, die Art erstarrt und steht bei veränderten Anforderungen einer fortgeschrittenen Zeit über kurz oder lang vor der Gefahr des Ausgerottetwerdens ohne verjüngten Nachwuchs. Es scheint nun durchweg, als seien in diesem Sinne umgekehrt die stark spezialisierten Stammbaumzweige die wirklich bösen konservativen Elemente, während das Geheimnis der in jenem Reservesinn konservierten Ausgangsformen gerade darin zu bestehen scheint, daß sie in diesem andern Sinn ausgesprochen nicht konservativ erstarrt sind, sondern fortgesetzt individuell stark weiter variieren. Und hier muß bedeutsam sein, daß, wie es scheint, die weibliche Menschenform körperlich beständig noch heute stärker variiert als die männliche. Im ganzen variieren alle Körpersysteme des Menschen überhaupt noch immerzu beträchtlich, ein Beweis, daß es schwerlich mit unsrer

natürlichen Weitergeſtaltung ſchon aller Tage Abend iſt. Aber das Weib geht darin voran.

Intereſſant iſt auch, daß die Frau bei uns im allgemeinen individuell direkt etwas widerſtandsfähiger den äußeren Lebensgefahren gegenüber iſt als der Mann. Der Statiſtik nach iſt (in der europäiſchen Raſſe zweifellos) ein kleiner Überſchuß der männlichen Geburten vorhanden: auf hundert Mädchen etwa hundertundfünf Jungen. Trotzdem bleibt ſpäter die Geſamtziffer der Frauen und Männer in unſrer Bevölkerung nicht nur gleich, ſondern es tritt vielfach ein geringer Überſchuß ſogar von Frauen auf. Die ſtärkere Bedrohung durch den Lebenskampf in den männlichen Berufen ſcheint das nicht allein erklären zu können. Schließlich hat doch gerade die Frau auch die chroniſche Gefahr des Wochenbetts. Die Frau ſcheint zu relativ höherem Lebensalter wirklich durch eine feſter veranlagte Konſtitution zu kommen. Auch darin möchte man etwas von der Zähigkeit aller im guten Sinne konſervativen Reſerveformen der Entwickelung ſehen, die bei den Tierarten geſchichtlich vielfach äußerſt deutlich zum Ausdruck kommt. Das Weib iſt ſozuſagen die zähere Menſchenart von heute.

Inzwiſchen iſt aber auch dieſe Gegenſätzlichkeit zwiſchen Mann und Frau tatſächlich eine ſo geringfügige, daß man in ſolche weiten und vagen Schlüſſe hinein ſtrenggenommen bloß verlockt wird durch die maßloſen Übertreibungen der gegneriſchen Seite, die das Weib an dieſer Ecke abſolut kreuzigen möchte. Die eigentlich entſcheidende Stelle könnte ſchließlich doch nur das Gehirn ſein. Iſt das Frauengehirn etwa grundſätzlich minderwertiger als das Mannesgehirn?

Die Literatur über dieſe Frage ſchwillt wie ein Meer. Die wahren wiſſenſchaftlichen Reſultate nach der reinen Körperſeite ſind aber auch hier auf ein Kleinoktavſeitchen zu ſchreiben, wobei hinter jeden Satz noch ein großes Fragezeichen als Warnſignal gehört.

Im Schädel von Mann und Weib gibt es kein abſolutes Trennungsmerkmal, das in jedem individuellen Falle ſicher die Geſchlechter ſonderte. Auch da gibt es nur Durchſchnittsziffern. Im Durchſchnittsmaß und auf ihre Durchſchnittsgröße berechnet hat die Frau einen größeren Schädel als der Mann. Dabei liegt das Entſcheidende in der größeren Hirnſchale, während der Geſichtsteil mit Unterkiefer und

Gebiß ſchwächer als beim Mann entwickelt ſind. Der Mann hat mehr grobe Zugſtellen auch hier für Muskeln, und die Stirnknochen über den Augen ſind ſtärker. Dieſe Züge des Weibes deuten auffällig in das Gebiet jenes ſtrengen Beharrens auf der geraden Linie der älteſten Menſchwerdungstendenz: möglichſt großer Gehirnraum auf Koſten des Kieferteils und Gebiſſes. Sie gäben alſo nichts Neues. Mit dem Großhirn beginnen aber dann die Streitfragen.

Die roheſte, obwohl populär verbreitetſte Unterſuchungsmethode bezieht ſich auf das Gewicht. Da der Mann, wie geſagt, im Durchſchnitt etwas größer und ſchwerer iſt als die Frau, kann man die Gehirne beider nicht etwa einfach gegeneinander abwägen und dann ſagen, der Mann hat mehr Hirnſubſtanz. Man muß die relativen Verhältnisziffern beider zu ermitteln ſuchen. Im Verhältnis zum Gewicht des ganzen Weibes ergibt ſich dann, daß das Gehirn der Frau ſchwerer iſt als das des Mannes im Verhältnis zu ſeinem Geſamtgewicht. Mißt man dagegen ebenſo an der Größe von Weib und Mann, ſo hat der Mann das relativ ſchwerere Gehirn. Anfangen kann man mit alledem alſo auch nichts. Man hat ſich eingeredet, die größere Schwere ergebe den Grad der Leiſtungsfähigkeit. Das leichtere Gehirn ſei notwendig das geiſtig minderwertigere. Aber welches von den beiden Meſſungsreſultaten ſoll nun gelten für dieſen Grad der Leiſtungsfähigkeit? Der Schluß iſt aber in ſich ſchon ſo falſch, daß man dieſe vorerſt ganz unmögliche Entſcheidung gar nicht zu treffen braucht. Denn an den eklatanteſten individuellen Fällen läßt ſich erweiſen, daß hochbegabte, in ihrer geiſtigen Leiſtung weit über dem Durchſchnitt ſtehende Männer ein tatſächliches Gehirngewicht beſeſſen haben, das *unter* dem Durchſchnitt ſtand. Umgekehrt kommen ungewöhnlich ſchwere Gehirne bei mittelmäßig oder ſchwach begabten Individuen vor. Hier kann die Sache alſo zwiſchen den Männern nicht ſtimmen. Das treibt aber zu dem Schluß, daß Gehirnmaſſe und Intelligenz überhaupt nicht in dieſem einfachen Abhängigkeitsverhältnis ſtehen. Man kann hier nicht einfach mit der Gehirnſubſtanz bloß wie mit einem beliebigen Muskel rechnen: iſt er ſchwerer, ſo arbeitet er beſſer und umgekehrt. Das Gehirn mit ſeinem verwickelten Bau nimmt ganz offenbar eine Sonderſtellung ein, die denn doch wahrlich nahe genug liegt. Es hat ſeine Sondergeſetze, die wir erſt kennen lernen ſollen.

Man hat ja nun auch von jenem Bau aus die Dinge schon zu fassen gesucht. Trotz aller Finessen unsrer Gehirnanatomie hat sich an den Gehirnen von Erwachsenen aber bisher kein durchgängig wiederholter fester Formunterschied, etwa im Verlauf der Furchen und Windungen, nachweisen lassen. Unterschiede im Verlauf der embryonalen Gehirnentwickelung werden behauptet, sind aber noch nicht über die Möglichkeit einer Irreführung durch das große individuelle Variieren hinausgebracht.

Bei dieser überall offenen Situation kann als wirklicher Beweis also doch nur das Studium der Geistesleistungen selbst gelten. Wir haben aber davon schon früher mehrfach gesprochen. Der weibliche Geist variiert individuell ganz unzweifelbar bis zum Genie in höchsten menschlichen Fortschritts- und Höhenfunktionen, wie Dichtkunst oder Mathematik. Das Weib ist ebenso der edelsten menschlichen Charaktervarianten fähig. Da diese höchsten auch dem Manne nur zugänglichen Schwellen individuell auch von Frauen erreicht werden, so ist es in keiner Weise wahrscheinlich, daß das Durchschnittsniveau an sich merkbar tiefer liege. Wenn der Mann bei uns geschichtlich einen leichten Zug zu einseitiger Spezialisierung angenommen hat, so wäre es höchstens erklärlich, daß wir bei ihm auch mehr speziell gerichtete Genievarianten gewahrten, während das Weib im allgemeinen auch hier das langsamere, mehr stufenweise, aber dafür auf die Dauer solidere und mehr in der Breite sich durchsetzende Variieren des reinen Grundtypus verträte. Die zahlreichen ausgezeichneten Charaktervarianten der Frau, die ethischen Varianten, wie man sie geradezu nennen möchte, scheinen mir hier eine ganz besondere Rolle zu spielen. Diese Plusvarianten des Charakters sind für die Menschheit in gewissem Sinne weit wertvoller noch als etwa alle einseitigen Erfindertalente. Doch sind selbst das vorläufig durchaus problematische Punkte, neben denen die Hauptsache bleibt, daß jedenfalls in bestimmten Einzelfällen die höchste Geistesentfaltung bei Mann und Frau so parallel ansteigt, daß von Minderwertigkeit schlechterdings keine Rede sein kann.

Wobei ich dich noch einmal auch daran erinnere, daß von Beginn des ganzen Geschlechtergegensatzes an in der Natur immer jene Chromosomenverteilung auf je Halb und Halb beider Individualitäten, der weiblichen zum genau so großen Prozentsatz, wie der männ-

lichen, gegolten hat und daß an diesem bedeutsamen Urverhältnis auch beim Menschen nichts verändert ist.

So ist also auch in dieser Gehirnfrage die Ausbeute für den eigentlichen extremen Gegensatz der beiden Geschlechtspersonen beim Menschen eine auffällig dürftige. Im ganzen kann es keine sicherere Bestätigung für das relativ nur Geringfügige des Geschlechtskontrastes gerade beim Menschen geben, als diese überall herzlich schwachen Resultate auf einem Gebiet, das infolge jener aufgeworfenen praktischen Minderwertigkeits-Frage so unablässig aufs hitzigste berannt worden ist.

Schließlich kommt noch hinzu, daß zahlreiche individuelle Übergänge zwischen den menschlichen Geschlechtern auffällig werden. Früher hat man das meist nur geistig verfolgt und als gelegentliche geistige Monstrosität aufzufassen versucht. Heute ist man (besonders durch die verdienstlichen Materialsammlungen Hirschfelds) auch über die körperliche Existenz solcher sexuellen Zwischenstufen sehr gut unterrichtet. Weibliche und männliche Charaktere erscheinen hier gelegentlich als individuelle Variante in der seltsamsten Mischung in ein und derselben Person. Die Kette der Möglichkeiten der Mischung, der Abstufung scheint dabei schier unbegrenzt zu sein. Natürlich finden sich solche Übergänge auch schon beim Tier. In den niederen Regionen der Lebensentwickelung herrschten, wie du weißt, vielfach als Normalstand noch hermaphroditische Zwitterzustände, bei denen jedes Individuum überhaupt beide Geschlechter in sich trug. Erinnere dich an den Liebesroman der Schnecken. Wenn auf den Stufen, wo das dauernd zu Gunsten der normalen Doppelgeschlechtigkeit von der Natur verlassen ist, einzelne Varianten doch immer noch abnorm hinüber und zurück spielen, so möchte man das unter das Gesetz bringen, daß die Naturentwickelung nicht leicht etwas ganz aufgibt. Schattenhaft schleppt sie das Alte immer auch noch in etwa mit. Im biogenetischen Grundgesetz läßt sie ganze Ahnenreihen noch einmal undeutlich anklingen. In rudimentären Organen bleibt sie lange auffallend zäh. Unter ihren zahllosen beständigen Reservevarianten wirft sie immer auch noch Rückschläge, Atavismen, gleichsam antiquierte Modelle in gewissem Prozentsatz herauf. Man versteht, daß auch dieses alte Material, als Reserve immerfort noch bereit, gelegentlich vor neuen Entwickelungsanforderungen doch wieder

wertvollen Zuchtwahlſtoff abgeben kann, wenn es gilt, eine ältere Anpaſſung (etwa von einem Landtier wieder zur Waſſeranpaſſung) zu reſtituieren. Als eine ſolche Reſerve ſpukt auch der Hermaphroditismus noch herum, kombiniert mit wer weiß was für Nebenmöglichkeiten, zerriſſen in wer weiß was für Fragmente. Und ſo kommt er auch als Variantenſpiel noch bis zu uns herauf. Uns mag ja der Gedanke ungeheuerlich vorkommen, was die Natur hier noch mit uns vorhaben könnte, mit Durchſchleppen gerade dieſes Materials ſelbſt noch bei uns. Jedenfalls iſt aber das Phänomen kein Teufelsſpuk, ſondern fügt ſich auch bei uns hier logiſch ein als ein Rudiment unſrer Tierheit. Die Sache drängt ſich uns nur um ſo greller auf, als ſie kombiniert erſcheint mit allen, oft ſogar ſehr hohen Phänomenen des menſchlichen Geiſtes.

Auf der einen Seite erſchwert die Exiſtenz dieſer Zwiſchenſtufen die Sicherheit des Studiums echt männlicher und echt weiblicher Leiſtungen. Wir glauben eventuell einmal eine Frau zu ſtudieren und haben eigentlich eine mehr oder minder ſtark auch auf Mann gebildete Individualität vor uns. Ein Narr könnte das ſo übertreiben, daß er ſagte, alle weiblichen Genies und Geiſtesgrößen ſeien bloß verkappte ſexuelle Zwiſchenſtufen geweſen. Davon iſt natürlich keine Rede, aber im Einzelfalle tut Vorſicht not. Andrerſeits lehrt aber doch auch wieder die Möglichkeit ſolcher Kombinationen und Verwechſlungen erſt recht, wie gering der Gegenſatz der Geſchlechter bei uns wirklich iſt, mit wie zarten und oft verſchwimmenden Nuancen auch der wahre Mann, die wahre Frau beim Menſchen von der Natur nebeneinander gezeichnet ſind.

Der Kontraſt iſt uns alſo ſo leicht gemacht, wie nur irgend denkbar war.

Wenn er uns trotzdem ſo ungeheuerlich packt, daß er oft als das größte Problem des ganzen Menſchendaſeins erſchienen iſt, ſo liegt das an der Zweiheit überhaupt. An der Vorſtellung des erotiſch halbierten Menſchen. Lebten die Frauen nur wie eine etwas anders geſtaltete, aber eng befreundete Menſchenraſſe ſo zwiſchen uns hin, ohne die erotiſche Notwendigkeit, in einem einfachen Symbioſeverhältnis, wie verſchiedene Tierarten bisweilen zu Schutz und Trutz

zuſammenhalten, mit den Männern verknüpft: keiner würde viel geiſtigen Federleſens darum machen.

Mit der erotiſchen Halbheit und erotiſchen Verdoppelung wirſt du dagegen in ganzer Wucht jetzt bei dir ſelber in das hinein geriſſen, was in unſrer ganzen Betrachtung bisher immer und immer von unten herauf ſchon Wellen geſchlagen hat: in das Problem, ja das Myſterium der Individualität. Diesmal iſt es durchaus nötig, daß wir uns einmal ein ganzes Stück weit von ihm dahinwirbeln laſſen.

Du ſollſt dir ſagen, daß deine Individualität platzen, aufreißen kann nach oben hin. Daß ſie mit einer zweiten zuſammen umgriffen werden kann von einer höheren Naturmacht, die aus den beiden, dem Mannesindividuum und dem Weibesindividuum, eine neue Individualität erſt in der Vereinigung wieder ſchafft. Und das jetzt noch bei dir, dem Menſchen in ſeiner ſouveränen Herrlichkeit gerade der Einzelperſon. Du erinnerſt dich an den Seeſtern, von dem wir ſprachen: der in all ſeinen Organen jählings platzte, ſich ſpaltete, in zwei ſelbſtändigen Hälften auf einmal dahin kroch. Etwas derart mutet dein eigener Leib dir jetzt auch gedanklich zu, indem er als Geſchlechtsleib, als Liebesleib dein Lehrer werden ſoll . . .

Credo quia absurdum.
Ich glaube es, weil es ſinnlos iſt . . .
Eine menſchliche Individualität, die nach einer höheren Individualität zu offen ſein ſoll . . .

Du, wie du hier im Graſe liegſt und dir von der Urgeſchichte der Liebe erzählen läßt, was biſt du? Ein Menſch. Jawohl, aber es gibt fünfzehnhundert Millionen Menſchen rund gerechnet auf dem Planeten Erde. Was biſt du bei dieſen Millionen? Du biſt ein einzelner Menſch, ein einzelnes menſchliches Individuum. Der Begriff Menſch oder, allgemeiner geſagt, Menſchheit zerſpaltet ſich auf der Erde in rund fünfzehnhundert Millionen ſolcher Individuen wie du eines biſt. Das Weſen dieſer Zerſpaltung beruht darin, daß du dich, obwohl du „Menſch" biſt wie alle dieſe andern Menſchen, doch als etwas abſolut Beſonderes darunter fühlſt. Du fühlſt dich als „Ich", als zentraler Punkt in dieſer ungeheuren Kopfzahl, als Anſchauungsmittelpunkt. Ich ſuche hier keine feinere philoſophiſche Definition. Ich nehme es naiv wie es jedem geläufig iſt. Alle die andern, obwohl auch zugeſtandenermaßen Menſchen, ſtehen dir gegenüber als „Du". In dir ſelber biſt du der ewige Luther, der da ſagt: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders". Dieſes Gefühl des Auffichſelbſtſtehens, des eigenen Mittelpunktbildens, des innerlich unerſchütterlichen Alpha und Omega, des aus dem Tiefſten herausgepreßten Bekenntniſſes: „Hier ſtehe ich", das iſt es, was wir bei uns „Individuum" nennen.

Der Begriff iſt eigentlich ſeeliſch erſchaffen worden, oder beſſer geſagt: aus jenem reinen Grundzuſtande in uns heraus, der noch gar nichts mit der begrifflichen Trennung von Seele und Leib zu tun hat. Wenn du auf dieſe trennende Welt aber nachträglich dich einläßt, ſo iſt zu merken, daß der Begriff des Individuums ſich eben doch auch körperlich bei dir bis zu gewiſſem Grade faſſen und greifen läßt. Du ſtehſt nicht nur für dich, ſondern auf einem gewiſſen Umwege greifbar auch für mich, alſo auch objektiv genommen, als etwas ſozuſagen Einheitliches, im allgemeinen Menſchentypus Individualiſiertes vor mir, obgleich ich in deine Seele nicht ſchauen kann, ſondern mich an den ſogenannten Leib halten muß. Und wenn du dich hier im Waſſer abgeſpiegelt beſiehſt, alſo dich dir ſelber objektivierſt, ſo ſiehſt du da auch an dir einen Menſchenkörper,

der als solcher seine Besonderheiten gegenüber allen andern auf Erden hat.

Im Grunde ist diese Zerspaltung in Individuen ja schon wunderbar genug. Aber sie wird doch praktisch gewissermaßen aufgehoben, indem jeder Einzelmensch sich als das Ganze, als die Menschheit fühlt.

Jetzt aber verlangt dein Geschlechtsleib, daß du auch den Charakter dieser seelischen wie körperlichen Ganzheit doch noch an einer Ecke sprengst, da, wo die Liebe in dir über dich hinaus und noch um ein zweites Menschenwesen greift ...

Um dieses so nackt wirklich heillosen Gedankens einigermaßen Herr zu werden, mußt du dir nun zunächst noch einmal etwas sinnfällig klar machen, das wir im höheren Lebensbereich zwar schon oft genug gestreift haben, das aber an dieser Stelle mit ganzer Wucht jetzt auch für dich, für den Menschen und Einzelmenschen, dir auf den Hals rückt.

So rund, fest, geschlossen dir deine einfache Leibes- und Seelenindividualität auch erscheinen mag: auf jeden Fall läßt auch sie sich nach unten, in dich selbst als Einzelperson hinein, in eine höchst verwickelte Vielheit auflösen. Eine Vielheit in sich wieder gesonderter unterer Individualitäten, die du hier in einer offensichtlich auch höchst aparten Weise körperlich und seelisch oben in ein Eins und Höheres an Individualität zusammengreifst. Körperlich wie seelisch ist schon deine gewöhnliche, scheinbar so ganz einige Persönlichkeit zusammengesetzt, sie ist aufgebaut aus andern, ebenso seelisch wie körperlich vorhandenen Individuen.

Denke dir den Sachverhalt zunächst einmal wieder mit rein körperlichen Bildern durch.

Hier ist ein dicker Sack und in dem Sack ist Sand. Der ganze Sandsack wiegt soundso viel. Er drückt auf die Wage mit dem und dem Gewicht als Gesamtleistung. Diese Gewichtsziffer ist eine feste Größe. Sagen wir einmal, die Ziffer sei jetzt der Ausdruck der wirkenden leiblichen Persönlichkeit, der körperlichen Individualität „Sack". Dieser Masse, die diese bestimmte Wirkung ausübt, entspricht ja auch hier eine äußere individuelle Form: wir sehen den

Sack als ſolchen da ſtehen, ſehen das einheitlich geſchloſſene Ding, das genau dieſe beſtimmte Ziffer Druckkraft auf die Wage ausübt. Trotz alledem weißt du ganz genau: der Inhalt des Sackes beſteht aus ſoundſo viel einzelnen Sandkörnern. Jedes Sandkörnlein, für ſich allein gedacht, würde nur ein Gewicht von höchſtens ſoundſo viel Prozent des Geſamtgewichtes haben. Für ſich allein auf die Wage gelegt, wöge es das aber wirklich. Allein dahin gelegt, bildete es für ſich eine ebenſolche Einheit, eine Art körperlicher Individualität, wie der ganze Sack, bloß eine in der Druckwirkung faſt verſchwindend ſchwächere Einheit.

Nun ſieh deinen Leib an. Auch zunächſt rein körperlich. Er vollführt gewiſſe Leiſtungen, genau wie der Sack ſeinen Druck auf die Wage ausübt. Und doch kannſt du auch in dieſem deinem Leibe eine innere Vielheit körperlich ſehr gut erkennen, genau ſo wie im Sack die Sandkörner. Ich laſſe beiſeite, daß dein Leib aus kleinſten Teilchen ſeiner ſtofflichen Elemente und ſeiner chemiſchen Verbindungen zuſammengeſetzt iſt, den ſogenannten Atomen und Molekülen oder wie du das ganz modern ſonſt noch bezeichnen willſt. Das ginge ja noch unter die Sandkörnlein hinunter. Wie aus dieſen der Sack, ſo iſt aber, wie du weißt, dein Leib zuſammengeſetzt aus ſeinen Zellen. Dieſe Zellen ſind kleine Teilchen organiſcher Maſſe, die deinen Körper ſo zuſammenſetzen, daß jede ihre körperliche Einzelgeſtalt wenigſtens urſprünglich bewahrt, dabei aber doch im ganzen der neue, wieder ganz einheitliche Leib entſteht. Es geſchieht das hier auf eine Weiſe, die an ſich ja noch viel verwickelter iſt als die einfache Zuſammenhäufung der Sandkörnlein in unſerm Sack. Die Zellenkörnlein haben ſich nämlich innerhalb ihres großen Leibesſacks erſt noch einmal zu kleinen Unterſäcken angeordnet: ſie bilden Organe in dir, die als kleinere Zellgenoſſenſchaften in dir ſozuſagen erſt eine Anzahl kleinerer Separatleiber formen. Dein Magen, deine Lunge, dein Herz, auch dein Geſchlechtsteil ſelbſt: das ſind ſolche Separatleiblein in dir nochmals zwiſchen den Milliarden kleinſter Zellenleiblein und deinem großen Geſamtleibe, den dein Ich geſpiegelt ſieht, wenn es hier ins blaue Waſſer ſchaut. Doch das iſt nur etwas Nebenſächliches.

Nun aber: dein Leib exiſtiert tatſächlich nicht bloß körperlich für dich als ſolches Spiegelbild im Waſſer oder als greifbares, hörbares,

sichtbares, objektives Ding für mich hier: er ist zugleich innerlich und seelisch für dich auch dein „Ich" selbst, er ist deine geistige Individualität. Eine jener Unterrubriken in dir ist da stärker beteiligt, das Gehirn, doch umfaßt das auch in seiner Weise noch wieder den ganzen Leib, so daß wir ruhig verallgemeinern können.

Magst du dir nun wieder vom Boden deiner Philosophie aus den Zusammenhang denken wie du willst; ich lasse das mit Willen in unsrer Unterhaltung immer wieder offen. Magst du dir denken, daß der körperliche Leib das Seelische auch „bewirkt" als eine Handlung, ganz ähnlich wie der Sandsack als Ganzes seinen bestimmten Druck auf die Wage bewirkte und sein „Gewicht" hervorbrachte. Oder so, daß es überhaupt nur ein Ding bei dir gibt, das du je nachdem als Leib oder Geist auffassest. Oder: daß du eigentlich nur Geist bist und der Leib erst durch eine Art Subtraktionsexempel in dir, aber stets selber durch einen Denkprozeß, entsteht. Das Wesentliche bleibt: der leiblichen Individualität bei dir zu deinen Lebzeiten entspricht offenbar auch eine seelische.

Ist nun die leibliche Individualität nach unten zusammengesetzt aus kleineren, von ihr umschlossenen Individualitäten (den Zellen und so weiter), so liegt mindestens die Wahrscheinlichkeit vor, daß das gleiche auch von der seelischen Individualität gelte. Die Sache geht aber über die bloße Wahrscheinlichkeit hinaus, wenn du dich auch hier wieder an das früher des öfteren schon Erwähnte erinnerst daß jede Zelle auch eine seelische Individualität wirklich ist.

Laß uns die dafür sprechenden Gründe noch einmal zusammenfassen.

In Bazillen, Amöben, Radiolarien und so weiter und weiter leben allerorten auf Erden Wesen mit allen Zeichen selbständigen Lebens, die überhaupt nie etwas andres darstellen als eine einzige derartige Zelle. Sie sind leiblich und seelisch vollkommenes Individuum, wie du, und bilden doch nur eine Zelle, eines jener Körperchen, deren Milliarden deinen Leib aufbauen. Aus solchen Einzellern hat geschichtlich sich erst der wunderbare Zellenstaat deines Leibes entwickelt, allmählich, erst als roher Zellklumpen, dann, indem die Zellen dieses Klumpens eine feinere Arbeitsgenossenschaft mit Arbeitsteilung bildeten, sich in Organe sonderten, wie eine soziale Rohmasse sich in Zünfte zerteilt. Sollten die Einzelzellen dieses raffinierten Staates, den du

als „Leib" führſt, in dir ſelbſt keine Zellſeele mehr beſitzen, ſo müßten ſie alſo nachträglich ihre Seelen wieder verloren haben!

Wir haben aber beſtimmte Anhalte, daß das nicht allgemein der Fall ſein kann.

Denke dir, hier ſtände ein Mikroſkop und durch dieſes Mikroſkop ſchauteſt du einmal wieder in das tiefſte Wunder, das dein eigener Leib dir gewähren kann. Ein Tröpflein deines eigenen Samens ſoll in friſchem, warmem, noch lebendigem Zuſtande im Lichtfelde des Mikroſkops liegen.

Das iſt nun ein Teilchen, ein Tröpflein deines eigenſten Leibes, ausgeſtreut, noch während deine leibliche und geiſtige Individualität als Ganzes feſt beſteht, gleichſam ins „Objektive" hinein. Dir ſelber entgegentretend wie in geheimnisvoll vergrößertem Spiegelbild. Was aber ſiehſt du? Dich durchdringt ein dumpfer Schauer. Du ſtehſt in einem der ganz großen, ganz weihevollen Momente. Du ſiehſt nicht in ferne Welten, in Doppelſonnen und Milchſtraßen. Das hier iſt ein Tröpflein von dir ſelbſt. Ein Stücklein deines Ich. Sieh raſch zu. Es entſchwindet, trocknet dir ein unter der Hand, es ſtirbt, roh losgelöſt von dir. Aber noch lebt es. Ein weißer Fleck, ein kleines Meer. Und darin ſich regend eine Menge winziger Körperchen. Sie zucken, bewegen ſich von der Stelle, wimmeln ſtoßweiſe durcheinander. Jedes Körperchen iſt ein einzelnes „Samentierchen", eine einzelne losgelöſte, befreite Zelle deines Leibes. An einer Stelle hat ſich dein Zellenverband gelockert, hat ſoundſo viel Einzelzellchen lebend aus ſich entlaſſen. Das war der vortretende Samen. Und hier ſiehſt du als Ganzes jetzt ſelber dieſe Zellchen. Sie bewegen ſich, leben, jedes für ſich. Jedes entſpricht in ſeinen Lebensregungen, ſeinen Bewegungen auch äußerlich noch vollkommen einem jener Urweſen, die nie etwas andres darſtellen als eine Zelle überhaupt. Warum ſoll nicht jedes dieſer Samenzellchen auch ein echtes ſeeliſches Individuum ſein gleich dieſen? Diesmal kannſt du es aber tatſächlich beweiſen.

Du erhebſt den Blick vom Mikroſkop. Dein Auge verliert das vergrößerte weiße Tröpflein, das aus deinem Leibe ſtammt. Und die große Welt taucht dafür vor dir auf. Sterne in unendlichen Weiten des Raumes. Und unendliche Folge der Dinge nacheinander in der Zeit. Sie ſterben ja jetzt unter deinem Mikroſkop hier, deine Samenzellen des Experiments. Ihre uns erkennbare Bahn iſt vollendet mit

dieſer letzten Tat, daß ſie dich vor eine der größten Offenbarungen über dich ſelbſt geſtellt, daß ſie dich dir ſelber in deinen individualiſierten Teilen zeigten. Aber laß ſolches Samentierchen den rechten Ort erreichen, für den es die Natur beſtimmt hatte. Laß es tief im Schoße eines liebenden Weibes die ebenſo individualiſierte Eizelle erreichen. Aus der Verſchmelzung beider erwächſt ein Kind. Es lacht dich an mit ſeinen lichten neuen Augen und greift nach dir mit ſeinen roſigen Händchen: dieſem Kinde wirſt du doch die Seele nicht abſprechen? Woher aber ſtammt ſie? Aus jenen zwei vereinigten Zellen, der Samenzelle und Eizelle. Und du entdeckſt im Charakter, in der Seele des Kindes Züge von dir. Es muß nicht bloß eine körperliche Zelle, es muß „Seele" von dir eingeſtrömt ſein in dieſes Kind beim Zeugungsakt, „Seele" mit jener einzelnen losgelöſten Zelle deines Leibes, der Samenzelle. Eine „Seele" mußte wohnen in dieſem Zellchen, eine „Zellſeele", die, obwohl nur ein unendliches Bruchteilchen deines großen Mannes-Ich, doch eine Note trug von dir auch in dieſem ſeeliſchen Sinne, ein geheimſtes Erkennungszeichen, das der neuen Kindesſeele einen Zug gab von „dir".

Was aber die Samenzelle bei dir beſitzt, wenn du Mann biſt, die Eizelle, wenn du Weib biſt: warum ſoll es nicht jede Zelle deines Leibes beſitzen? Jede auch eine Zellſeele, jede auch einen ſeeliſchen Orientierungspunkt, ein „Ich", eine echte geiſtige Individualität. Aus ſolchen Zellſeelen, ſolchen geiſtigen Individualitäten ſetzt ſich dann deine ganze Seele, deine geiſtige Ganzindividualität ſo zuſammen wie dein Körper, deine körperliche Ganzindividualität aus den kleinen Zelleiblein. Dein „Ich", ſubjektiv für dich die abſolute Einheit, iſt vom Standpunkt der kleinen Zellen-Ichs nur eine Klammer, ein Zuſammenſchluß. In der Klammer liegen die Zellſeelen, vielleicht noch zu Organſeelen vereint, als Milliarden ſubjektiver „Ichs". Die Klammer aber iſt abermals ein neues, höheres Ich, als „Ich" nicht teilbar, ſo wenig die Klammer als ſolche teilbar iſt, aber objektiv teilbar in dem, was innerhalb der Klammer ſteht.

Was für eine ungeheure Tragweite dieſe Folgerung, wider die ich aus unſrer geſamten heutigen Phyſiologie heraus keinerlei triftiges Gegenargument zu nennen wüßte, für das ganze philoſophiſche Problem des Bewußtſeins überhaupt notwendig haben muß, habe ich dir bei früherer Gelegenheit ſchon einmal betont. Auch an dieſer

zweiten Berührungsſtelle wollen wir aber der Verlockung, hierherüber den tiefſten Geheimniſſen zu weit nachzugehen, reſolut widerſtehen zugunſten einer engeren Verwertung bloß des einfachen Sachbeſtandes für unſer Liebesproblem.

Wenn es nämlich ſo iſt; wenn auch unſre Individualität nach *unten* zu nur zuſtande kommt durch einheitlichen Anſchluß und Zuſammenſchluß vieler kleiner Hilfsindividualitäten; nun, ſieht es dann nicht beinahe bloß wie eine einfache Konſequenz und Wahrſcheinlichkeit aus Analogie aus, daß auch gelegentlich dieſe unſre *ganze* Individualität *nach oben* zu noch einmal Teil, Hälfte, Hilfsſtück in einer noch umfaſſenderen *höheren* Individualität ſein ſollte?

Alſo Mann und Frau gleichſam noch einmal ſeeliſch und körperlich zwei auf Arbeitsteilung eingeſtellte Zellen des höheren Liebesweſens, das ſie beide als erſt eigentliches menſchliches Vollindividuum einheitlich umfaßte . . . .?

Hier iſt nun zunächſt wieder auf jeden Fall hochbedeutſam, daß du ſolche Zuſammenſchlüſſe auch vielzelliger höherer Individuen zu noch höheren Verbänden, in denen dieſe ganzen Individuen im zweiten Grade noch einmal gleichſam Zellen ſpielen, im Tier- und Pflanzenreich unterhalb des Menſchen vielfältig wirklich vor Augen haſt. Rufe dir auch davon noch einmal raſch das Wichtigſte ins Gedächtnis zurück. Geſprochen haben wir bereits auch von ſolchen „Übertieren", aber an dieſer Stelle ſcheint die Sache doch erſt ihren wahren Sinn zu bekommen.

Haeckel hat vor jetzt ſchon über vierzig Jahren zum erſtenmal für dieſen Sachverhalt im Pflanzen- und Tierreich treffende Bezeichnungen geſchaffen.

Das Individuum, das dadurch entſteht, daß viele Einzelzellen ſich zu einer geſchloſſenen höheren Einheit zuſammentun, nennt er eine „*Perſon*". Du ſelbſt biſt alſo eine Perſon, deine Liebſte iſt eine, jeder Menſch iſt eine. Jede einzelne Kröte hier im Tümpel iſt eine, jeder Haubentaucher dort im blauen See eine.

Wenn aber ſolche Perſonen bei Tieren und Pflanzen ſich nochmals untereinander zu einer höheren Genoſſenſchaft, einer höheren Einheit zuſammentun, ſo nennt er das: ſie bilden einen „*Stock*".

Stock natürlich nicht im Sinne eines Spazierſtocks, ſondern ſo, wie man es etwa in dem Worte „Bienenſtock" meint.

Dieſer Bienenſtock iſt ja gleich ein gewiſſes Exempel. Jede einzelne Biene iſt ein Individuum wie du, alſo eine Perſon. Soundſo viele Bienen bilden aber gleichzeitig zuſammen einen einigermaßen ſchon in ſich geſchloſſenen neuen Organismus, einen Bienenſtock oder Bienenſtaat oder kurzweg „Bien". Und das nicht bloß gleichſam philoſophiſch, ideal, platoniſch, ſondern völlig real. Die Bienengenoſſenſchaft, der „Stock", hat ſich in vieler Hinſicht ſo zuſammengetan zu einem höheren Individuum, wie deine Zellen in deinem Leibe ſich zu deiner liebwerten Perſon vereinigt haben und wie es in jeder einzelnen Bienenperſon ebenfalls die betreffenden Zellen tun. Wie die Leibeszellen unter ſich Arbeitsteilung haben eintreten laſſen und Organe gebildet haben, ſo ſind auch die Bienen des Stockes in jener Weiſe, von der ich dir früher ausführlich erzählt habe, in eine gewiſſe Arbeitsteilung eingetreten, die ſich ſogar in äußerlicher körperlicher Zerſpaltung des Volkes in drei etwas verſchiedene Arten von Bienenperſonen: eierlegende Königin, befruchtende Drohne und geſchlechtsverkümmerte, aber kinderpflegende Arbeitsbiene, feſtgelegt hat.

Indeſſen iſt die Biene dabei doch nur Beiſpiel einer verhältnismäßig noch loſen Stockbildung. Bei einer großen Maſſe niedrigerer lebender Weſen findet ſich dieſe Methode in einer noch weit durchgreifenderen Form, die geradezu in jedem Zuge im großen noch einmal treu wiederholt, was die lieben Zellchen im kleinen bei Bildung der „Perſon" beſorgen.

Blicke von deinem wohligen Graslager auf zu dem ſonnenflimmernden Walde dort. Da ragen die roten Kiefernſtämme mit dem rauchgrauen, wolligen Nadelpilz darauf. Was iſt ſo eine Kiefer in jener Sprechweiſe, Perſon oder Stock? Sieh dir die kurioſe da vorne an. Hier am offenen Waldrande hört die ſtarre Uniformierung Stammſäule an Stammſäule, wie ſie drinnen im Walde herrſcht, auf. Hier recken ſich einzelne Prachtindividuen von Kiefern frei gegen Seeluft und Licht vor, alte Kämpen, die noch einzeln jeder für ſich in offener Schlachtlinie mit der Welt ringen, anſtatt bloß kerzengrades Kanonenfutter für den Holzfäller zu ſein. Dieſe hier ſteht unten auf Stelzen wie ein Ungetüm, dann geht der Stamm krumm ab wie eine Boaſchlange und endlich hängt der Nadelbaldachin in breiten Terraſſen gegen den Seeblick vor gleich einer ſchwarzen Libanonzeder.

Ein Kieferindividuum, ſagte ich. Aber wir haben ja eben gehört, daß es eine Reihe von Individuumsmöglichkeiten gibt. Die Zelle iſt eins, die Biene eins, der Bienenſtock eins. Was für „eins" iſt dieſe knorrige Kiefer? Es iſt ziemlich evident, daß ſie ein „Stock" iſt. Unzählige Millionen von Zellen bauen ſie. Aber dieſe Zellen vereinigen ſich zunächſt zu Pflanzenverbänden, die der Einzelbiene und dir als Einzelmenſch entſprechen: zu den einzelnen Sproſſen. Der Sproß iſt im Kiefernſtock die „Perſon". Erſt eine neue, höhere Genoſſenſchaft ſolcher Sproßperſonen gibt dann den Kieferbaum, den Kieferſtock.

In dieſem Falle iſt es auch dem Laien, der nie von dieſen verwickelten Sachen gehört hat, eine ausgemachte, ja überhaupt nicht mehr diskutable Sache, daß der ganze Stock trotzdem abermals ein ſcharfes „Individuum" iſt. Der Kieferbaum iſt eine Einheit, genau ſo gut wie die einzelne Biene oder wie du! In der Seelentheorie des Volksglaubens hat auch nie ein Zweifel beſtanden, daß der Einzelbaum eine ſo perfekte Einheit ſei, daß ſogar eine einheitliche Seele ihm zugeſtanden werden müſſe, die Dryas oder Baumfee: der beſte Beweis, wie ſehr das Individuum anerkannt wurde, obwohl es ſich tatſächlich für den Naturforſcher dabei um einen „Stock" handelt, alſo eine Genoſſenſchaft ſchon zweiten Grades. Wiſſenſchaftlich iſt die Seelenfrage bei ſolchem Pflanzenſtock, ſolchem Baum deshalb bisher wenig behandelt worden, weil man ſich ſeit langem bei den Pflanzen noch nicht einmal über die Annahme einer geiſtigen Einheit bei dem einfachen vielzelligen Gewächs (alſo dem, das erſt deiner Perſon entſprechen würde: etwa einer einzelnen Hyazinthe oder Tulpe) recht hat einigen wollen. Auch wenn man jeder Pflanzenzelle für ſich etwas Seeliſches zugeſtand, ſollte doch nach gangbarer Meinung ſchon die ſchlichte vielzellige Perſon der Pflanze ein ſo loſer Zellverband ſein, daß keine gemeinſchaftliche Perſonſeele mehr möglich würde. Fechner hat das vor vielen Jahren ſchon mit ſtarkem logiſchem Geſchütz bekämpft. Heute neigt man auch von ſeiten der exakten Pflanzenphyſiologie viel ſtärker dahin, womit dann auch jenes noch Umfaſſendere wieder zum diskutablen Problem auszuwachſen beginnt.

Verwandte Fälle kommen aber nun jedenfalls auch vielfach im niederen Tierreich vor. Du gebrauchſt das Gerippe eines ſolchen

Falls tagtäglich ganz friedlich bei deiner Morgenwäſche: den Schwamm. Das, was du als Badeſchwamm da verwerteſt, iſt das aus Hornfaſern gebildete Gerippe eines Tierſtockes, deſſen Perſonen inſofern noch viel inniger als die Bienen zuſammen halten, als ſie nämlich zeit ihres Lebens körperlich aneinander gewachſen bleiben und als Ganzes eine Art Tierbaum bilden, der jetzt „Schwamm" genannt wird ſo, wie dort vom „Bien" die Rede war. Die Sache iſt in dieſem Falle ſo verwickelt, daß ſich ſeit langen Zeiten die Naturkundigen ſogar darüber in den Haaren liegen, wo die körperliche „Perſon" hier im einzelnen aufhört und der körperliche „Stock" anfängt, maßen deſſen auch hier der Stock eben ſchließlich wieder zum Verwechſeln genau wie eine Perſon ausſieht und ſich auch genau ſo benimmt. Daß ſie ſich in den Haaren liegen, iſt aber bloß Waſſer auf die Mühle unſrer Betrachtungsart.

Ein andres Beiſpiel trägt deine Liebſte im Ohr. Die roſenrote Kugel ihres Korallenohrringes iſt aus einer Kalkmaſſe herausgeſchliffen, die urſprünglich ähnlich wie dein Badeſchwamm das Gerüſt oder Gerippe eines echten Tierſtocks bildete: des Korallenſtocks. Der gangbare Name hat auch hier ſchon das Wort Stock als das nächſtliegende vorweggenommen. Das zierliche Korallenzweiglein, das den Stoff hergab, ſtellte in lebendigem Zuſtande im blauen Mittelmeer eine Kolonie geſellig hauſender Korallentiere (alſo einer Art Polypen) dar. Auch dieſe Korallen ſind, obwohl jede eine echte Perſon iſt wie du, unter ſich verwachſen. Ihre Kalkgerippe, die ſie ſich bilden, hängen als geſchloſſene Maſſe zuſammen und durch dieſe gemeinſame Knochenmaſſe fließt in Kanälen auch der Nahrungsſaft aller wie eine gemeinſame Suppe durch die ganze Kolonie. Ungeheuerlich ſind die Mengen ſolcher Korallenperſönchen in einzelnen großen Stöcken. Millionen einzelner Perſönchen drängen ſich gelegentlich auf ein paar Kubikfuß Raum. Dabei ſinkt die Einzelgröße natürlich oft bis ins „Unſichtbare", ins Mikroſkopiſche, hinab. Um ſo rieſiger aber dehnen ſich wieder in ihrer Geſamtmaſſe die Stöcke aus. Indem beſtändig neue Kolonien ſich auf den Kalkgerippen älterer, abſterbender auftun, entſtehen in den warmen Meeren jene koloſſalen Korallenriffe, deren größtes an der Nordküſte Auſtraliens zweihundert Meilen an Länge mißt. Von jenem hübſchen Prinzip der Arbeitsteilung iſt in dieſen Korallenſtöcken allerdings durchweg nur wenig entwickelt.

Höchſtens einmal kommen beſondere „Trinkperſonen" vor, alſo beſtimmte Einzelkorallchen im Stock, die keine Nahrung mehr fangen und geſchlechtslos ſind, dafür aber für die ganze Kolonie mit beſtändig Waſſer einpumpen. Die Kolonie ſteht noch jenſeits vom Alkohol: alſo bloß ſtaatlich angeſtellte Waſſertrinker von Profeſſion.

Das tollſte Exempel endlich, das zugleich die Arbeitsteilung auf die Spitze treibt, bieten jene Siphonophorenquallen, von denen wir ſchon ausführlich geredet haben, jene ſchwimmenden Quallenſtöcke, in denen auch hunderte und mehr von Einzelquallen zuſammengewachſen ſind. Genau wie in deiner Perſon die Zellen, ſo haben hier die Quallenperſonen nochmals wieder ſich zu regelrechten Organen im Geſamtſtock gegliedert: dieſe freſſen nur noch, jene rudern, jene pflanzen fort, alle aber für alle andern in der Genoſſenſchaft mit. Wer in dieſem Falle geneigt iſt, der Einzelqualle irgendeine Art von ſeeliſcher Einheit zuzuſchreiben, muß etwas derart den ganzen Lebensäußerungen nach notwendig hier auch für die Überqualle annehmen.

Gerade an ſolche pflanzlichen wie tieriſchen Stockbildungen knüpfen die monumentalſten Leiſtungen des organiſchen Lebens unterhalb des Menſchen auf unſerm Planeten an. Aus Pflanzenſtöcken dieſer Art beſtanden die unſagbar üppigen Urwälder der Karbonperiode, die unſre Steinkohlenlager, der Tertiärzeit, die unſre Braunkohlenſchichten geſchaffen haben. Korallenſtöcke haben in geologiſchen Zeiträumen ganze Inſeln und Gebirge gebaut. Wenn der Menſch heute ſtark genug iſt, Landengen wie die von Suez und Panama aus eigener Kraft aller Geologie zum Trotz zu ſpalten, ſo mauern jene Tierſtöcke aus ihrer Macht Meerengen allmählich zu, ſo die ſchon jetzt faſt von Korallenriffen verbarrikadierte Torresſtraße zwiſchen Neu-Guinea und dem auſtraliſchen Feſtland.

Im Moment ſolcher Vergleichung fragt man ſich aber unwillkürlich, warum eine Möglichkeit, wie dieſe, die ſchwache Pflanzen und niedrige winzige Tiere zu titaniſchen Erdbaumeiſtern und Erdumwälzern gemacht hat, denn nicht dem höchſten Weſen, dem Menſchen, auch noch ſelber zur Verfügung geſtanden haben ſoll? Und nach der einen Seite iſt da wirklich etwas ſo ſinnfällig auch für uns Menſchentiere, daß es beinahe eine Banalität erſcheint, darauf auch nur noch beſonders aufmerkſam zu machen.

Man braucht nur das Wort „Kultur“ auszusprechen und du weißt augenblicklich, wie auch wir Menschen in einem ganz bestimmten Sinne als Individuen heute in jedem Moment leben und weben in höheren menschlichen Zusammenschlüssen. Wie ein ungeheurer Baum, dessen Zweige den Erdball überschatten, trägt und umfaßt in einem ganzen bestimmten Sinne auch jeden von uns diese Kultur. Unzählbar sind an diesem Baum noch einmal die engeren Äste und Zweiglein, in denen zuletzt unsre kleinen Personen wie Sprossen eingefügt sind. Sprossen, die kommen und gehen, wie die grünen Blätter des Frühlings und das wieder verwehende rote Herbstlaub, während der gigantische Baum ragt und ragt durch die Jahrtausende.

Es ist nicht gerade der Brauch, hier von einem „Menschenstock“ zu reden. Aber es ist bezeichnend, daß im engeren doch jedes Wort, das wir sowohl bei den Tier- und Pflanzenstöcken, wie auch tiefer noch bei den einfachen Zellverbänden anwenden, um die Dinge irgendwie anschaulich zu machen, tatsächlich aus diesem Kulturstock des Menschen selbst entnommen sind. Sozialer Verband, Kolonie, Stamm, Staat, Arbeitsteilung, alles, von den Volvoxkugeln an bis zu unserm eigenen einzelmenschlichen Zellleibe und wiederum bis zu den Kieferbäumen und Korallentieren und Siphonophoren, zehrt von Ausdrücken, von Begriffen, die wir an unserm kulturellen Stockverbande zuerst kennen gelernt und gebildet haben.

Ja, das Wort „Menschheit“ selber hat einen Klang nach dieser Seite. Es ist ja in unsrer Kulturarbeit nicht bloß ein zoologischer Speziesname wie Wolf oder Fuchs. Es erinnert an den großen werdenden ethischen Zusammenschluß aller Menschen, der schließlich unser allerstärkster Stock schon jetzt ist, indem er wenigstens ideell, der Tendenz nach, diese gesamte Menschheit bis auf den letzten Kopf umfassen will und zugleich die Kraft zeigt, diese seine Tendenz wirklich mit der Zeit durchzusetzen.

Den grandiosen Versuch hast du da, sämtliche fünfzehnhundert Millionen Menschen zu einem ethischen Stock, einem ethischen Baum, einem unermeßlichen, erdumspannenden ethischen Riff zusammenzukeilen, zu dem einen wahren ethischen Überindividuum, dem ethischen Übermenschen „Menschheit“. Christus ist gewissermaßen der große Markstein, auf dem diese ethische Stockbildung zum erstenmal

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

als Wegweiſung bewußt angeſchrieben ſtand. Das Gebot „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt" war die allgewaltige ethiſche Stockparole gegenüber der alten Perſonenweisheit.

Dazu die ungeheuren Anſchlüſſe unſrer Technik, Wiſſenſchaft, Kunſt, unſre gemeinſamen Verkehrsmittel, unſre einander ergänzenden Arbeitsteilungen. Auch das alles noch in mancher Gärung, aber unaufhaltſam.

Indeſſen: dieſe ganze Größe und Herrlichkeit der Stockbildung in unſrer menſchlichen Kultur geht doch, wohlverſtanden, nur nach einer ganz beſtimmten Richtung und läuft gleichſam nur auf eine einzige Bedingung, die in ihr nicht überſchritten iſt.

Sie rechnet mit der Stärke, Wichtigkeit und Geſchloſſenheit der Perſon, des perſönlichen Individuums, die beim Menſchen gegeben iſt und die zweifellos bei ihm ſchon im weſentlichen gegeben war, als jene Kultur überhaupt erſt geſchichtlich einſetzte.

Von allen Individualitätsformen unſres Planeten, die wir kennen, iſt die menſchliche Perſonenindividualität, alſo der Einzelmenſch, wie du und ich je einer ſind, die glänzendſte und der Leiſtung nach höchſte. Du erinnerſt dich, wie das Leben mit einfachſten Individuen (Einzelzellen) ſogleich einſetzte. Wie die Verſchiedenheit der Charaktere in dieſen Individuen ſchon die Chromoſomengeſchichte beherrſchte. Aus ſolchen Einzellern wurden dann bei den Volvoxen durch ſozialen Anſchluß erſte vielzellige Neuindividuen, erſte „Perſonen". Damit war in der Grundlage das gegeben, was in der Linie zum Menſchen eine fortgeſetzte Steigerung und Vertiefung erfahren hat. Es iſt, als konzentriere in wachſendem Maße die Natur fortan ihre ganze Sorge, ihre ganze Leiſtungskraft hierher. Inwiefern die einzelnen Perſönlichkeiten auch jetzt noch durch ihre Perſonalerlebniſſe auf die Chromoſomen wirkten, bleibt, wie du weißt, eine gewiſſe Streitfrage, obwohl es uns zuletzt auch noch wenigſtens bis zum gewiſſen Grade wahrſcheinlich geworden iſt. Doch einerlei: die Perſönlichkeit erlebte auf jeden Fall innerhalb der engeren Vorgeſchichte des Menſchen im Stammbaum ſchon die allerbedeutſamſten Dinge zu ſtets zunehmender eigener Feſtigung und Klärung.

Indem der menſchliche Stammbaum ſich entſcheidend von der Pflanze fort zum Tier wandte, entging dieſe Perſönlichkeit der Urgefahr ſtarrer pflanzlicher Anwurzelung. Sie wurde frei beweglich; auch

innerhalb des Tierreichs noch blieb sie unberührt von allen dauernden Rückfällen zur Seßhaftigkeit. Ausgezeichnete Sinnesorgane bildeten sich bei ihr aus, die sie die Welt ringsum erkennen ließen, ihr das Bild andrer und ihrer selbst allmählich auch objektiv vorführten. Ganz besonders das Auge ist hier ein Markstein der eigenen wie (im Kontrast) fremden Setzung der Dinge und damit eine gewaltige Station der Persönlichkeitsfestigung gewesen. Hinter diesen Sinnesorganen aber wiederum wuchs das Großhirn und mit ihm der mehr und mehr sich befreiende Intellekt.

Seine Entwickelung im Sinne menschlicher kritischer Selbstbewußtheit und Zielschau sehen wir zunächst durchaus nur in Verbindung mit der Persönlichkeit heraufkommen.

Die vererbten tierischen Instinkte, die immer noch den Zug einer mehr unpersönlichen, über Generationen greifenden Naturzüchtung niederen Grades wahren (für sich ist das allerdings noch ein sehr dunkles Gebiet), werden, je weiter das geht und ins menschliche geht, immer energischer abgelöst durch diesen selber wählenden und Erfahrungen sammelnden Intellekt, der aber ausschließlich als solcher Besitz der einzelnen Person ist. Es ist wie eine stille Mündigkeitserklärung, mit der aber zugleich die Persönlichkeit als das fortan Entscheidende nun von der Natur anerkannt ist. Der Genius, die fördernde Plus-Variante, wirkt jetzt in ganzer Größe schon aus dem Einzelwesen zu seinen Lebzeiten. Alle die großen neuen Mittel der Gesamtmenschheit werden zugleich doch auch höchste Forderungen der Person. Die geistige Tradition, die eine sich fortzeugende „Geschichte", einen Geschichtszusammenhang in der Kultur schafft, setzt den einzelnen in den Besitz der ganzen früheren Menschheitserrungenschaften und zwar in einer viel beweglicheren, freieren Weise als alle direkt vererbten starren Instinkte je vermocht hätten. Das Werkzeug entlastet auf der einen Seite seine Leibesorgane, auf der andern erweitert es sie über einen so ungeheuren Bereich auch des allgemeinen Menschheitsbesitzes, daß er mit ihm jederzeit als einzelner doch fast die ganze gleichzeitig vorhandene Energie der Menschheit zur freien Verfügung hat. Das ist ja das Geheimnis dieses Werkzeuges, daß mit ihm die Energie der Menschheitsarbeit zum großen Teil nach außen projiziert und zu jedermanns beliebiger Benutzung hingestellt ist. Gerade das an sich Unpersönliche dieses Werkzeuges wird zu einer höchsten Besitz-

ſteigerung aller einzelnen Perſönlichkeiten. Der Intellekt ſelber aber führt zur höchſten inneren Feſtigung und Selbſtbewertung der Perſon, indem er den Einzelmenſchen zum Nachdenken über ſich führt, das Selbſtgefühl ſeines Charakters bewußt ſich ſteigern läßt, die dunklen Triebe des individuellen Egoismus verklärt zum höchſten prometheiſchen Gefühl der ſelbſteigenen Perſönlichkeit, die ihres Schickſals Sterne in der eigenen Bruſt fühlt und ſich vermißt, das ganze All in ſich zu erleben und der Menſchheit ganzen Jammer wie der Menſchheit ganzes Glück fauſtiſch zu umſpannen in dem engen Kämmerlein der eigenen Perſon.

Hier, durch Geſchichtsanſchluß, Anteil an der Technik und höchſte Tat des Selbſtdenkens erreicht der einzelne wirklich jenen Punkt, von dem wir ſprachen: wo er in gewiſſem Sinne trotz ſeiner Vereinzelung die ganze Menſchheit tatſächlich jederzeit repräſentiert. Auf der höchſten idealen Stufe würde man ihm zutrauen, daß er als Einzelmenſch die geſamte Kultur wieder aus ſich herſtellen könnte, wenn ſie ſonſt verloren wäre, und daß ſein innerſter Genius allein genügen würde, um für alle mit dieſe ganze Kultur auch einen Ruck vorwärts tun zu laſſen. Je größer uns in der Geſchichte ein Menſch erſcheint, deſto näher ahnen wir ihn dieſem Ideal. Von den ganz großen Genien, die die Wendepunkte von Jahrtauſenden bezeichnen, meinen wir, daß ſie ihr Neues nicht hätten geben können, ohne das Alte wenigſtens in ſeinem Kerngehalt vollſtändig zu beſitzen. Die alte hübſche Geſchichte von Robinſon, der als iſolierter Einzelmenſch auf wüſter Inſel doch die ganze Hauptlinie der techniſchen Kultur wieder frei aus ſich reproduziert, gibt ſchon einen gewiſſen Triumph des Individuums als erſetzender Macht nach dieſer Richtung im kleinen. Einem Helmholtz auf ſolcher Inſel im Beſitz unſres geſamten wiſſenſchaftlichen Rüſtzeuges trauten wir wirklich die Reproduktion auch der raffinierteſten techniſchen Wunder zu. Aber wie viel gewaltiger als Zeugnis der höchſten Perſönlichkeitsſteigerung im Menſchenweſen wird uns doch noch jenes kleine ſtille Inſelchen inmitten des fortrauſchenden Lebensozeans erſcheinen müſſen, das uns zu Weimar als das beſcheidene Arbeitszimmerchen des großen Goethe gezeigt wird, in dem er ſo viele Jahre Stunde um Stunde mit den Händen auf den Rücken, das Auge auf ein paar Bücherrücken und zwei Fenſterchen, vor denen grüne Zweige ſchaukelten, auf- und abgeſchritten iſt und Werte der

Menſchheit nicht reproduziert, ſondern aus dem Naturgrunde des eigenen Ich neu hinzugefunden hat. In ſolcher „Goethe-Perſon" gipfelt für uns die Leiſtung der Natur in der Ausgeſtaltung der menſchlichen Individualität auf der Perſönlichkeitsſtufe.

Und dieſe Perſönlichkeitsentwickelung beim Menſchen ſehen wir nun von der menſchlichen Stockentwickelung in jenem Kulturſinne durchaus reſpektiert.

Solche Goetheperſonen kannſt du nicht aneinanderreihen zu nochmals höheren Individualiſierungsverſuchen einfach wie Korallenperſönchen oder Kiefernſproſſen. Und du brauchſt es auch zum Kulturzweck, ſoweit er wieder in Stockform einlenkt, gar nicht.

Schon beim höheren Tier, da, wo die Linie gegen den Menſchen an immer ſichtbarer wird, ſiehſt du deutlich genug, wie die Verſuche höheren genoſſenſchaftlichen Zuſammenſchluſſes der perſönlichen Individuen alle ſchon weſentlich zu rechnen beginnen mit einem gewiſſen „Tabu", einer gewiſſen Heiligkeit dieſer Individuen, die alle früheren groben Möglichkeiten endgültig ausſchließt. Es gibt zum Zweck ſozialen Zuſammenhaltens kein wirkliches körperliches Zuſammenwachſen mehr. Ein Rudel gemeinſchaftlich jagender Wölfe wächſt nicht mehr aneinander wie ein Haufen Siphonophorenquallen. Und ebenſowenig gibt es mehr zum Zweck gegenſeitiger Hilfe durch Arbeitsteilung ein Zerſchneiden, Halbieren, Aufreißen und halb offen Halten der Einzelperſonen, wie in jenen niederen Pflanzen- und Tierſtöcken.

Zum Menſchen kommt das dann bereits als eine Art gegebenen Grundgeſetzes. Die ganze hier einſetzende Kultur mit ihrer enormen Stockneigung macht ausgeſprochen Halt ſozuſagen vor der nackten Haut des Einzelmenſchen. Auch ſie greift nicht mehr an Herz und Nieren im Innern, ſchneidet nicht mehr lebendige Menſchenleiber auf und klebt mehrere mit den offenen Schnittflächen aneinander. Sie nimmt nicht einem Menſchen das Herz etwa fort und zwingt ihn, ſich mit ſeinen Arterien an einen zweiten, der noch eins hat, zeitlebens anzuſchließen. So wichtig das Großhirn auch für ihre Stockbildungen ſein mag, ſo läßt ſie doch prinzipiell ab von allem Experimentieren über zuſammengewachſene Kollektivformen von ſolchen menſchlichen Großhirnen. In dem großen Variantenwerfen der Natur, das ja, wie geſagt, auch beim Menſchen keineswegs etwa ſtill ſteht, kommt

zwar auch die Variante gelegentlich immer einmal vor: daß zwei Kinder im Mutterleibe zuſammenwachſen, daß zwei einen gemeinſamen Kopf haben, daß eines zwei Köpfe und zwei Hirne darin beſitzt. Aber mit der größten Rigoroſität ſehen wir das auf unſrer Menſchenſtufe ſtets wieder als unbrauchbare Minusvariante unter den Tiſch geworfen, der Kulturſtock kann gar nichts damit anfangen. Nein, dein nackter Leib iſt „Tabu" für die Kultur. Aus Millionen ſolcher Nacktleiber baut ſie zwar ihren Stock, aber dieſe Leiber als ſolche bleiben intakt; das Blut und Skelett und Eingeweide, das der Kulturſtock als umfaſſenden Leib dazwiſchen ſpannt, iſt erſt von Hand und Gehirn im zweiten Grade hergeſtelltes Werkzeug. Dieſes Werkzeug bot ja eben auf der Menſchenſtufe den hier vollauf genügenden Erſatz!

Es empfiehlt ſich, dieſen letzten Kontraſt an einem Einzelbeiſpiel noch einmal ganz genau durchzudenken, denn er iſt für unſre Betrachtung tatſächlich von der allergrößten Wichtigkeit.
Hier ſeien noch einmal aus der alten Stockform zwei Quallen vom Siphonophorenſchlag. Zwei „Perſonen", jede graduell, der Individualiſierungsſtufe nach, dir als Menſchenperſon gleichwertig. Sie gehen aber nun in eine höhere Genoſſenſchaft ein, werden genötigt, ein neues, höheres Individuum auf dem Wege der Stockbildung aus ſich zu machen. Jede ſoll in dieſer Genoſſenſchaft nur ein Organ gleichſam wieder vertreten. Sagen wir: die eine ſoll Nahrung beſchaffen und verdauen. Und die andre ſoll ihre Augen und Ohren anſpannen, ſoll auf Gefahr achten, den Weg weiſen und ſo weiter. Was ſollen die beiden machen, um in ordentlichen Austauſch ihrer Fähigkeiten zu kommen? Sie wachſen mit derbem Stiel aneinander. Durch dieſen Stiel fließt die Nährſuppe, die Qualle Nr. Eins gebraut hat, in Qualle Nr. Zwei über. Und gleichzeitig zieht die Seh- und Hör-Qualle Nr. Zwei die Suppen-Qualle Nr. Eins an dem Stiel dahin und dorthin, von der Gefahr fort, auf gute Orte zu, wie ein Sehender einen Blinden an der Hand führt. Genau ſo iſt es bei den lebenden Siphonophoren-Quallen wirklich geworden.

Nun nimm zwei Kulturmenſchen im zwanzigſten Jahrhundert. Auch ſie ſollen in eine höhere Intereſſengemeinſchaft eintreten, ihre beiden

Perſonenindividualitäten zur kulturellen Stockindividualität vereinigen. Der eine ſoll Nahrung beſchaffen, die den andern mit ernährt. Der andre ſoll gleichſam Auge und Ohr für beide ſein. Sagen wir etwa: der eine iſt der Beſitzer einer großen Zeitung in Amerika. Und der andre iſt Reporter dieſer Zeitung. Zu ſehen und zu hören ſoll etwas für die Zeitung beſonders Wichtiges in Europa ſein, während der Brotherr, der Zeitungsbeſitzer, abſolut notwendig ſeinen Sitz in Amerika wahren muß. Nun überdenke raſch, wie die Sache ſich für dieſe Menſchenperſonen vollzieht.

Von körperlichem Aneinanderwachſen nach der Methode der Quallen, alſo Verwachſen der realen Zellenleiber miteinander, kein Gedanke! Gewiſſe ſtoffliche Verbindungen werden allerdings auch hier hergeſtellt, aber völlig andersartige und dabei immer nur momentane, die jeden nächſten Augenblick beliebig wieder abgeſtellt werden können.

Zunächſt verſtändigen ſich die beiden Perſonen über einen feſten Plan ihrer gemeinſamen Arbeit auf Gegenſeitigkeit. Der eine ſoll für den andern etwas mit ſehen, und der wird ihn ſo lange mit füttern. Dieſe Verſtändigung erfolgt entweder ſo, daß der eine beſtimmte Luftwellen erzeugt, die das Ohr des andern erreichen; und umgekehrt. Oder ſo, daß der eine mit der Hand auf Papier beſtimmte Figuren malt, die beſtimmte Kontraſte der Lichtreflexe ergeben und dieſe Unterſchiede der reflektierten Lichtwellen treffen das Auge des zweiten; und umgekehrt. Nötig iſt dazu ein längſt vereinbartes Zeichenſyſtem ſowohl für die Schallwellen wie für die Lichtwellen. Dieſes Syſtem gibt die Sprache, eine ſchon alt überkommene Genoſſenſchaftseinrichtung der Menſchheit, die unſern beiden Perſonen ſchon in der Kindheit durch Tradition übermittelt worden iſt. Je nach Bedarf äußert dieſe Sprache ſich in geſprochenem Wort (durch Schallwellen) oder in geſchriebenem Wort (durch Lichtwellen). Mindeſtens das geſchriebene Wort hat dabei heute ſchon in vollem Maße die gute Eigenſchaft, daß es bei ihm auf die Länge der räumlichen Entfernung zwiſchen den beiden Perſonen überhaupt nicht mehr ankommt. Der eine Menſch kann ſchon während Abſchluß des Vertrages in Chicago ſitzen und der andre in Berlin: Briefe kreuzen glatt hin und her, wenn auch mit etwas Zeitaufwand. Selbſt dieſer Zeitaufwand kann aber auf ein Minimum verkürzt werden durch Einſchaltung elektriſcher Wellen: der Genoſſenſchaftsvertrag kann telegraphiert werden. Für

dieſen Fall liegt allerdings zwiſchen Amerika und Europa ein Ding, das einige Ähnlichkeit mit einem ungeheuren Siphonophorenſtiel hat: das transatlantiſche Telegraphenkabel. Aber unſre beiden Menſchenperſonen müſſen keineswegs zeitlebens mit ihrem Zellkörper an dieſes Kabel angewachſen bleiben, um es benutzen zu können. Ein ſolcher real feſtgewachſener Siphonophorenſtiel zwiſchen Verleger und Reporter von der guten Länge des transatlantiſchen Kabels dürfte eine etwas ungemütliche und nicht gerade erleichternde Lebenszugabe ſein. Jeder der Intereſſenten benützt alſo das bewußte Kabel, das gar nicht aus Zellſtoff, ſondern viel ſoliderer mineraliſcher Maſſe beſteht, nur als ideales Leibesende gerade ſo lange, als er dem andern etwas zu ſagen hat, genau ſo wie er Feder und Papier nur ſo lange benutzt. Nach ihm mögen andre Menſchenperſonen zu ihren beſonderen Stockzwecken den langen Stiel verwerten oder er mag auch zeitweiſe wieder ganz tot, ohne jede Vermenſchlichung durch durchtelegraphierte Sprachzeichen, in der Abgrundſchwärze ſeines Ozeans liegen, wo die Tiefſeeleuchtfiſche über ihn hinhuſchen und die Seelilien um ihn wogen.

Doch was für ein Mittel nun gewählt werde: der Vertrag iſt fertig, und die eigentliche ergänzende Stockleiſtung der beiden beginnt. Jetzt aber erſt recht nicht durch Zuſammenwachſen nach Quallenart. Der Brotherr, der Verleger, bleibt in Amerika ruhig ſitzen. Der Reporter aber eilt, als ſein Mitauge und Mitohr, in Europa an den vereinbarten Fleck. Nachdem er mit den klaren Sinnen ſeines perſönlichen Zellleibes genug geſehen und gehört, ohne ſo lange durch irgendeinen Stiel von ſoundſo viel Meilen Ausdehnung und horrendem Metallgewicht in ſeiner freien einzelperſönlichen Beweglichkeit gehemmt zu ſein, geht er dann abermals aufs Telegraphenamt. Er ſetzt das Geſehene und das Gehörte wiederum in jene allgemein vereinbarten Menſchheitszeichen, die Schriftbuchſtaben, um und läßt dieſe Schrift Wort für Wort durch den ungeheuren Kabelſtiel als elektriſche Wellen nach Amerika „telegraphieren". Dort erhält ſie der andre annähernd ſo gut, wie wenn das Kabel ein echter Nervenſtrang in einem einheitlichen Individuum wäre, der vom Ohr und Auge des einen unmittelbar zum Gehirn des andern leitete. Es iſt zwar für den Leſer drüben noch ein gewiſſer Phantaſieakt nötig, der das Wort wieder in innere Bilder umſetzt, aber darauf iſt das

Menſchengehirn eben ſchon geſchult und die Methoden werden überdies alle Tage beſſer. Die Hör- und Sehperſon in Europa hat jedenfalls innerhalb der Möglichkeit ihre Schuldigkeit getan. Nun kommt umgekehrt die Magenperſon in Amerika an die Reihe.

Das Kabel, das eben Nervenſtrang war, muß jetzt Magenſchlauch werden. Natürlich auch das jetzt beileibe nicht auf die unappetitliche Art, daß es ſich als eine Art transatlantiſcher Nabelſchnur von weit mehr als tauſend Kilometer Länge zwiſchen dem Verdauungsdarm des Verlegers und dem Darm des hungrigen Schriftſtellers auftäte, worauf ſchon verarbeiteter Nährſaft etwa von einer Auſternmahlzeit des einen in den andern, der wie ein Bandwurm ſaugte, zum Überſtrömen käme. Der Amerikaner berechnet vielmehr einfach den kulturellen Geldwert, den das Hör- und Sehtelegramm für ihn hat. Und er gibt die entſprechende Wertſumme zunächſt ebenfalls in Worten zurück unter Benutzung der beſtehenden kulturellen Krediteinrichtungen. Er telegraphiert nämlich auf demſelben Kabelwege an ein Bankhaus in Berlin und weiſt dem Reporter eine entſprechende Summe Geldes an. Dieſes Geld bedeutet aber eine neue Sorte ſchon althergebrachter Stockeinrichtung der Kulturmenſchheit, abermals eine gewiſſe Zeichenvereinbarung gleich der Sprache. Indem der Reporter bei der Bank ſeine Geldſcheine erhebt, bekommt er eine ganz beſtimmte Marke in die Hand, die ihm jeder europäiſche Reſtaurateur ſoundſo oft in ein gutes Diner umwechſelt: er iſt „gefüttert".

Aus dem ganzen Vorgang aber gehen die beiden beteiligten Perſönlichkeiten im Geſamtbeſitz ihrer Perſon mit allen körperlichen Organen auf jeder Seite glatt hervor. Jeder wahrt ſeine ganzen Augen und Ohren, ſeinen ganzen eigenen Magen uſw. für ſich. Mit ihnen iſt er eingetreten in die Sache, mit ihnen tritt er wieder heraus. Aller Zwiſchenſchluß war Werkzeug.

Du mußt nur den Begriff Werkzeug dabei möglichſt weit faſſen. Auch wir beide, wie wir uns hier unterhalten, bedienen uns des Werkzeugs künſtlich gruppierter Luftwellen oder, wenn wir uns etwas zu leſen geben, Lichtwellen dabei.

Auf der andern Seite darfſt du natürlich auch die Sache nicht ſo ſehen, als wenn unſre kulturelle menſchliche Stockbildung nun ihrerſeits gar keine Verkümmerung und Vergewaltigung der einzelnen menſchlichen Perſönlichkeiten bewirkte. Du weißt, mit wie vielem in

unſrem Sozialleben mitten in unſrer Kultur es da tatſächlich noch hapert. Du weißt, wie Unzählige ſich aus Gründen wirtſchaftlicher Verwickelung individuell nicht ausleben können, wie Not und Elend als graue Geſpenſter unter all dem Licht unſrer Kultur dahinſchleichen. Du weißt auch, wie der Genius ſich meiſt auf langem Leidenswege durchkämpfen muß und nicht ſelten am Kreuze blutet. Du weißt, wie ſelbſt hoch und rein erfundene Stockbildungen eine Gefahr des Erſtarrens in ſich tragen, wo ſie wie eine furchtbare Laſt auf den mit Recht aufbegehrenden Individuen liegen. Du weißt, daß es keine einzige gibt, die nicht unter Umſtänden in irgendeinem Sinne zu einer Kette werden könnte. Du weißt, daß es ſo manchen Fleck unſrer Kultur gibt, wo man ſich wohl fragen möchte, ob nicht die Sproſſen am Baum oder die Quallen am Siphonophorenſtiel oder auch die einzelnen Zellen in unſerm Leibe es individuell beſſer haben als ſoundſo viel „freie“ Individuen im Kulturſtock.

Das alles aber kommt für unſern Zuſammenhang hier nicht in Betracht. Einerſeits weiſt es nur auf eine noch beſtehende Entwickelungsunvollkommenheit. Wie unſre Kultur ſich tatſächlich heute noch gar nicht über alle Menſchen erſtreckt, ſo iſt ſie auch in ſich allenthalben noch nicht einmal in den Grundzügen fertig. Gegen Kiefer oder Korallenſtock oder Zellenſtaat iſt ſie ja relativ erſt ein blutjunger Verſuch. Gar keine Frage kann aber dabei ſein, daß ihre Tendenz fortgeſetzt dahin geht, mit dem möglichſt frei entfalteten perſönlichen Individuum immer allgemeiner zu arbeiten. Alle fortſchrittlichen Regulierungen zielen und wirken nach dieſer Richtung.

Andrerſeits aber fallen alle jene Vergewaltigungen wohl unter den Begriff einer gelegentlichen Schädigung der Einzelperſon, aber nicht unter jenen grundlegenden methodiſchen Gegenſatz des Stockaufbaues zwiſchen Siphonophore und Menſchenkultur, wie er ſich etwa in zwei dauernd durch einen Stiel körperlich verwachſenen Quallen und zwei bloß im Gebrauchsfalle durch das Werkzeug verknüpften Kulturmenſchen ausſpricht.

Wenn du dieſen Gegenſatz als ſolchen nur genügend im Auge behältſt, ſo ſteht dir im weiteren ja ſogar frei, dir über den gegenwärtigen und zukünftigen Verlauf der kulturellen menſchlichen Stockbildung ſelber noch die allerverwegenſten Gedanken zu machen. Wie ferne Duftinſeln heben ſich da noch mancherlei Probleme aus dem Blau.

Ob Inseln, ob Fata Morgana. Alles Lebendige hat immerfort auch eine geistige Seite. Auch die kulturellen Stockbildungen der Menschheit gehen mit geistigen Vorgängen Hand in Hand. Wie sollten gerade sie nicht, gerade bei Menschen. Nun sehen wir aber jene niederen Individualzusammenschlüsse, mindestens den der Zellen, der zur Existenz unsrer menschlichen Personen selbst erst geführt hat, auch zu höchst eigenartigen Bildungen von höheren, umfassenden, in sich zuletzt auch wieder absolut einheitlichen Geistesindividualitäten führen. Es ist jener wunderbare Weg, auf dem sogar unser eigenes menschliches Bewußtsein in jedem von uns als eine Kollektiverscheinung zustande kommt. Wie gerade das eigentlich geschieht, ist, wie des öfteren jetzt schon bei uns erwähnt worden ist, selber ein noch höchst dunkles Problem, zu dem wir einstweilen eben bloß die Tatsache haben, daß es offenbar so ist. In diesem Falle haben wir indessen gleichzeitig das körperliche Bild eines engsten lebenslänglichen Aneinanderhaftens der eigentlich mitwirkenden Zellen, vor allem bei uns selbst der Gehirnzellen. Das Nächstliegende wäre, hieraus zu folgern, daß es bei unsern menschlichen kulturellen Stockbildungen also niemals etwas dieser Art geben könnte, weil ja eben diese körperliche Verwachsung hier fehle. Aber andrerseits reden gerade wir auch bei unsern Kulturzusammenschlüssen auffallend viel von solchen scheinbaren geistigen Umfassungen. Wir sprechen von Menschheitsgeist, von Volksseele, von allerlei dieser Art, ja wir leben und weben in diesen Begriffen, als seien es die allerselbstverständlichsten. Der Vorsichtige sagt wohl: das sei nur „symbolisch" gemeint. Aber in gewissen Momenten, besonders ganz großen, ganz tiefen, ganz aufrüttelnden, denken wir doch anders, nehmen auch diese Sachen schon als weitaus realeres Erlebnis. Du könntest fragen, ob sich hier nicht doch auch wieder etwas anbahne. Ein Gemeinsames, das durch alle die Menschengehirne ginge trotz der körperlichen Sonderung. Die Entwickelung hat seltsame Wege. Sie muß nicht immer das gleiche tun. Wer weiß, was sich hier ganz Neues mit uns vollziehen könnte; wie die Einheit diesmal kommen könnte; auf einem Wege, der geistig so hochstehender Einzelpersonen, wie wir sind, würdig wäre. . . .

Ja, solche Fragen magst du an dieser Stelle ruhig zur Diskussion stellen, wenn sie auch noch so kühn sind; wenn ihnen auch aus unsrer Kenntnis heraus vielleicht noch nicht einmal auch nur eine

gewiſſe Analogie-Antwort gegeben werden kann. Du ſollſt ſie ſtellen, wenn Philoſophen über das Bewußtſein reden; wenn auf Zukunftsentwickelungen die Frage kommt; wenn gemeint wird, es gebe nichts Geheimnisvolles mehr auszudenken in den Möglichkeiten fernerer Schachzüge der Naturentwickelung, und wenn Leute überhaupt mit allem fertig zu ſein glauben; auch wenn das Wörtchen „nur ſymboliſch" allzu leichtſinnig auf alles Mögliche angewandt wird, als wenn wir für dieſe tiefſten Dinge eigentlich echte Gleichniſſe beſäßen und uns nicht ſchließlich immer wieder bloß das Urphänomen, die große Sphinx, aus tauſend Verkleidungen der Welt heraus mit denſelben glühenden Augen anblitzte. . . .

Nur an dieſer Stelle würden uns dieſe Dinge wieder viel zu weit von unſerm eigentlichen Wege fortlocken.

Denn das iſt ja zum Schluß eigentlich der ganzen letzten Rede Sinn: daß dieſe geſamte kulturelle Stockbildung des Menſchen, all das, was von hier auf Kultureinheiten, Menſchheitszuſammenſchlüſſe und ſo weiter und weiter führt, ſich noch nicht deckt mit dem einen wunderbaren Vorgang, von dem wir ausgegangen ſind: nämlich mit der Notwendigkeit der Liebesergänzungen und Liebesakte im Leben der menſchlichen Einzelperſon, mit der Tatſache der Zweiheit der Geſchlechter auch noch bei uns.

Das eine muß uns auch jetzt klar ſein. Es handelt ſich auch hier offenbar um eine Tatſache von Stockbildung. Die beiden Geſchlechter bilden über die Einzelperſonen hinaus auch in ihrer Art ein höheres Individuum, ein Liebesindividuum, das regelmäßig zwei Perſonen umfaßt, einen Liebesſtock. Und zwiſchen Mutter und Kind beſteht dann zeitweiſe auch noch ein beſonderes ſtockartiges Verhältnis.

Dieſe Liebes- und Zeugungsſtöcke entbehren aber jetzt gerade des Charakteriſtikums, das die bisher geſchilderten menſchlichen Stöcke auszeichnete. All dieſe Stockbildungen bisher machten eben Halt vor dem „Tabu" der Perſonenleiber. Sie verlangten keine neuen gemeinſamen Leibbildungen durch echten körperlichen Nackt-anſchluß, ſondern bauten einen neuen Zwiſchenleib ihrer Stockperſon aus Werkzeugen auf; und ſo fehlte denn bei ihnen auch vollkommen

jeder Chok, jeder Schreck des sich wirklich auflösenden, zerbrechenden Individuums. Im Liebesleben ist dieser Chok, wie gesagt, der bezeichnende erste Eindruck auf das Individuum, muß der erste überwältigende sein. Denn hier gilt ausgesprochen nicht jene stille Gewißheit: du bist einzeln doch eigentlich die ganze Menschheit; je mehr du dich als einzelner vertiefst, verstärkst, desto mehr wächst du diesem Umfassen, diesem Einswerden zu. Im Liebesstock wirst du als Einzelperson nie und nimmer das Ganze. Nur die Zweiheit, die körperliche Zweiheit, kann dich erlösen, sonst bleibst du ewig ein unfruchtbares Fragment. Zu dieser Erlösung aber bedarf es diesmal des ungeheuerlichsten Weges. Und das alles trotz deiner so hoch entwickelten Gesamtindividualität. Was hat die Natur hier doch noch mit dir gemacht? Wo ist ihr Respekt hier vor der eigenen Prachtschöpfung, der menschlichen Persönlichkeit, geblieben . . . ?

Ja, es kann kein Zweifel sein, so unheimlich es klingt: mit der Bildung des echten Liebesindividuums, des Liebesstocks, stehen wir auch bei uns selber noch einmal vor unverkennbar siphonophorischen Zügen.

Wir haben Siphonophorenwesen und menschlichen Kulturanschluß an einem Exempel zum Kontrast gebracht in ihrer absoluten Verschiedenheit. Nehmen wir den Vergleich jetzt noch einmal auf und stellen auch den menschlichen Liebesstock dazu. Augenblicklich muß die Schale hier anders sinken.

Hie Siphonophore, hie Menschenstock. Aber statt Verleger und Reporter jetzt ein Liebespaar.

Eine echte menschliche Stockbildung durch ein wirkliches Liebespaar, von dem der eine Teil in Amerika und der andre in Europa sitzt, ist nur gerade bis zu einem gewissen Punkte möglich: dann geht dieses Exempel schlechterdings nicht mehr. Zunächst äußert sich ja auch hier deutlich, daß auch diese Liebenden Kulturmenschen mit allen Mitteln der Kultur sind. Sie sind gegenüber aller kulturellen Stockbildung jedes für sich vollständig auf eigenen Füßen stehende Persönlichkeiten. Kein Gedanke auch hier an irgendeinen zeitlebens verknüpfenden Siphonophorenstiel. Der eine Partner kann ganz ruhig bis dahin in Amerika aufgewachsen sein und gewohnt haben und der andre in Europa. Ja es mögen die ganzen Prämissen der Liebe selbst sich noch genau auf dem Wege vollziehen, wie zwischen unserm Verleger und

Reporter. Durch Schallwellen, Lichtwellen und elektrische Wellen. Durch übersandte Photographien, durch Gespräche in Form von Briefen, durch letzte Entscheidungen in Telegrammen. Du mußt diese Prämissen, da es sich um Menschen von höchster Kultur handelt, nicht unterschätzen. Du mußt dich erinnern, wie sehr wir es heute schon in der Hand haben, unsre tiefste Seele in geschriebenes Wort zu ergießen. Denke dir unsre photographische Technik noch etwas erweitert: und selbst unser Bild wird weithin verschickt, wird gar telegraphiert werden in einer Form, die dem unmittelbaren Anblick mindestens eine sehr ernste Konkurrenz machen, ja ihn durch eine Reihenfolge kinematographisch bewegter Momentbilder schließlich geradezu ersetzen könnte. Das steht bereits in der Linie unsrer Technik.

Und doch begreifst du, daß das alles ein Ende hat in einem ganz bestimmten Moment.

Die echt stockhafte Liebesindividualität bedarf zu ihrer vollen Gründung mindestens eines einzigen Augenblicks, da es sich faktisch nicht mehr um Kilometernähen handeln darf, sondern nicht einmal mehr um Zentimeter. Der äußerste Liebesakt fällt plötzlich auch beim höchsten Kulturmenschen heraus aus der ganzen Welt der dazwischen gelegten Werkzeuge, der Buchstaben, Posten, Telephone, Kabel, er lenkt für eine einzige Handlung in der Kette doch noch wieder ganz unzweifelhaft zurück auf jenes alte Siphonophoren-Prinzip.

Allerdings nur für einen Moment.

In diesem Moment aber siegt das Prinzip des Aneinanderwachsens noch einmal wie in einer äußersten posthumen Vision, einem Aufleben eines Stückes Urnatur, Urwelt, Kinderzeit vor einer kurzen Zeitspanne tiefsten Sichversenkens in das größte Mysterium des dunklen Naturgrundes, der keine Zeit, kein Alt und Neu kennt, sondern ewig wieder in uns mit seiner Dämonenkraft aufersteht: der Zeugung. In diesem Moment muß auch das persönliche Menschenindividuum heim ans Herz der Urmutter, da hilft kein Sträuben. Es muß schöpfen aus dem innerlichsten Jugendbrunnen, muß gleichsam hinabsteigen zu den Nornen wie Odhin, zu den Müttern wie Faust, und da versinkt alle Kultur, da muß Zellleib zum Zellleibe, um in heißer Umarmung seinen Abstand auf das Mindestmaß zu reduzieren, das überhaupt so großen Körpern gegeben ist.

Die leiblichen Umrißgrenzen der Personen, vor denen alle kultu-

relle Stockbildung Halt machte, müſſen wenigſtens ein Stück weit verſchwimmen. Beide Perſönlichkeiten müſſen ſich in dieſer verſchwimmenden Grenze frei gegeneinander erſchließen. Perſönlichkeitsſubſtanz der einen muß übertreten in die andre, zu dauerndem Beſitz dort.

Das alles allerdings nur vorübergehend. Das Verſchwimmen auch der Grenze erſcheint nicht als dauerndes Verſchmelzen der eigentlichen Perſonen. Immerhin geht aber auch das in einem gewiſſen tiefſten Sinne innerlich noch weiter. Der Subſtanzteil der einen Perſönlichkeit, der ſich im höchſten Moment ganz abgeriſſen hat von ſeinem höheren Individualanſchluß dort, geht mit einem Subſtanzteil der andern Perſönlichkeit nachträglich auch noch eine wahrhafte körperliche Ganz- und Dauervermiſchung ein. Eine der in dieſer Subſtanz enthaltenen männlichen Samenzellen muß ja zur vollkommenen krönenden Schließung des Liebesſtocks mit einer drüben entgegenwandernden Eizelle im Schoße des andern Liebespartners in wahrer Miſchung Leibes und der Seele vollkommen verſchmelzen ... eine derartig reſtloſer Zuſammenſchluß, daß dagegen gehalten ſelbſt die engſte Aneinanderfügung der großen Perſonenhälften des Liebesindividuums das Ineinanderſchieben zweier Attrappen bleibt.

In dem ganzen hier charakteriſierten Normalverlauf der wirklichen Schließung und Vollziehung des menſchlichen Liebesindividuums iſt für jenes typiſche Zwiſchenglied unſrer kulturellen Stockbildung, das Werkzeug, tatſächlich keine Stelle. Du erlebſt hier offenbar eine Stockbildung auch noch im Menſchentum, die von der ganzen Erfindung dieſes Werkzeuges noch heute vollkommen abſehen kann. Höchſtens negativ, als hemmendes Präventivmittel, kann es ſich bis zuletzt in den echten Verlauf einmiſchen, nicht aber im normalen Wege fördernd. Für zwei geſunde, reife, in jeder Hinſicht normale Individuen, wie wir ſie oben bei unſerm Kulturbeiſpiel ja auch vorausgeſetzt haben, bedarf es ſchlechterdings in keiner Form hier irgendeiner Werkzeughilfe.

Und auch mit kühnſter klügelnder Phantaſie könnteſt du dir die Dinge nach dieſer Seite nicht umdenken. Zur äußerſten Not möchteſt du dir ausmalen, daß noch in den erſten Hauptteil, den, der jenen etwas attrappenartigen Zug wahrt, ein letztes Stück Werkzeugerſatz eingefügt werden könnte, indem du etwa an Vorgänge dächteſt, wie

ſie bei der heute ſo bewährten künſtlichen Fiſchzucht angewandt werden. Da bemächtigt ſich der Menſch wenigſtens bei einem andern Tier, dem zeugungsreifen Fiſch, bei beiden Perſonen hier der austretenden Samenzellen (Milch), dort der Eizellen (Rogen), füllt beide Produkte in Flaſchen, die ſich mehrere Tage bequem aufbewahren laſſen, und vollzieht ſelber durch Zugießen des einen Stoffs zum andern je nach Bedarf die Zeugung, ſchließt alſo gewiſſermaßen nachträglich und künſtlich noch den Ring des Liebesindividuums. Male dir aus, es ſei ſelbſt ſo etwas beim Menſchen möglich und denke dir, daß auch dieſe Produkte noch verſandt werden könnten. Selbſt in dieſer äußerſten Phantaſiemöglichkeit bliebe die endliche Vermiſchung der Eizelle und Samenzelle zwar einzige, aber ebenſo abſolute Notwendigkeit. Der Vorgang wäre ſozuſagen bis ins Mikroſkopiſche getrieben, hier unter dem Mikroſkop aber vollzöge ſich doch noch die letzte Diſtanzaufhebung, die Miſchung Leib in Leib.

Du kannſt dir denken, daß du bei vervollkommneter Technik mit dem Mars durch Lichtſignale ſprechen könnteſt ... aber nicht, daß du eine echte Zeugung vollziehen könnteſt, bei der zwiſchen der Samenzelle und der Eizelle auch nur die Diſtanz eines winzigſten Millimeterbruchteils bliebe.

Die Sache iſt aber ſchon deswegen überhaupt ſo als Normalverlauf bei uns ausgeſchloſſen, weil die Natur hier beim Menſchen wie bei andern Tieren noch einen ganz beſonderen Trick ausgeübt hat. Sie zahlt nämlich auf die normale Form, bei der die beiden Partner ihre Zeugungsſtoffe für die letzte Ganzmiſchung wirklich auch durch eigene momentane körperliche Teilvereinigung möglichſt nahe zuſammenbringen, eben an dieſe Partner eine Art Extraprämie aus in Geſtalt eines ungemein ſtarken ſinnlichen Wohlgefühls, des ſogenannten Wolluſtgefühls. Indem dieſes Gefühl ſeine Wellen weit voraus wirft und einen wahren Hunger nach ſeiner Erfüllung erzeugt, zwingt es auch die Partner immer wieder zur wirklichen Normalannäherung zuſammen. Dieſe Prämie iſt gewiſſermaßen das Gegengewicht gegen jenen Chok, jene Angſt, die alle höheren organiſchen Perſönlichkeiten ergreift, wenn ſie trotz ihrer Perſonenfreiheit ſich noch einmal wenigſtens auf Momente ſiphonophorenhaft an ein zweites Weſen anſchließen ſollen. Über ihre eigene Entwickelungsgeſchichte haben wir noch ausführlich zu reden.

Alſo diesmal iſt alles noch einmal ganz anders. Es genügt nicht der einzelne Techniker, der mit einem Druck auf einen elektriſchen Knopf die Energien des ganzen Kulturſtocks ſpielen laſſen kann. Genügt nicht der Helmholtz als Robinſon, aus deſſen einzelnem Kopfe noch einmal dieſe ganze Technik wiedergeboren werden könnte. Genügt nicht der Menſch, der mit all ſeinen Mitmenſchen nur durch ein Syſtem vereinbarter Zeichen in Schallwellen und Lichtwellen verknüpft zu ſein braucht, um normaler Weiſe doch alle Segnungen, allen Frieden, alles Menſchheitsgefühl ſeiner Einordnung in den großen Kulturverband völlig ausreichend zu erfahren. Genügt nicht der Menſch, der Geſchichtstradition aus Büchern und Worten empfängt und ſelber zu ſolcher Tradition weiter wirkt. Genügt nicht der große Goethe, einſam, nur mit einem Schreiber, dem er diktiert, durch jene vereinbarte Zeichenſprache der zum Werkzeug erhobenen Luftwellen zeitweiſe loſe verbunden, umherwandelnd in ſeinem Kämmerlein, alle höchſten Geiſteswerte der Menſchheit wägend und umwägend und neue Werte dazu zeugend, die wieder durch die Werkzeugſprache des Lichts, durch Bücher, in die Kulturenergien aufgenommen und dort allmählich jedem zugänglich gemacht werden. Das alles genügt diesmal ſchlechterdings nicht, um den Liebesſtock der beiden Geſchlechtsperſonen zu ſchließen. Es muß der echte Siphonophorenzug der körperlichen Miſchung hinein.

Auf dieſe Miſchung hin ſind, obſchon ſie immer nur auf Momente wirklich eintritt, die beiden Liebesperſonen als Ergänzungsſtücke gebaut. Auch in den Momenten des Nichtverbundenſeins laufen ſie ideell als ſolche herum. Die Geſchlechtsorgane beider ſind genau eingerichtet für die gelegentliche ſiphonophoriſche Verknüpfung. Das eine Organ in Geſtalt eines wirklich überführenden äußeren ſtielartigen Leitungsſtücks, das im Moment durchaus an den gemeinſamen Stiel zwiſchen den Siphonophorenperſonen erinnert. Das andre in entſprechender Geſtalt einer inneren Röhre, in die jener Stiel ſich genau einſchieben kann. Gerade beim Menſchen iſt dieſer Siphonophorenapparat entſprechend dem Bau der Säugetiere, zu denen er geſchichtlich gehört, ganz beſonders vollkommen ausgebildet; wir haben auch von ſeiner ſpeziellen Geneſis ſpäter noch ein Wort zu reden.

Allerdings fließt durch dieſen Stiel auch im wirklichen Funktionsmoment nicht wie bei den Korallen- und Siphonophorenſtöcken Nährſaft, alſo Magenſtoff hindurch, ſondern noch erſt wieder die eigent-

liche Mischsubstanz selbst, die dem Mischakt die Krone aufsetzt. Insofern ist es ja zuletzt auch wieder nicht möglich, das Gleichnis zwischen Siphonophorenstock und menschlichem Liebesstock bis in jede Konsequenz durchzuführen. Der Liebesstock bleibt ein Sonderphänomen der Stockbildung, das aber immerhin unvergleichlich viel mehr siphonophorenhafte Züge trägt als solche des menschlichen Kulturstocks.

Wieder auch darin schlägt er ja eigene Wege ein, daß er seinen wahren Anschluß immer nur momentweise, mit langen Pausen relativer Lösung dazwischen, vollzieht. Es gibt das einen ganz leisen Zug doch wieder zu der Art, wie in jenem Verlegergleichnis das Werkzeug behandelt wurde, das man beliebig als Anschluß (etwa im Telephon) benutzen und dann wieder abstellen konnte, wenn man es nicht mehr brauchte. Immerhin bleiben aber die Organe des Liebesstocks eben doch selber dauernde körperliche Organe, die auch im gelösten Zustande nicht abgelegt werden können. Wogegen sie allerdings wieder in solchen Zeiten des Nichtgebrauchs gleichsam aushilfsweise noch für ganz andre Haushaltszwecke der Person benutzt werden können und dann auch in der straffen Einstellung ihrer eigentlichen Zweckmäßigkeitsgestalt wie zum Anzeichen ihres jetzt pausierenden Hauptdienstes nachlassen. Schließlich könnte man sich so etwas auch bei Korallen und Siphonophoren denken: einen Leitungsstiel, der nur etwa zu bestimmten Suppenstunden, wenn Nahrung überhaupt im Stock bereitet würde, geschlossen würde und als Suppenschlauch funktionierte, in den Küchenpausen dagegen etwa überall in Öffnungen aufklaffte, damit so lange Verbrauchsstoffe der einzelnen Anschließer einzeln nach außen ablaufen können. Es ist mir kein Naturfall derart bekannt, aber was ist in solchen Fällen nicht alles realisiert worden; im Prinzip läge jedenfalls kein Hindernis.

Gerade dieses zeitweise Pausieren im wahren Mischanschluß bildet aber nun in unserm menschlichen Liebesleben einen bedeutsamen Einschlag wieder nach andrer Seite.

Die gleichen Liebeshälften, die hinsichtlich des einen äußersten Aktes noch so ganz siphonophorisch aufs „Verwachsen" gebaut sind: sie laufen eben doch sonst und in allen Momenten außerhalb dieses Aktes auch als regelrechte Ganzindividuen herum

im Sinne andrer freier Personen im großen menschlichen Kulturstock. Sie besitzen in allem übrigen die volle Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit eben des Menschen in diesem Stock, den mit den andern lediglich Werkzeuge verknüpfen. Alles, worin sich ihre ideale Einheit, ihre höhere Individualität auch als Liebesindividuum abgesehen von dem speziellen körperlichen Mischakt sonst noch betätigt, geht entsprechend genau so vor sich, wie es bei Verbänden nach Art jenes Exempels Verleger und Reporter sonst Brauch bei uns ist. Lichtwellen vermitteln auch hier den Anblick der gegenseitigen Persönlichkeit. Schallwellen, auf bestimmte vereinbarte Zeichen hin geordnet, gewähren auch hier das schöne Menschenmittel der Sprache, die Gedanken von Gehirn zu Gehirn wie auf Elfenflügeln herüber und hinüber treibt.

Es ist gesagt, wie die Einleitung des Mischakts zwischen den beiden Menschenpersonen selber noch ganz im Banne dieser Distanzdinge zu stehen pflege. Das gemeinsame Leben innerhalb eines Liebesindividuums ist aber keineswegs so eingeschränkt, daß es bloß die mehr oder minder grobe und deutliche Vorbereitung zu jenem Mischakt umschlösse und weiter nichts. Unser herrlicher menschlicher Kulturstock müßte nicht diese ungeheure Macht bei uns sein, wenn er sich nicht auch sonst noch in jeder Weise in diese engere Stockbildung mit seinen Mitteln und Zielen einmischen, sie gleichsam umfassen und in allen freieren Momenten geradezu in sich auffsaugen und für sich verwerten sollte.

Denke an das ungeheure Gebiet der feineren Vergeistigungen unsres erotischen Lebens, die uns alle so ganz sachte, Schritt um Schritt, fortführen von den engeren Mischgedanken und Mischgefühlen jener siphonophorischen Welt hinein in wirklich sozusagen allgemein kulturelle Beziehungen und Anschlüsse auch der beiden Geschlechter. Wie die Liebenden über jene wilden roten Flammen, wo ihre Individualitäten in der Glut körperlich aneinanderschmelzen sollen, immer doch auch wieder bloß ganz lose Hand in Hand, ja mehr als das: bloß Blick in Blick, Gedanke bei Gedanke über weite Fernen fort hinaufschweben in eine ganz andre, ätherblaue Sphäre. Wie sie inmitten ihrer Gemeinschaft sachte umsponnen werden von ethischen Werten. Wie auch ein reines Humanitätsindividuum immer wieder still heraus- und umgearbeitet wird aus dem siphonophorischen Liebes-

individuum. Die süßeste lyrische Vormorgenrotsstimmung der Liebe, die den Mischakt noch kaum ahnt, schöpft hier schon ihre Kraft. Aber auch vom sichersten Besitz aus strebt die ganz bewußte und wissende Liebe als höchster Geisteswert immer neu mit stolzen Adlerflügeln hoch in dieses Blau über die dunklen chemischen Mysterien des Mischaktes hinaus, so hoch, bis sie ihn ganz wieder aus ihrer Adler- und Sonnenperspektive verliert.

Diese Dinge sind innerhalb des Kulturstocks von einem gar nicht genug zu schätzenden Wert. Erinnere dich an die unendliche Goldwelle, die sich über alles ausgießt, was diese Vergeistigung der Liebe nur berührt. Denke an das Aufblühen der Kunst in diesem Sonnenschein. Denke an die Fülle der ganz feinen Regungen, die im echtesten Sinne als keusch bezeichnet werden, also mit jenem siphonophorischen Akt anscheinend gar nichts mehr zu tun haben, dennoch aber ihre Pflanzstätte auf Erden, ihr unschuldig reines Paradies nirgendwo anders haben als innerhalb des Ringes der Liebesindividualität, so weit diese eben noch mehr umschließt als bloß den Mischakt. Denke an die enormen Kräftigungen, Aufrüttelungen des geistigen Individuums von dieser Seite für jeglichen Zusammenschluß idealer Art. Was von hier geleistet wird an idealer Hingabe, Aufopferung, tatkräftiger Hilfe. Die höchsten Kulturwerte tauchen nicht nur gefördert, sondern geradezu immer wieder neu geboren unter diesem Lichtschein der geistig verklärten Liebe auf: eine ausgesprochene innere Tendenz treibt diese Liebesform von selber dazu, allmählich in allgemeine „Menschenliebe" überzugehen. Womit im äußersten Verfolg dieser Tendenz zuletzt ein Aufgehen im obersten Ziel des Kulturstocks, ein völliges Zusammenfallen mit ihm sich anbahnt. Die Liebe löst sich hier ideell völlig von dem siphonophorischen Akte ab. In ihrer ganzen Kraft Geist geworden, sucht sie absolut in die Methoden, die Verbindungswege des Kulturstocks einzutreten. Wie alle Werte dieser höchsten Geistesgemeinschaft findet sie zuletzt ihre wahren Einheiten, ihre wahren Zusammenschlüsse, ihre wahren Mischungen im äußersten Gegensatz zu aller siphonophorischen Vereinigung rein in den großen Zusammenhängen geistiger Ideale und Gedankenharmonien. Für diese höchsten Einheiten spielt Distanz überhaupt keine Rolle mehr. Meer und Land sind keine wahren Trennungen. Wenn zuletzt sogar die Brücken der Kulturwerkzeuge, auf denen reine Ge-

dankenzeichen wandern, verſagen, bleibt die Freiheit des Gedankens ſelbſt. Es bedarf zuletzt auch des Kulturkabels nicht mehr. Es genügt die innigſte Verſenkung jedes Liebenden in ſich, um in jener Tiefe das Liebesindividuum zu ſchließen, wo alle Sonnen und Milchſtraßen zuletzt nur wehende Nebel der eigenen innerſten Vorſtellung ſind. „Seh' ich ans Firmament nach jener Seite . . ."

Die verwickelte Sachlage im menſchlichen Liebesindividuum iſt aber auch mit dieſem Gegenſatz noch nicht erſchöpft.

Aus jenem ſiphonophoriſchen Miſchakt erwächſt eine neue Komplikation des Liebesindividuums: das Kind.

Das Kind gehört ſeiner Entſtehung nach durchaus nur dem Miſchakt an und würde niemals durch irgendeinen jener Diſtanzakte zuſtande kommen können. Es erwächſt unmittelbar aus der verſchmolzenen Samen- und Eizelle. Entſprechend dieſer ſeltſamen Herkunft unterſcheidet ſich das Kind denn auch weſentlich im weiteren Bunde mit dem Liebesindividuum von beliebigen gewöhnlichen Ergebniſſen eines menſchlichen Überindividuums.

Nimm noch einmal unſer Urbeiſpiel. Jene ſchlichte, flüchtige Individuenbildung zwiſchen Verleger und Reporter. Obwohl hier alles per Diſtanz und ſogar durch eine ungeheuer große Diſtanz ſich abwickelte, können oder müſſen doch auch dort gewiſſe dritte Ergebniſſe herausgekommen ſein, die ſich ſehr wohl äußerlich dem Kinde vergleichen laſſen. Sagen wir zunächſt: der Zeitungsbericht, der fortan gedruckt vorliegt. Das Wort „geiſtiges Kind" für ein ſolches Ergebnis iſt uns ja täglich geläufig. Sagen wir meinetwegen auch eine Geldſumme, ein Reingewinn, der für eine der beiden Parteien ſchließlich übrig geblieben iſt, auf Zinſen gelegt wird und vielleicht für alle abſehbare Zeit ſo fort und fort eine beſtimmte Art dauernden „Lebens" für ſich weiter führt ſelbſt über den Tod des eigenen Erzeugers hinaus. Als Diſtanzwerte geſchaffen, bleiben aber Zeitungsblatt wie Kapital auch in ihrem weiteren Daſein unabänderlich Diſtanzwerte für das höhere Individuum, aus deſſen Gemeinſchaft ſie hervorgingen.

Das Kind des körperlich vermiſchten menſchlichen Liebesindividuums beginnt ſeine Exiſtenz dagegen mit dem echteſten ſiphonophoriſchen

Akt. Neun lange Monate bleibt es zunächst in engster körperlicher Verknüpfung (die sogar allmählich darin noch zunimmt) mit dem einen Partner des Liebesindividuums, der Mutter. Wenn du einer Geburt beiwohnst und den gewaltigen regelrechten Stiel siehst, dessen eines Ende am Nabel des Kindes festhängt, während das andre eben noch an der Mutter saß, so bist du hier genau auf dem, was wir oben bei dem Telegraphenkabel, durch das der Verleger in Amerika seinen Reporter in Europa „nährte", als geradezu lächerliches Bild verworfen haben, und zwar diesmal nicht lächerlich, sondern ernsthaft. Durch dieses dicke Kabel der Nabelschnur ist wirklich monatelang die Nährsubstanz der Mutter übergeflossen in ihr Kind und das Kind hat mit dem Bauche daran gesogen wie ein Bandwurm. Ja noch nach der Geburt trinkt das Kind aus den Brüsten der Mutter buchstäblich mit dem Munde seine Nahrung ab.

Diese letztere Handlung steht allerdings schon, wie sehr gut zu merken ist, auf der Grenze zu einem Distanzakt. Schon sind wir Kulturmenschen (freilich nicht zu unserm Vorteil) massenhaft dazu übergegangen, aus dem Mischakt hier einen regelrechten Distanzakt künstlich zu machen. An die Stelle der eigenen Mutter haben wir bald die fremde gesetzt, bald ein milchendes Säugetier ganz andrer Art eingeschoben; die Milch dieses Tieres haben wir kondensiert, sterilisiert, auf Flaschen gezogen und mit der Post über Land versendbar gemacht. Daß das aber möglich war, verdanken wir eben bloß dem Umstand, daß mit dem Austritt des Kindes aus dem Mutterleibe überhaupt die Grenze zwischen Mischakt und Distanzakt für diesen Fall zu verschwimmen beginnt. Wenig später: und Mutter und Kind sind nur noch in einem Distanzverhältnis. Sie sehen sich durch Lichtwellen, verständigen sich nach und nach immer besser durch Schallwellen, kurz sie treten trotz aller intensivsten, unabänderlich fortbestehenden Liebesgenossenschaft miteinander dauernd in ein Genossenschaftswesen ein, das mit jeglicher weiteren siphonophorischen Mischung (auch nur im Sinne einfacher neuer Geschlechtsmischung) schlechterdings gar nichts mehr zu tun hat, ja sie normaler Weise aufs äußerste verabscheut.

Dieses weitere Verhalten des einen Partners im Liebesindividuum, der Mutter, zum Erzeugnis, zum Kinde, macht aber fortan nur dasselbe, was der andre Partner, der Vater, vom Zeitpunkt unmittel-

bar nach dem großen begründenden Mischakt an überhaupt nur gemacht hat. Dieser Vater wartet ja nicht einmal die wahre Vermischung von Samenzelle und Eizelle ab. Im Moment, wo die Samenzelle ihn durch einen zuletzt rein automatischen Akt seiner Körperweisheit verlassen hat und er sich nur mehr als leere Attrappe fühlt, aus der der eigentliche Vermischungskernteil endgültig einmal wieder ausgeschieden ist, in demselben Moment ist auch seine ganze echte Mischrolle dem Kinde gegenüber schon ausgespielt. Weibesmischakt und Kindesmischakt fällt für ihn in eins zusammen. Der gesamte Rest all seiner Beziehungen zum Kinde aber ist fortan Distanzakt. Auch wenn das Kind als weibliches Wesen heranwächst und selber geschlechtsreif wird, kommt nach normaler Naturordnung gerade dieses eigene Mischprodukt auch für den Vater nie mehr als Möglichkeitsobjekt eines neuen erotischen Mischakts in Betracht.

Die Kinder nehmen also von gewissen Terminen ab für beide Eltern in Hinsicht der Mischakte geradezu eine Ausnahmestellung ein, die mit vollkommener Energie bloß auf jene andre Linie der Liebesäußerung verweist, wie ich sie dir vorher gekennzeichnet habe, jene Liebe, die ihrer besten Tendenz nach doch noch in die Mittel und Ziele der großen Kulturstockbildung mehr oder minder überlenkt. Vom Mischakt ausgehend, führen auch sie trotzdem in die Liebesstöcke fernerhin ein Element ein, das zwar im Rahmen der Liebe bleibt, aber zugleich doch auch von sich wieder eine ausgesprochene Tendenz zu reinen Distanzstöcken ohne jeden Siphonophorenzug äußert. Denn darüber kann ja kein Zweifel sein: in gewissem Sinne bleiben auch Vater und Kind und vor allem Mutter und Kind zeitlebens im Verhältnis eines mindestens angenäherten Liebesindividuums, eines Liebesstocks bei uns. Die echte erotische Halbierung im Sinne von Mann und Frau fällt zwar fort, gleichwohl aber handelt es sich ohne weiteres dabei noch nicht bloß um zwei beliebige Individuen innerhalb des allgemeinen Kulturstocks. Es bleibt auch hier eine ursprüngliche Marke des engeren. Einigermaßen ergänzen Eltern und Kind sich wenigstens zeitweise auch lange nach der Geburt noch zu einem vollkommenen Wesen, indem das Kind noch lange unfertig zur ganzen Lebensarbeit ist, des Schutzes bedarf. Das ließe sich ja zum Teil kulturell auch sonst ersetzen, wir reden davon noch. Aber Eltern und Kind pflegen noch besondere Familieneigenschaften

in Körpermerkmalen, Charakter, Talent enger gemeinsam zu haben, die sie doch noch wieder im großen Kulturstock zu einer Art ganz raffinierten Sonderstocks beieinander halten. Im Zusammenhang damit aber kennen wir dann auch die ungemein starken geistigen Liebesbande, die normaler Weise bei uns hier als Eltern- und Kindesliebe, vor allem als das urgewaltige Phänomen der Mutterliebe bestehen. Liebesgefühle, die auf der einen Seite der ganzen Sachlage nach auch geradezu prinzipiell und unbedingt von jeder siphonophorischen Mischsehnsucht absehen und fortlenken müssen, andrerseits aber eine ungeheure elementar triebhafte Wucht haben. Eine Wucht, die doch noch immer auszudrücken scheint, daß hier der siphonophorische Mischakt und zwar bei der Mutter in jener lang ausgedehnten und vertieften Form allemal und notwendiger Weise wenigstens vorausgegangen und durcherlebt ist.

Die Ausdrücke „Mischliebe" und „Distanzliebe" sind uns im Laufe des Gesprächs als bequeme Unterscheidungswerte in diese Betrachtung geraten: ich möchte sie auch im folgenden so beibehalten. Ich denke, du hast deutlich genug jetzt selbst empfunden, wie hier zwei Pole gleichsam unsres Liebeslebens grob, aber sinnfällig erfaßt sind. In der Mischliebe alles, was im engsten Sinne auf die Schließung des Liebesstocks durch den körperlichen Zeugungsakt zielt und in diesem Akt gipfelt. In der Distanzliebe die Liebe überall da, wo sie weit über diesen Akt hinaus den Liebesstock auch rein kulturell oder vergeistigt zu schließen bestrebt ist, mit einer ersichtlichen Tendenz, ganz in Methoden und Werte des Kulturstocks selber einzugehen, der nichts echt Siphonophorisches mehr braucht und duldet.

Dabei wäre dann das Kind auch noch irgendwie mit einem Leitwort anzugliedern. Bei dem eigentümlichen Umstand, daß es in seiner Existenz teils auf Mischliebe, teils auf Distanzliebe gestellt ist, empfiehlt es sich vielleicht, einen andern Begriff hier heranzuziehen.

Mischung wie Distanz bedeuten räumliche Verhältnisse. Für das Kind aber kommt in ganz besonders aufdringlicher Weise die Dauer in Betracht, also ein zeitliches Verhältnis. Das Kind ist die eigentliche Dauerleistung des Liebesstocks in unsrer sichtbaren Menschenwelt. Mag das elterliche höhere Liebesindividuum sich seelisch und

körperlich noch so fest begründen. Mag die körperliche Mischung, die ja an sich immer nur einen Moment dauert, sich in einer Kette von immer neuen Momenten wenigstens so lange fortsetzen, wie durch gewisse Altersgrenzen gewährt ist. Mögen die Distanzhandlungen den ganzen Rest des Lebens bei beiden Partnern erfüllen. Eines Tages läutet den beiden dennoch unabänderlich das Sterbeglöckchen. Einzelnes mag ja dann noch als Kulturwert fortleben. Ein Stück Humanität mehr, das sie gesät, ein schöner Vers, den ihre Liebe gewärmt. Aber das ist eben doch das ganz Besondere und Einzige des Liebesstocks, daß er uns das Kind noch schenken kann, ja normaler Weise immer schenkt. Und daß er so die Dauer der Menschheit und ihrer Kultur sichert und ebenso seinem eigenen Bunde eine ewige Dauer weit über die vergänglichen Geschlechtshälften hinaus verleiht.

Das Kind und alles, was im Liebesstock an Werten und Werken mit ihm zusammenhängt, könnten wir also mit kürzestem Wort etwa als „Dauerliebe" bezeichnen.

Wenn du die drei Kraftwörtlein so nicht gerade auf die Goldwage legen willst, glaube ich wirklich, daß sie dir etwas Prägnantes innerhalb des menschlichen Liebeslebens sondern helfen, ein Trio, mit dessen Ineinanderspiel du immerfort zu rechnen hast. Sie fischen dir gewissermaßen in drei Einzelnetze, was gewöhnlich in unendlicher Vielgestalt das uferlose Liebesmeer durchwimmelt, alle jene Laufworte der Zeiten: himmlische und irdische Liebe, Sinnenliebe, Fleischesliebe, ideale Liebe, Menschenliebe, Mutterliebe und so fort, Worte, die zum Teil durch ganze Welten voneinander getrennt erscheinen.

Natürlich, da alles zuletzt sich doch in der Einheit des Menschenwesens abspielt, fehlt es nicht an Übergängen, die im Einzelnen sorgsam berücksichtigt sein wollen.

Die Dauerliebe beispielsweise ist in ihrem äußersten, allerersten Akt, der Erzeugung des Kindes, identisch mit der echten Mischliebe. Die ganze weitere Vaterliebe innerhalb der Dauerliebe, ist, wie wir gesehen haben, im engeren Sinne wieder eine Art der Distanzliebe. Die ganz echte Mischliebe mit ihrem siphonophorischen Akt der Körperverwachsung im Zeugungsmoment wäre im allgemeinen bei uns frei beweglichen und sonst so völlig körperlich getrennten Wesen fast ein Ding der Unmöglichkeit, wenn die Möglichkeit der Liebeserregungen per Distanz, durch den Anblick (also durch Lichtwellen),

durch die gedankenvermittelnde Sprache (Schallwellen) und so weiter und weiter nicht bestände; die Distanzliebe ist eben für uns Menschen einfach doch auch die so gut wie unumgänglich nötige Voraussetzung der Mischliebe. Zwischen Mischliebe und Distanzliebe existieren aber auch noch unmittelbare Übergänge. Ihr Hauptspielplatz sind alle die Vorgänge, die nicht die eigentlichen Distanzsinne, also Ohr, Auge, Nase und die Distanzgedankenwelt des Gehirns betreffen, sondern den Hauttastsinn. Eine der merkwürdigsten Übergangsformen ist hier zum Beispiel der **Kuß**.

In seinem ursprünglichsten Wesen gehört er offenbar dicht an die Schwelle der Mischliebe. Im Moment der körperlichen Kußberührung ist die Distanz zwischen den Personen des Liebesindividuums zweifellos nahe der Minimalgrenze: die Distanzliebe steht also auf dem Punkt, Mischliebe zu werden. Wie nahe der Kuß dem Schlußakt ist, zeigt klärlich der Umstand, daß er in seiner sinnlichsten Form bereits selber gegen die große Prämie der Natur auf den vollzogenen Mischakt, das Wollustgefühl, anzuklingen und erste Töne davon deutlich herauf zu locken beginnt. Wie er denn auch in diesem Sinne keineswegs etwa bloß erst dem Menschen gehört. Erinnere dich an unsre alte Schneckengeschichte.

Andrerseits ist der Kuß aber tatsächlich noch keine vollendete Mischliebe. Die Organe der Mischliebe sind bei ihm, wenn auch erregt, doch noch nicht in Tätigkeit. Die Berührung ist noch eine reine Tastberührung und zwar eine solche vom Kopf aus, also der immer noch am meisten auf Distanzliebe eingestellten Gegend des Gesamtmenschen. Auf dieser Messerschneide **können** die beiden Lieben noch scharf getrennt werden, wenn auch dicht vor Torschluß. Und so hat sich um diesen Kußakt ein wahrer Rattenkönig der allerverschiedensten Wertungen und Deutungen herumgeknäuelt.

Auf diesen Schlußwert hat sich nämlich gerade auch noch der ganze Vergeistigungsprozeß der Distanzliebe wie mit äußerster Kraft konzentriert, auf der Höhe bis nahe zum völligen Verlorengehen und Vergessenwerden der alten eigentlichen Rolle des Kusses als Umschlag zur Mischliebe.

Aus einer Einleitung der Mischliebe ist der Kuß zuerst zu einem Surrogat geworden da, wo die letzte Minimaldistanz nicht mehr beseitigt werden konnte, als Grenzwert gleichsam des Kampfes und der

Sehnsucht um die völlige Mischliebe. Dann ist aber aus dem Surrogat ein Symbol geworden, also schon eine rein geistige Sache: das denkende Gehirn war nicht umsonst so nahe. Und dieses Symbols hat sich jetzt gerade die ausgesprochenste ganz abschweifende Distanzliebe bemächtigt. In ihren Händen ist der Kuß zum Symbol der Liebe geworden, die ausgesucht niemals körperliche Mischliebe werden soll oder es überhaupt nicht werden kann.

Die Dauerliebe, die jede spätere körperliche Neumischung von Eltern und Kindern als die wahre Sünde wider den Heiligen Geist perhorresziert, hat sich ausgespart des Kusses als Ausdruck der Eltern- und Kindesliebe in umfassendstem Maße bemächtigt.

Die „keuscheste", also vergeistigtste und auf Distanzwerte beschränkte „Unschuldsliebe", die den Mischakt eventuell gar nicht als möglich ahnt, mindestens ihn ignoriert als ihren Gegenpol, küßt unentwegt.

Ja im erhabensten Moment der Kulturgeschichte, bei der bewußten Einsetzung der Menschenliebe als des fortan obersten Gesetzes im werdenden kulturellen Menschheitsstock, wird der Kuß das Vertragszeichen! Er, der alte wilde Türsteher am körperlichen Mischakt, erscheint nach unendlicher Läuterung als der sanfte Friedensherold dort noch einmal, wo die Distanzliebe auch mit ihren letzten Symbolen der engeren Liebeswelt sich bedingungslos dem allgemeinen Kulturideal ausliefert.

Wunderbare Pilgerfahrt dieses alten Proteus. Durch alle Himmel und durch alle Höllen. Durch alle Lieben! An diesem Kusse ließe sich die ganze Geschichte des menschlichen Liebeslebens allein aufweisen, er ist wie ein kolossaler Knoten darin, der, wenn er allein gelöst würde, alle Fäden zugleich wiese.

Die Erschwerung der scharfen Trennung bei diesen reinen Tastdingen wie dem Kusse ist im Grunde aber noch bis tief in den Mischakt selbst hinein gegeben. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ja dieser Mischakt für die beiden beteiligten großen Menschenpersonen als bewußte Wesen bis in seinen tiefsten Verlauf hinein immer noch in gewissem Sinne Taktakt mit Distanz ist und erst jenseits jeglichen Bewußtseins, ja jenseits des Körperzusammenhanges der beiden großen Partner echter Mischakt wird.

Du mußt dir ja immer haarscharf klar halten: im eigentlichsten Sinne für immer mischen sich nur (das heißt verschmelzen Leben

in Leben, Leib in Leib) die Samenzelle und die Eizelle. Wo? In oder wenigstens mehr oder minder nahe der weiblichen Gebärmutterhöhle. Wie? Die weibliche Eizelle rollt durch einen der Eileiter entgegen. Und die männlichen Samentierchen klettern von der Scheide her aufwärts. Den Vorgang der Begegnung habe ich dir seinerzeit so weit anschaulich dargelegt. Er ist selber noch wieder eine engere Begattung zweier Zellindividuen ... und dieser intimste Begattungsakt erst führt zur eigentlichen wahren Mischung: die beiden Zellen „fressen" sich gewissermaßen gegenseitig derart, daß jede lebendig in der andern aufgeht, im äußeren Bilde nach dem Prinzip, wie zwei Tropfen bei einer bestimmten Höhe der Annäherung blitzschnell ineinander fließen und fortan einen einheitlichen neuen Tropfen bilden. Die ganze Begattung der beiden *großen* Liebespersonen Mann und Weib ist dagegen auch bei höchster und reinster Vollendung *ihres* Aktes noch *nicht* imstande, die letzte Distanz zwischen der Samenzelle und Eizelle zu überwinden, sie verringert sie nur auf das ihnen erreichbare Mindestmaß; das allerletzte Distanzstückchen im Inneren des Weibes haben dann Eizelle und Samenzelle noch für sich zu nehmen.

Aus diesem äußersten Sachverhalt erhellt, daß auf der allerfeinsten Goldwage selbst das, was wir Menschen seit Jahrtausenden für die absolute Geschlechtsmischung halten: der für unser seelisches und körperliches Erkennen vollendete Geschlechtsakt zwischen Mannes- körper und Weibeskörper, als solcher noch immer nach einer gewissen Seite innerhalb der Distanzliebe ist.

Und es ergibt sich das ja noch besonders gut aus den zahllosen Fällen, wo gerade jene Restdistanz zwischen Samenzelle und Eizelle *trotz* sonst vollendeten Aktes *doch* nicht mehr genommen wird, also dieses letzte Endlein Distanz die ganze Mischung wirklich noch *vereitelt*. Das tritt nämlich ein, wenn die Samenzellen absterben, ehe sie eine Eizelle erreicht haben, sei es nun, daß sie sie nicht früh genug finden konnten oder daß gerade gar keine reife Eizelle vom Eierstock her ihnen entgegen gewandert war. Und es ist ebenso, wie du weißt, mit ziemlicher Leichtigkeit absichtlich hervorzurufen durch irgendeine selbst beim Akt künstlich noch gezogene Trennungsschranke, die gerade auf jenem äußersten Gebiet noch die Samentierchen an ihrer wirklichen Wanderung zur Eizelle hindert, eine letzte, negative Einfügung des

„Werkzeugs" ſogar hier. Die dünne Scheidewand einer Fiſchblaſe genügt bekanntlich vollkommen, um noch während des Geſchlechtsaktes dieſe haarſcharfe Schranke vollgültig aufzurichten. Und du begreifſt: beſonders in dieſem letzteren Falle bleibt der ganze Akt alſo im letzten bedeutſamſten Effekt genau ſo Diſtanzliebe, wie wenn der Mann in Amerika und das Weib in Europa ſäße.

Solche Übergänge und Grenzſtreite ſind in dem großen Labyrinth der Realität, das ſich nie treffgenau einer menſchlichen Terminologie fügt, wohl zu beherzigen. Aber ſie werfen doch nicht den Wert gewiſſer Unterſcheidungen um. Gerade das letzte Exempel zeigt auf der andern Seite ja doch auch, daß hier nicht der eigentliche große Naturzweck gefaßt, ſondern nachträglich verſchoben iſt. Im höchſten und allſeitig harmoniſchſten Sinne bleibt der Gattungsakt zwiſchen Mann und Frau, obwohl auch er noch ein letztes winzigſtes Diſtanzteilchen offen läßt, eben doch der endgültige Schritt zur Miſchliebe, ja ihr Vollzug vom Standpunkt dieſer Perſonen aus. Unter dieſer und keiner andern Vorausſetzung iſt er bei ihnen von der Natur inſzeniert worden als ein feſter Liebesbrauch. Und alle jene weiteren Möglichkeiten, zumal die letztgenannte einer künſtlichen Schranke noch innerhalb des Aktes, ſind erſt Sachen zweiten Grades, die den Anblick verwickeln, aber doch nicht die Grunddefinition aufheben können.

„Du droben, ewig Unveraltete,
Dreinamig-Dreigeſtaltete,
Dich ruf ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Bruſterweiternde, im Tiefſten Sinnige,
Du Ruhigſcheinende, Gewaltſam-Innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund!
Die alte Macht ſei ohne Zauber kund!"
Klaſſiſche Walpurgisnacht

Wie oft iſt der Ruf durch die Menſchheit gegangen, auch dieſes dreifache Antlitz der Liebe zu begreifen!

Die Sehnſucht, daß auch dieſe Dreigeſtalt uns endlich ohne Zauber kund, daß ſie uns natürlich verſtändlich werden möge.

Und immer hat ſich das Bekenntnis doch auch wieder dabei auf die Lippen gedrängt: Credo quia absurdum. Es iſt nicht zu begreifen, dieſes ungeheuerliche dreiköpfige Weſen aus lauter Widerſprüchen, das da in uns hauſt, wir wiſſen nicht woher, wir wiſſen nicht wozu ....

Der hiſtoriſche Gedanke, der Entwickelungsgedanke iſt es, der hier im eigentlichſten Sinne als Befreier hervortritt. Wie in gewiſſen religiöſen Vorſtellungen der „Dreieinigkeit" eigentlich drei geſchichtliche Stufen ſich verkörperten (das Geheimnis des Uranfangs der Welt in dem Vater, das viel ſpätere Ereignis der Proklamierung der Menſchenliebe in dem Sohn, der allmähliche Fortgang dieſer Tat in dem Heiligen Geiſt), ſo ſchaut dich auch aus dieſer Liebesdreiheit ein Stück Vorgeſchichte der Menſchheit an mit ihren Stufen des Werdens. Das Problem dieſes Werdens miſcht ſich aber hier nicht mehr ein als eine beliebige Doktorfrage. Es kommt auch nicht als Störenfried, der lieb gewordene Meinungen, auf denen wir ausruhen wollten, bedrohen möchte. Als Retter in der Not inmitten des größten Chaos unſres Denkens meldet es ſich an dieſer Stelle zum Wort.

Nicht nur mit drei Häuptern über zwei Leibern reckt ſich uns ja heute das Liebesweſen entgegen. Dieſe Häupter erſcheinen längſt auch noch in Fehde miteinander. Sie drohen einander zu verſchlingen. Schon jenes einfache Beiſpiel des Kuſſes legt das nahe genug. Zwiſchen Sinnenkuß, Menſchenliebenkuß, Elternkuß ſcheinen ſolche Abgründe zuletzt zu klaffen, daß man bei jedem Verſuch einer

nachträglichen Begegnung äußerste Konflikte ahnen muß. In der Tat leben und weben wir in diesen Konflikten, jede alltäglichste Wertung unsres Liebeslebens ist voll davon.

Die Distanzliebe hat vor allem immer wieder den Versuch gemacht, sich als die einzig echte, heilige, menschenwürdige Liebe aufzuspielen und die Mischliebe neben sich für eine niedrige, häßliche, verbergenswerte Liebesabart oder -unart, gleichsam für das enfant terrible der Liebe, zu erklären. Alle jene Worte, die der Geist im Kulturmenschen gegen seinen eigenen Leib erfunden hat, sind auch hier zur Anwendung gebracht worden. Tierisch, fleischlich, sinnlich waren noch die harmloseren. In zweiter Instanz kamen dann unsittlich, ekelhaft, menschenunwürdig, satanisch. Obwohl man zugab, daß diese abscheuliche Mischliebe zum Zweck der Fortsetzung des Menschenvolkes nicht gänzlich aufgehoben werde könne, haben sich doch Jahrtausende der Sittengeschichte eine immer größere Mühe gegeben, die Mischliebe wenigstens in der Achtung so weit wie nur irgend möglich herunterzuarbeiten gegenüber der Distanzliebe.

Auf gewissen Höhepunkten dieses ungemein merkwürdigen kulturgeschichtlichen Zwistes der „zwei Seelen, ach", in unsrer Liebesbrust ist gar versucht worden, auch noch die Dauerliebe von jedem Mischrest zu entkleiden und zu erlösen. Wie der Heilige nicht mehr in den Armen eines Weibes gedacht werden konnte, so sollte er schließlich auch nicht mehr aus einem Mischakt stammen. Du weißt, wie Buddha sowohl wie Christus von der Legende aus völlig vergeistigten mystischen Distanzakten ohne „Befleckung" hergeleitet wurden.

Auch in all diesen Dingen stecken ja nun in ihrer Art ehrwürdige Wallfahrten des suchenden Menschengeistes, dieses neu geborenen Bewußtseinskindes, das auf seiner Suche nach Fortentwickelung durch höhere Ideale tausend Wege probiert und zuletzt auf allen, auch den wunderlichsten, Reife und Erfahrung gesammelt hat. Dabei ist aber sehr bezeichnend, daß solche Rangzwiste durchweg da bei uns aufzutauchen pflegen, wo es sich um verschiedenalterige historische Schichten innerhalb unsres Wesens handelt, also um einen Gegensatz von Alt und Neu. Und in diesem Sinne ist es auch kein Zufall, sondern eine innere Logik, daß beim Zwist der Lieben, wie gesagt, gerade die gleichen herzlichen Adjektiva vorkommen, die der „Geist" gegen den „Leib" bei uns zu schleudern liebt.

Wenn die ihrer Ansicht nach ganz lilienweiß gewordene Distanzliebe die böse blutrote Mischliebe als „tierisch, fleischlich, sinnlich" bezeichnet, so kennen wir das: es sind die Worte der Seele, die sich vom Leib emanzipieren möchte. Wir haben aber schon längst besprochen: auch in diesem Kontrast von Leib und Geist in uns kämpfen zwei rein geschichtliche Gegensätze von Alt und Jung. Der Teil deiner Individualität, den du hergebracht „Leib" nennst, ist (um es noch einmal so nachdrücklich wie möglich an diesem wichtigen Fleck zu betonen) eine *ältere* Weisheit in dir, der engere Fleck dagegen, auf dem du deinen Geist regsam fühlst, die *jüngere*. Dein Leib besitzt die Schrift von Aeonen; dein überschauender Intellekt mit seinem Bewußtseinsinhalt ist das Ergebnis einer relativ noch ganz jungen Schöpfung innerhalb dieser Äonenarbeit. In dir selbst als Person ist er noch wieder so frisch aufgetreten, hat sich erst so scheinbar ganz von unten an mit den Kulturtraditionen (selber geschichtlich junger Arbeit) wieder als Neuheiten befreunden müssen, daß man sagen möchte, er ist wirklich erst deine paar Jahre alt.

Obwohl beide in deiner Individualität als einem Höheren, Universaleren einbeschlossen, müssen diese beiden Stücke also deswegen wirklich eine gewisse Gegensätzlichkeit zeigen. Dein Leib hat gegen deinen Geist etwas Plumpes, Riesiges, Tappendes, Erdrückendes. Zugleich hat er auch etwas Automatisches, etwas von einem eingedrillten Riesen, der Jahrmillionen auf dem Buckel schleppt, durch diese Last aber auch in der Beweglichkeit und Freiheit seiner Handlungen etwas beengt und etwas abgestumpft ist. Der Geist erscheint daneben wie ein unruhiges Zwerglein, das auf einem kleinen weißen Felde, das ihm der brave Handlangerriese Leib gewährt und schützt, unablässig Neuwerte, Zukunftswerte in größter Hast aufzubauen sucht. Diesem Zwerglein leuchten keine Millionen von Jahren unmittelbar voran in seinem Tun. Was es erfährt von der Welt, ja vom eigenen Leibe, das muß es in ein paar Jahren ins reine unbeschriebene Feld sich erst hastig hineinraffen. Aber mit diesen paar gerafften Stücken vollführt es nun ein solches freies Jongleurspiel in tausend neue Möglichkeiten hinein, sie zwingt es in einen solchen neuen Tanz über alle Körperweisheit hinaus, daß schließlich wirklich der ganze Fortschritt der Entwickelung auf diesem Erdplaneten gegenwärtig durch die nervöse Neuarbeit dieser Geisteszwerglein zu laufen scheint. Und da das

Zwerglein mit seiner bengalisch hellen Bewußtseinsfackel das selber sehr genau sieht, so ist es im Grunde kein allzu großes Wunder, daß es sich für das eigentlich Wichtige und den Leib bloß für einen wirklichen ganz kreuzdummen Handlanger, eine Art notwendigen Übels, hält. Und so entsteht ein gewisser Konflikt schon im Innern des gewöhnlichen menschlichen Individuums, der „Person" selbst, ein Konflikt der Teile, von denen der eine den andern mit Injurien bewirft. Der Geist macht sich lustig über den dummen Leib. Vollends, wenn der Riese lässig wird, krank wird, wütet der Geist über ihn und hadert mit dem Geschick, das ihn an diesen eklen Balg gekettet habe.

In Wahrheit ist das schon hier bloß eine vorübergehende Dummheit des Blicks. Dein Individuum braucht den Leib sowohl wie den Geist. Dein Leib ist die ungeheure Quaderfolge deiner Aonen-Vergangenheit. Dein bewußter Intellekt ist dagegen gleichsam die von allem Druck dieser Quaderlast zeitweise frei gegebene Stelle, auf der sich Neues entwickeln, Neues ansetzen soll, die ideale eigentliche Arbeitsfläche. Gewiß: dein „Leib" ist das Tierische, denn er umfaßt eben noch das ganze Tier, das einmal „Du" war. Dein „Geist" dagegen ist der nackte Sonnenjüngling da oben, der immerfort nach Zukunftswerten ausschaut und in dessen Gesichtsfeld allerdings nicht mehr das überstandene Beuteltier oder der überstandene Affe stehen, sondern ein Idealmensch, auf den dein Individuum im Ganzen als Menschheitsglied hinstrebt. Du mußt aber nicht vergessen, daß dieser Idealmensch dort eben nicht stände, wenn nicht der Leib den Affen und das Beuteltier schon in sich hätte. Und im Laufe der Generationen wird allmählich offenbar, wie eben durch den Geist doch auch der Leib langsam vorwärts rückt. Geistige Errungenschaften prägen sich ganz langsam auch in ihn ein. Der Zwerg erzieht den Riesen. Denke, wie er heute schon als Arzt zu ihm kommt. Es ist gar kein Ende abzusehen, wohin das noch führen wird: die bewußte Eroberung und dann Ausgestaltung doch auch des Leibes durch die Intelligenz in uns. Das Endziel kann nur wieder eine vollkommene Versöhnung zu gemeinsamem Anstieg sein: der Greis, der sich mit dem blühenden Geisteskinde verjüngt, das Kind, das an dem Besitz des Alters zum Manne reift.

Inzwischen hat aber der noch bestehende Gegensatz nun wirklich geradezu sein Spiegelbild in dem andern zwischen Mischliebe und Distanz-

liebe. Die Mischliebe ist in gewissem Sinne der Leib des Liebesindividuums. Der Zeugungsakt mit echter nachfolgender Zellmischung ist der einzige wahre Moment, wo dieser Leib ganz und gar hergestellt ist. Die Distanzliebe dagegen kann recht gut als der Geist im Liebesstock angesehen werden. Keine Frage, daß auch hier die Mischliebe eine ältere Schrift hat in euch, die Distanzliebe eine jüngere, und daß auch hier also Alt und Neu einander in den Haaren liegen.

In der Mischliebe lebt auch das Menschenpaar immer noch das alte Zwergenmärchen von der Ringverschmelzung, von der Chromosomenmischung auf Halb und Halb durch. Das ganze Zähe, das Konservative des Lebens erscheint hier, die ursprüngliche Einheit. Ob ihr noch so hoch gestiegen seid: diesen ersten Vertrag dürft ihr nicht brechen. Er ist gleichsam euer Alter Bund, euer Altes Testament. Auf dem ganzen Wege vom Urbakterium bis zum höchsten Säugetier hat auch daran schlechterdings nichts gerüttelt, diese alten Pfeiler ragen und ragen. Ich brauche dir die alte Geschichte an dieser Stelle nicht noch einmal zu erzählen, es ist aber auch die ewig neue. Die Vielzelligkeit ändert nichts an ihr. Immer gleich schwingt dieses uralte Weltsystem der Liebe. Es ruft dich zur Zeugung, es ruft dich zum Tod. Ob du Einzeller bist oder Volvox oder Baum, ob Wurm oder Qualle oder Kulturmensch.

Auf der andern Seite haben allerdings ihre tiefsten Wurzeln auch Dauerliebe und Distanzliebe schon in diesem Urmärchen. Wie auch der höchste Geist zu allerletzt auf die dumpfen Urempfindungen der einzelnen ersten Zellleiber zurückgeht, so der sublimste Liebesgeist irgendwie auch auf die Kapitel des anfänglichen Rumpelstilzmärchens. Als allererste Grundform der „Liebe" hattest du dort eine Selbstteilung der Zelle in zwei oder mehrere Stücke. Erst auf einer etwas höheren Stufe verschmolzen dann zwei solcher Teilstücke von zwei verschiedenen Individuen bei gelegentlicher Begegnung nochmals miteinander; das so gebildete Neuwesen teilte sich dann aber auch wieder. Hier hast du eine Art neutralen Urbodens noch aller drei Lieben, die wahre Mutterlauge, aus der alles werden mochte.

In dem Resultat der Trennung der Zellteile hast du den Uranfang auch schon aller Distanz, wie in der Verschmelzung den Uranfang aller Mischung. Beides, scheint es, kommt hier gleichermaßen schon aus einer Urwurzel herauf. Die Mischung rechnet von Anfang an bereits mit der Distanz, mit der Nötigung, daß die beiden Misch-

zellen sich erst begegnen, erst finden müssen, daß sie von zwei Richtungen, zwei örtlich verschiedenen Individuen herkommen. In der Spaltung selbst, der Lösung eines Zellbruchstückes vom andern und vor allem dem Neueinsetzen solcher Spaltung nach erfolgtem Mischakt hast du aber auch schon die Fundamentalsache der Dauerliebe: die Umsetzung der elterlichen Mischungseinheit abermals in ein Distanzverhältnis getrennter Teile.

Jenseits dieser gemeinschaftlichen Urlauge liefen die Dinge aber dann tatsächlich immer mehr verschieden.

Die eigentliche innerste Mischliebe blieb bis zu einem auffälligen Grade *stehen*. Ihr Grundprinzip schien auf direktem Wege so gut wie gar keiner Weiterentwickelung mehr fähig zu sein. Von der ganzen ungeheuren Intellektentwickelung der obersten Lebensstufe wurde es wenigstens im äußerlichen Bilde zunächst überhaupt nicht erreicht. Beweis ja genug: wir Menschen haben unsern eigenen endgültigen Mischakt zwischen unsrer Eizelle und unsrer Samenzelle als solchen erst tief im neunzehnten Jahrhundert zum erstenmal von seiten dieses Intellekts aus „entdecken" müssen. Samenzelle und Eizelle selbst, obwohl doch in ihren Vererbungschromosomen allmählich der ruhenden Kraft nach Besitzer und Träger der gesamten Stammbaumentwickelung bis zum Menschen hinauf, wahrten unabänderlich ihre winzige Zellform. Der Verschmelzungsprozeß vollzog sich auch nach so viel Jahrmillionen bei ihnen in der gleichen patriarchalischen Methode der Spindelbildung und so weiter, wie wir sie früher zusammen bei der Arbeit belauscht haben. Ja wie weit dieser Konservativismus des Urakts gegangen ist, kannst du selbst noch an dem engsten, äußersten Stückchen Distanzakt studieren, den auch heute noch deine menschliche Samen- und Eizelle zwischen Eileitermündung und Scheidenpforte im weiblichen Körper dicht vor ihrer Endmischung vollführen müssen: wie ich dir früher schon erzählte, finden sie sich auf dieser letzten Wegspanne in ihrem purpurnen Schacht höchstens durch die dumpfeste aller Sinnesempfindungen, etwas chemischen Sinn als Geruch oder Geschmack, zusammen. Von echten Augen, Ohren oder gar Sprache nach Art der umschließenden vielzelligen Menschenwesen ist bei ihnen schlechterdings noch keine Rede.

Diese letzte Liebeslockung tief in der Feuchte des Weibesinnern bewegt sich durchaus auch nur in den Formen, die schon das älteste

Urmeer, das von sich mischenden freien Einzellern bewohnt wurde, erlebt hat. Ja es ist gewissermaßen hier immer noch an ausgespartem Fleck für ewig gleichen Zweck ein Rest dieses Urmeers hergestellt in der dunklen Grotte des Weibesinnern.

Sobald du nun aber deinen Blick auf dieses Gesamtweib richtest und seinen ungeheuren vielzelligen Dom, in dem diese Grotte sich wölbt, sobald du bedenkst, daß zur richtigen Bevölkerung dieses Stückchens geretteten Urmeers in der Grotte dort zweierlei Sorten Liebeszellen nötig sind und daß zur Überführung der männlichen Sorte ein zweiter, ebenso riesiger Zellendom, ein Gesamtmann nämlich, nötig ist und daß auch zwischen diesen beiden Riesen eine Distanz zu überbrücken ist, so kommst du sofort in eine ganz neue Welt hinsichtlich des Anteils der Liebe an der höheren organischen Fortentwickelung. Diese Zelldome sind ja selber schon intensives Produkt dieser Entwickelung. Was in ihr Bereich überspielte, mußte teilnehmen an ihrem Schicksal, durfte also nicht mehr verharren bloß in seinem Restchen Urmeer der Grotte. Ihr Fortschritt war der eigentliche Entwickelungsfortschritt des Lebensstammbaums bis heute. Dem galt es Schritt halten auch in den Liebestaten, die sie betrafen. Der Distanzliebe, die solche ganzen Menschenpersonen zusammenbringen, der Dauerliebe, die eine solche große, vollkräftig in sich stehende Menschenperson jedesmal wieder vollständig ausarbeiten sollte, waren da immer erneute Aufgaben gestellt, denen sie nur durch beständiges Neumitgehen in alle Entwickelungszüge hinein gerecht werden konnten.

Und so siehst du hier tatsächlich das äußerste Gegenteil eines konservativen Verharrens. Als die höheren Sinnesorgane bei den vielzelligen Wesen sich bilden, wächst die Distanzliebe mit vollen Segeln da auch gleich mit hinein. Als die Wirbeltierorganisation eine gewisse Höhe erreicht hat, baut die Dauerliebe ihren ganzen Mischteil zwischen Mutter und Kind noch einmal entscheidend daraufhin um in jenen seltsamen Vorgängen der Plazentaverknüpfung, von denen wir gesprochen haben. Vor allen Dingen aber sehen wir beide Lieben sich sofort gerade an den aufblühenden freien Intellekt angliedern. Die Distanzliebe setzt sich (wir haben es schon bei ihrer Charakteristik oben erörtert) allmählich in den Besitz geradezu auch aller Kulturmittel. Die Dauerliebe geht in ihrem Distanzteil auf Kinderpflege, Mutterliebe, Vereinigung der Eltern zu einer Ehe als Schutzgenossen-

ſchaft zum Kindeswohl (das alles beſprechen wir noch), erſt lange inſtinktiv, dann auch wachſend im freien Intelligenzſtrahl.

Erfolg iſt, daß der Menſch, als er endlich ganz zum reflektierenden Bewußtſein, zum Philoſophieren über die Liebe und verſtandesmäßigen Moraliſieren und Werten erwacht, dieſe Liebesformen ſchon größtenteils innerhalb ſeines Geiſteslebens vorfindet, veredelt, ſelber kultiviert und menſchlich vergeiſtigt vorfindet als mit ihm zuſammen emporgewachſene ſonnengrüne Zweige, während der alte Urſtamm der Miſchliebe ihn aus ſeinem eigenen Daſein immer noch anſtarrt wie eine verwunſchene Wurzel, in der die Alraunen hauſen. Trimurti, die Dreigottheit der Liebe, ſcheint mit der äußerſten, ſchon im Blau verſchwimmenden Idealliebe ganz und der Mutterliebe wenigſtens faſt ganz je einen Engelskopf zu haben, dazwiſchen aber ein drittes Geſicht mit barocken Elefantenzügen. Vielleicht wäre das Bild indeſſen gerechter, wenn man es ſo wendete: zweimal hat die Liebe ein echtes Menſchenantlitz, im dritten Falle aber ein embryonales, das noch auf einer dunkeln Grundſtufe der Natur bis heute beharrt, die wir ſo wenig entbehren können, wie den ungeheuren rätſelhaften ſauſenden Ball zu unſern Füßen, die Erde, der aber in eigentliche Menſchenwerte offenbar noch nicht recht umgeſetzt iſt; wahrſcheinlich, weil er, wie dieſe Erde ſelbſt, noch etwas zu Titaniſches iſt, um ganz ſchon in unſre Sphäre gegeben zu ſein, nicht aber im Sinne einer Minderwertigkeit.

Denn das muß ja doch der Sinn ſein, der ſich aus dieſer letzten Betrachtung ergibt: einer beſonnen abwägenden Wertung müſſen alle drei Liebeshäupter zuletzt der gleichen Heiligung der geſchichtlichen Notwendigkeit unterliegen. Ihr Geſamtantlitz iſt das, was die Natur bisher auf unſerm Menſchenſtern mit der Liebe erreichen konnte. Bis heute die Ausleſe des Beſten in einer Welt, die nicht auf einem vom Himmel herabgeſchenkten Glück, ſondern auf einer unſagbar ſchweren Arbeit zum Glück aufgebaut war.

Gewiß, daß ſich nicht leugnen läßt: in dem allgemein mehr und mehr vergeiſtigten Bilde unſrer heutigen Menſchheitsſtufe macht der ſeeliſche Ausdruck jener alten, ſozuſagen urweltlichen Grundquader, die auch uns die Natur nach wie vor in der Miſchliebe ſetzt, immer wieder am meiſten Schwierigkeit.

Alles geſchichtlich Jüngere in unſerm Weſen iſt uns ſeeliſch im oberen, in unſerm Sinne weit vertrauter, es hält eben ſchon mehr mit zu unſerm Intellekt wie ein gleichalteriger Jugendfreund, der mit ſich reden läßt; hier ſollen wir der unbedingten Autorität des Alters uns beugen. Wo immer die Miſchliebe ſich mit ihrem ſiphonophoriſchen Zuge als Geiſtesmacht in uns geltend macht, da empfinden wir ſie als ein triebhaft Ungeheures, dem keine Debatte des Intellekts ſtand hält. Wir haben die Angſt, vor einer Macht zu ſtehen, die, wenn ſie ſich durchſetzen will, ſchlechterdings vor nichts Reſpekt hat in dem oberen Stockwerk unſrer verfeinerten Geiſteskultur. Unſer gewöhnlicher individueller Verſtand iſt im Nu entthront, faſt ohne ernſthafte Gegenwehr. Ganze weite Gebiete unſrer Perſönlichkeit, die wir bisher für unſre beſten hielten und auf denen wir unſer Leben aufgebaut glaubten, werden ausgeſchaltet, ehe wir es noch recht faſſen. Sie erſcheinen plötzlich ſchwach, farblos, ganz im Bereich der Winzigkeit und Zaghaftigkeit des iſolierten, vom Ganzen losgelöſten Individuums. Dafür iſt eine einzige Energie unſres Selbſt auf dem Plan, die wir bisher kaum ahnten, die ganz einſeitig iſt, aber in dieſer Einſeitigkeit von einer Wucht, die wir an uns nicht für möglich gehalten hätten. Was ſonſt dirigierte, iſt bloß zum Zuſchauer gemacht. Als ſolcher ſehen wir, wie die Liebe ſich hier ein Bett durch uns gräbt wie ein Wildſtrom. Alle unſre höchſten Geiſteswerte von ſonſt ſind auf einmal nur Dämme, um die das Wildwaſſer brauſt. Sie mögen brechen . . . und wir könnten nur die Hände falten und zuſehen. Bei einem ähnlichen Angriff von außen her würden wir mit Todesverachtung dagegen ankämpfen; mindeſtens klagen. In dieſem Falle ſtehen wir wie erſtarrt in einer allgemeinen Bewunderung der Kraft, die doch Saaten eines Lebens in ein paar Momenten unter Laſten Schlamm begraben kann.

Es ſind eben die charakteriſtiſchen Züge des Dämoniſchen, die wir erleben.

In allem echt Dämoniſchen liegt immer auch etwas Zerſtörendes, zumal wenn es ſeinen Weg noch mit ungehemmter elementarer Wucht durch eine Welt feiner, wie Glas zerbrechlicher Werte nehmen ſoll, wie es doch alle oberen geiſtigen Errungenſchaften unſrer Kulturwelt noch ſind.

Mit was für einem furchtbaren Schloßenwetter kann der entfeſſelte

Drang zum Siphonophoriſchen der Miſchliebe unter Umſtänden in unendliche Zartheiten jener am weiteſten fort vergeiſtigten Diſtanzliebe einſchlagen, in das feine ethiſche Stockbilden zweier edlen Perſönlichkeiten, in Gemütsſaaten und ſüße Vertrauensgärten reiner Seelen!

Wie kann er da als ſcheinbarer Räuber und Einbrecher hauſen. Jeder Verſuch einer Feſſel, einer Einengung löſt dieſes Verderbliche des Dämons nur mehr. Wehe, wenn er die Schranken bricht. Notzucht und andre Verbrechen begleiten dann ſeinen Weg. Erbarmungslos peitſcht er die reinſte, vornehmſte Geiſtesindividualität zur Hingabe an ſeeliſch gemeinſte Miſchhälften. Nicht Fremde vergewaltigt er in ſolchem Falle bloß, ſondern am ärgſten uns ſelber. Und unſer Los wird dabei unendlich viel tragiſcher als das des Tiers. Sehend müſſen wir in den Abgrund ſtürzen. Wenn der Zauber des Dämons von uns genommen iſt, martert uns das Unbegreifliche, wie wir ſo handeln konnten.

Wer dieſen Ausbruch des Gefeſſelten öfter erlebt hat, geht fortan durch das Leben mit einem gewiſſen beſtändigen Grauen vor der Möglichkeit, die da jeden Augenblick aus ſeinem eigenen Innerſten vorbrechen kann. Du wandelſt eine Weile wieder ſo friedlich hin, ſpinnſt dich ein in tauſend ſchimmernde Fäden und Blütenkränze. Aber die Angſt läßt nicht ab. Wann wird dieſes ganze Spinngewebe wieder zerreißen! Und dann werden wir wieder vollkommen machtlos ſtehen; ja wir werden wild mitlachen, wenn die Kränze fallen, wenn die Blumen zu armen blutenden Herzen werden; denn zuletzt iſt es doch unſre Kraft, die tobt, unſer eigener Vulkan, der ausbricht...

Wenn dieſer Dämon des Miſchhungers dich in Übergewalt packt, dann biſt du eben nicht mehr der verwöhnte, mündig erklärte Liebling der gemilderten Natur mit ſeinen weichen Händen zwiſchen all den bunten glitzernden Kriſtallformen einer Kultur. Der wilde Soldat der Urnatur biſt du wieder, der in einer rohen Blutnacht in die Sternwarte des Gelehrten einbricht, die Inſtrumente von den Poſtamenten ſchmeißt, daß alles in Scherben dahinklirrt, und dazu verwegen lacht. Die Grundgravitation der Liebe hat dich eben in ihrer geraden Linie, die mit Menſchenperſonen, die über einen gewiſſen Rand bei ihr geraten ſind, bloß auf den Urzweck hin arbeitet, ganz einerlei, was für eine Perſon dahinter ſteckt, ſie geradlinig dahin reißt. So bauen wir ja auch die ſchönſten Konſtruktionen mit höchſter Technik und Kunſt

auf ... aber wenn die Schwere des Erdplaneten sie faßt, müssen sie fallen, unerbittlich, da ist kein Entrinnen mehr. Wenn diese Schwere sich durchsetzen muß, so bricht der Tempel des olympischen Zeus, den das Erdbeben berührt hat, zu wirren Scherben zusammen. Wenn auch der Edelste, Stärkste, Gesundeste von uns gelegentlich vor einem solchen Tempelschutt seines Innern steht, zu dem ihm der Dämon mit einem Ruck wieder heruntergeschmettert hat, was er mit all seiner Geistesarbeit in Jahren Stein um Stein heraufgebaut und ins obere Licht hinein verklärt hatte ... wer wird nicht einmal auch die Stimme des Weltenzweiflers aus dem Staube dieses Einsturzes gehört haben, gehört haben aus der Tiefe des eigenen doch wieder aufbäumenden, wenn auch ohnmächtigen Intellekts das „Credo quia absurdum", daß auch uns Menschen immer noch dieser Dämon reiten muß ...

Und doch gilt auch von diesem dämonischen Zuge der Mischliebe zuletzt das alte gewaltige Beschwörungswort: Nemo contra deum nisi deus ipse, keiner gegen Gott, als selber Gott.

Auch sie ist, richtig verstanden, zuletzt ein guter Geist.

Nur durch den Mischakt besteht die Menschheit fort. Es muß ein Zwang sein, daß sie, sonst so sublim, so ätherisch geworden, dieses Siphonophorische noch vollziehe. Hier ist eben mehr auf dem Spiel als selbst die glänzendste Einzelperson. Es handelt sich um die Fortsetzung des Ganzen, also zuletzt auch das Fundament aller Kulturstockbildung. Was diesem tragenden Titanen dient, muß in gewissen Momenten immer wieder vorgehen. Obwohl die Mischliebe im Leben bleibt, muß sie doch einen Zug sich wahren von der andern elementaren Naturgewalt, die sich über alle Individuen hinaussetzt, dem Tode. Weil die Persönlichkeit bei uns so stark ist, muß er noch stärker sein, der Titan über ihr. Wenn er Luft zum atmen sucht und brüllt, daß die Tempel momentan einstürzen, so muß auch das sein, er muß die Freiheit haben, sich auszutoben. Er schafft euch ja auch wieder, die ihr neue und noch schönere Tempel bauen könnt...

Selbst das aber ist nur die Außenseite. Die Mischliebe ist gar nicht bloß der wilde Riese. In ihr wohnt auch die ewige Urglut und Urkraft des Lebens, gefaßt in den Ring doch der Einzelperson wie zum Exempel, was in solcher Person ruhen und geweckt werden kann an elementarer Innenenergie. Und in ihr wohnt die Kraft

auch der grenzenlosen Süße, des vollkommensten Glücks der Natur, ihre Stärke, im Moment wie auf eine Abschlagszahlung schon einmal zu befriedigen bis zum völligen Sterben aller Wünsche, zum wunschlosen Aufgehen in der absoluten Seligkeit. Unendliche Armut und Leere der Welt, wenn man den Mischakt der Liebe als höchstes Symbol dieser beiden elementaren Naturoffenbarungen, der Kraft überhaupt und dann der Kraft zum Glück, aus unserm Leben nehmen wollte! Wenn diese Kraft die Tempel in Schutt wirft, so ist es eben wirklich doch zuletzt deine Kraft. In gewissem Sinne ist deine Persönlichkeit nie auf einer strahlenderen Höhe als in den Offenbarungsmomenten dieser Dämonenkraft. Darum, wenn uns der elementare Liebessturm auch noch so viel zerstört haben mag, sehen wir doch, wenn wir ganz ehrlich der Erinnerung auf den Grund schauen, in ihr später die größten Momente unsres Lebens, die lebenswertesten, denen der Blick mit Neid nachgeht in den Zeiten ruhigen, geregelten Flusses der Dinge, mag auch noch so sehr die Angst warnen, daß mit der Kraft auch der Dämon der Verheerung wieder entfesselt werde. Die Frühlingsstürme und die Blitze des Daseins sind in diesen großen Momenten, da hilft nun nichts, und zuletzt weiß auch das jeder. Die Kraft ist eben darin, die, wenn sie den Tempel zerschlägt, doch weiß, daß er nur durch sie auch wieder aufgebaut werden kann.

Und was für eine milde Glückssonne steht doch auch über zwei jungen, solcher Kraft vollen und in gleichem Willen und ganzer Sehnsucht einander sich hingebenden Menschenwesen. Wie viel zahlt der Moment da an Weh dieser rätselvollen Welt ab. An diese Stunde denkt der Mensch in der Trübe rings umher: das besaßest du doch einmal. Mag es auch wieder verweht sein. Aber du weißt doch jetzt, was die Natur zahlen kann. Was sie zahlen könnte im Schoß des Werdens. Sie zahlt es dort, wo sie ewig neues Leben körperlich in die Dinge wirft. Sollen wir nicht hoffen, daß diese ewig weiterströmende Lebenswelle auch immer mehr Gold aus diesem dunkeln Glücksschatz zu uns heraufragen werde? Und mit arbeiten daran? Wer wollte dieses Symbol missen ...

Und wie nötig erscheint auch die Blutwärme, die von hier fort und fort in die Distanzliebe und mit ihr bis in die fernste Geistesliebe strömt. Die schließlich doch auch den ganzen Kulturstock wieder durchblutet, körperlich macht, vor dem zu Sublimen, Verflatternden wahrt,

ihn warm hält, wenn die Luft der reinen Ethik zu eisig wird, wenn der Verstand zu sehr zum kalten Rechner wird, wenn die Kunst zu abstrakt wird. Dann überall fühlt man die Notwendigkeit und das Heilsame dieser unablässig pulsenden Unterströmung. Hier ist sie nicht versengende Lava, sondern bloß milde Wärme, die bekräftigt, daß da unten nicht bloß Maschinen klappern, ethische Automaten arbeiten, sondern Herzen pochen.

Als gar nicht auszusagender Segen erscheint für den Kulturstock, den Geistesstock, wie er heute doch werdend vor uns ist, in diesem Sinne der Aufbau aus heißen Liebesindividuen, die eine Kraft, eine Sehnsucht, ein Glück, eine Blutwärme des Prinzips des Zusammenschlusses, des gemeinsamen Einheitbildens unausgesetzt in die Dinge werfen, die kein Intellekt rein so schaffen könnte auch bei höchster Anspannung um den Erfolg eines solchen Prinzips. Hier wird der gefürchtete Dämon zum Helfer, der dem Geiste zuletzt doch auch eine Gasse bricht.

Und auch als ein Grundkorrektiv steht die Mischliebe da. Der Intellekt ist jung. Er macht auch Dummheiten. Dummheiten, die den großen Fortgang der Dinge hemmen könnten. Hier ragt ihm eine Macht, an die er noch nicht heran kann. Vielleicht wird er es einmal können, wenn er noch weit, weit mehr ausgeklärt ist. Bis dahin muß er sich aber fügen und schließlich doch seinem Besten. Denn bis zu einem gewissen Grade ist die Methode dieser ältesten Liebesmacht selber wenigstens grob durch die Fee Nützlichkeit schon so ausgeklärt, ausgezüchtet, ausgelesen, daß sie, was immer im einzelnen ihr Tritt an Saat des Moments zerstampfe, doch auf jeden Fall für die elementare Rettung und Weitersteuerung des Ganzen einstweilen auch bei uns noch genügt. Besser eine alte grobe Helferin, was Methode anbelangt, mit urtümlichen, bis zu gewissem Grade in unsrer erhellten Welt fremdartigen Einzelzügen, als ein wüstes Experimentieren durch Mächte, die einstweilen Sternwarten, Tempel und olympische Götterbilder bauen können, aber noch keine Menschen.

Weit weniger Bedenken hat von früh an die Rolle der Dauerliebe als *seelisches* Kulturelement geweckt.

Die Mutterliebe ist immer als etwas Reines geachtet worden, selbst dort noch, wo man die siphonophorischen Mischtatsachen

bis in den Mutterleib hinein perhorreszierte. Die Kindesliebe zu den Eltern hat auch im obersten menschlichen Geistesstockwerk bei der bewußten Aufstellung der ethisch-sozialen Grundnormen noch eine besondere Bekräftigung als spezifisch kulturell-menschliche Satzung gefunden. Die Ehe (über deren Zusammenhang mit der Dauerliebe wir noch ausführlich zu sprechen haben) hat religiöse wie soziale Heiligungen erfahren.

Dabei ist aber kein Zweifel, daß das seelische Urphänomen der Dauerliebe, die Liebe zwischen Mutter und Kind, ebenfalls einen gewissen elementaren, triebhaften Zug auch bei uns wahrt, dem man sehr gut auch eine kleine Mischung von Dämonischem zuschreiben kann. Auf der Höhe ihrer Kraft bricht auch die Mutterliebe noch mit der Wucht eines reißenden Stromes durch, der alle Dämme sprengen würde, wenn nicht durch die ganze Sachlage in Personen und Gesellschaft hier die Hemmnisse für gewöhnlich so gut wie ganz reduziert wären. Im Konfliktfalle gäbe es bei voller natürlicher Entfaltung tatsächlich wohl kein Kulturmittel, das hier dauernd standhielte. Wie viel Tempel und Statuen zerschmetterte eine echte Mutter, wenn es ihr Kind gälte! Als wirklich noch mächtiger könnte sich unter Umständen höchstens die andre elementare Liebeskraft, die Mischliebe, auch hier erweisen.

Zum größten Teil aber auf Hingabe, Aufopferung, Hülfe zu einem andern Wesen bis zur vollständigen Darangabe der eigenen Person gerichtet, wie diese Mutterliebe ist, muß sie nun noch zu einem ganz besonderen Hochwert für die Kultur werden. Sie wird zur ersten, obersten Quelle selbstlos-hilfsbereiten Mitgefühls. Aus dem Mitgefühl für die eigenen Kinder erwächst höchster Trieb des Helfens gegenüber allem Hilflosen, Schwachen überhaupt. Auch bei fremden Kindern. Dann bei Kranken. Selbst bei Tieren. Die Mutter ist immer neu unsre Lehrerin der Hilfe, der Krankenpflege, des Tierschutzes, kurz des tätigen Mitleids in jeder Form. Dabei gibt sie auch in dieses Mitleid Blutwärme, elementare Triebkraft. Ein Himmelssegen, daß auch unser Mitleid allgemein nicht bloß auf ein paar ethischen Formeln des Intellekts ruht, sondern immerfort auch von diesem Blute genährt wird!

Und auch hier empfinden wir die Kraftsteigerung doch auch wieder der Person. Wir empfinden auch die Steigerung im Glück, bloß

daß ſie noch um eine Nuance feiner und ſo gerade den vergeiſtigten Glückswerten der Kultur näher iſt. Das Glück iſt hier weit weniger Beſitzerfüllung, als eine Art ſinnlich glückſeligen Genießens der Hingabe an ein andres Weſen.

Da jede Frau ein Teil Mutter in ihrer Seele hat, finden ſich ja ſtarke Züge gerade dieſer Form des Liebesglücks auch in den höchſten Äußerungen ihrer Miſchliebe. Aber dort iſt es doch immer nur eine leichte Farbe, die ſchwächer wird, je ſtärker gerade die kraftvolle Perſönlichkeit auch im Weibe entwickelt iſt. In der Mutterliebe wird es dagegen Grundton, der mit der Kraft ſteigt. Glück der Hingabe, ohne wilde Wolluſtſchauer doch als eine blutwarme Befriedigung empfunden, vergeiſtigt und doch nicht bloß zu Ethik oder Kunſt oder Erkenntnis geworden, ſondern mit einem körperhaften Grundweſen: in dieſer Geſtalt kann die befriedigte Mutterliebe vielleicht für die geläutertſte, reinſte Glücksform erklärt werden, die uns überhaupt auf unſrer Stufe vor Augen ſteht. Dächten wir uns alle Sehnſucht der Welt erlöſt in dieſes Glück . . .

Der ewige Madonnagedanke, wie er als Symbol auch dem Freidenker gehört, wurzelt hier. Wir haben ihn ſchon einmal zuſammen ausgeführt und brauchen ihn hier nur wieder anklingen zu laſſen.

So bewährt ſich doch im Ganzen, daß wir auch in dem ſeeliſchen Ausdruck der Liebesdreiheit, wie ſie uns nun einmal geſchichtlich gegeben iſt, eine Macht haben, mit der ſich leben läßt und deren ſcheinbare Widerſprüche zuletzt einander in die Hände und zuſammen in den Einklang unſrer Geſamtkultur arbeiten. Liegen Schichten des hiſtoriſchen Werdens darin heute noch merkbar übereinander, ſtellen ſich uns gleichſam verſchiedene Stufen der „Zähmung" erſt dieſes Wunderweſens darin vor Augen, ſo überwiegen doch im Hauptbilde die Züge der Harmonie. Nicht der abſolut geklärten Vollkommenheit. Denn wir ſtehen hier wie überall noch mitten im Werdeprozeß. Aber des Weges zur Klärung, wie ihn auch ſonſt der Menſch auf ſeinem Planeten ſo deutlich markiert.

Es gehört ja offenſichtlich zu dieſem Emporgang ſelbſt als eine bedeutſame Station, daß geſchichtliche Einſicht ſich uns immer klarer auch hier aufzutun beginnt. Daß ſie an Stelle des dumpfen,

lähmenden Entsetzens vor dem erotischen Gespenst tritt. Daß sie dem Intellekt eine unendlich viel bessere Aufgabe stellt als bloß das unfruchtbare Werk, die wirklichen oder angeblichen Widersprüche in der Liebesdreiheit gleichsam noch moralisch bei uns zu unterstreichen und zu verhärten.

Denn der historisch gerichtete und dort erfolgreiche Intellekt kann sich auch hier zuletzt nicht anders ausleben, als es überall alle echte Geschichtsforschung in ihrem edelsten Zweck tut: er muß in die Vergangenheit steigen, um die Zukunft klären zu helfen.

Er muß sich den Verlauf des Wurzelwerks vergegenwärtigen, um das künftige Wachstum in seinen Möglichkeiten zu überschauen, er, der Intellekt, der jetzt überall wenigstens in unsrer Nähe nach dem Zügel der Naturdinge auch im Sinne von planmäßigen Änderungen, bewußten Besserungen greift. Der Geschichtsintellekt in seinem wahren Ernst, seiner wahren Größe ist immer eigentlich ein Prophet. Nicht einer im alten mystischen Sinne, der bloß unfruchtbar und tatlos voraus weiß, was kommen muß. Sondern einer aus jener Schar arbeitender Realpropheten, die selber das Kommende nach ihrem Bilde umgestalten, es in die Gestalt ihres Schauens mit eigener Machthand hineinzwingen.

Du kannst aber deinen Blick in diesem Sinne nicht resolut gegen die große Dreigestalt unsrer menschlichen Liebe erheben, ohne sogleich auch eine ganze Reihe kleinerer Sphinxhäupter zu gewahren, die einzeln dort noch so bewältigt sein wollen.

Der Akt der Mischliebe besitzt in seinem körperlichen Teil bei uns noch eine Reihe ganz besonderer Begleiterscheinungen, die von je für sich den Intellekt bis zur Verzweiflung gequält haben. Auch sie sind nur historisch zu entzaubern. Sie führen auf alte Verschwendungen und dann auch wieder alte Sparsamkeiten der Natur, die noch heute das engere Bild deiner Geschlechtsorgane in ihrem Bann haben.

Die Distanzliebe hat daneben auf einer gewissen Höhe der Entwickelung noch einen wunderbaren Anlauf genommen, doch noch von ihren Werten aus in die Mischliebe und ganze Dauerliebe einzugreifen. Die Wahl der Geschlechtspartner zum Mischakt hat sie nämlich erhoben zur individuellen Liebesauslese, wobei nicht jeder Geschlechtshälfte jede beliebige andre entgegengesetzte recht war,

sondern bestimmte persönliche Bevorzugungen fortan statthatten. Diese individuelle „geschlechtliche Zuchtwahl“ mußte einerseits, da sie ja doch auch zuletzt zum Mischakt führte, auf dem Wege der Vererbung sich zu einer bestimmten konstanten Macht in der Dauerliebe ausbilden. Andrerseits aber kamen in ihr echte Werte der Distanzliebe ebenso zur Geltung. Die individuelle Liebesauslese vor dem Mischakt ging ja dort durchaus über die höheren Sinnesorgane, vor allem das Auge, mit dem sich die Liebeshälften sahen, das Ohr, mit dem sie sich leiblich und geistig hörten, sie ging vor allem aber auch hervor aus höheren Geisteswertungen ästhetischer, ethischer und sonstiger Art. Damit gewannen diese Wertungen nun doch noch auf dem Wege bestimmt gerichteter individueller Züchtung auch eine körperliche Liebesmacht; jene Sinnesorgane, wie zum Beispiel das Auge, wurden geradezu auf einem Umwege doch auch noch helfende echte Geschlechtsteile. Wie weit zurück auch diese eigenartige Brücke der drei Lieben schon unterhalb des Menschen Geltung gehabt haben könnte, ist von uns ausführlich zu untersuchen. Daß das Prinzip gegenwärtig und zukünftig jedenfalls bei uns eines der allerwichtigsten unsres ganzen Liebeslebens sein und bleiben muß, kann nicht zweifelhaft sein.

Wiederum aber sehen wir unabhängig davon bei uns Menschen den Zug zum Mischakt allgemein verknüpft mit einem höchst seltsamen Phänomen gerade unsres Menschenwesens, nämlich der Nacktheit. Das Problem der Entstehung dieser Nacktheit wird hier plötzlich auch als akutes Liebesproblem wichtig. Das Wesen der Schamhaftigkeit muß zugleich zur Sprache kommen.

Endlich erleben wir noch einen ungeheuren Schachzug der Dauerliebe. Zum Nutzen des Kindes (erst dem rein wirtschaftlichen, höher hinauf aber ebenfalls dem individuellen im Sinne eines Faktors in der Linie jener eben erwähnten persönlichen Züchtung) werden die Eltern noch über das einfache Band des Mischaktes hinaus in eine neue Art Liebesstock von immerhin auch schon verlängerter Dauer zusammengenötigt, die Ehe. Die Geschichte dieser Ehe, ihre Vergangenheit und ihre Zukunftschancen wären zu betrachten.

Auch jede dieser Sonderstraßen, die wir also jetzt zu verfolgen haben, ist geheiligt durch ungezählte menschliche Einzelkämpfe, menschliche Tränen, menschliche Hoffnungen, menschliche Resignationen. An

jeder ihrer Wenden hat der Menſch als hilflos weinendes Kind geſtanden, das den Weg zur Mutter verloren hatte. Aber die Tränen dieſes Kindes ſind zuletzt doch der reife Mutblick des Mannes geworden, der auf den krauſen Zickzackzügen mit dem ernſten Gedanken verweilte: nicht bloß wie finde ich hier heim, ſondern wie könnte ich dieſen Weg künftig beſſer legen.

Credo quia absurdum . . .
Ich glaube es, weil es ſinnlos iſt . . .
Du kennſt den alten Glaubensſatz, in dem die Menſchheit ſolange ihre uralte Wiegeninſchrift geſehen hat: der Menſch iſt von Gott geſchaffen worden ſo, wie er iſt. Da ſtand er eines Tages nackt auf grünem Plan, mit all ſeinen Vorzügen und Fehlern in der nackten Seele und dem nackten Leibe. So lieblich gerade ob ihrer Schlichtheit dieſe Legende klingt, für mich hat ſie immer etwas Niederſchmetterndes gehabt.

Wenn ich heute noch an ſie buchſtäblich glaubte, mit dem naiven Sinn des Kindes, ſo läge für mich jetzt, als reifen Mann nahe der Fünfzigerhöhe des Lebens, ein Zug, eine Stimmung darin, die mich mahnen könnten, in die Wüſte zu ziehen. Als Anachoret in die Sandöde und Steinöde. Wo die Sonne glüht und glüht, ohne Schatten, ohne Quell. Und wo der Einſiedler alles hinter ſich auslöſcht wie einen irren Traum. Tauſende haben es ſo gemacht, wo dieſer und verwandter Glaube noch wirklich lebendig die Menſchenherzen durchſchauerte und nicht bloß von Glaubenspapageien nachgeplappert wurde. Sie glaubten . . . und ſie reſignierten. Und zogen in die Wüſte. Und ließen die unerbittliche Scheitelſonne ihr Gehirn dörren.

Sie hatten den Glauben, ſie wußten was die Welt war. Aber ſie ſuchten als Symbol das Los des verſchmachtenden Einſiedlers in der Wüſte. Als Symbol der Gedankenwüſte. Und der verdorrte Mund betete mechaniſch: credo, credo . . . credo quia absurdum . . .

Wenn ich mir ſagen ſollte, daß dieſer Menſch auch in ſeiner Liebe alſo gleich ſo geſchaffen wurde. Als Mann und Weib, mit all den uns gegebenen Notwendigkeiten. Und daß dieſer Menſch die Krone der Schöpfung ſein ſollte, als er ſo geſchaffen wurde. Mich ergriffe eine dumpfe, lähmende Verzweiflung über die vollkommene, bleiſchwere Unbegreiflichkeit dieſer Dinge. Ein Kind kann das nicht fühlen und darum mag es von jenem Glauben nur das Liebliche empfinden. Aber ein Mann von fünfzig Jahren, der dieſes Menſchenleben auch nur an der Küſte befahren hat: er muß es fühlen. Was für ungeheuerliche Tatſachen im Bereich der Miſchliebe werden ihm zugemutet, die er alſo ſchweigend hinnehmen ſoll ohne eine andre Erklärung, als daß es ſo die Abſicht des Urweltweſens war bei Erſchaffung ſeiner Krone alles Weltendaſeins . . .

Sagen wir, die Fortpflanzung des Menschen sei an sich etwas von Beginn an Eingesetztes. Es soll die Menschheit nach Gottes Wille nur so bestehen können, daß immer wieder, während rings die Toten sinken, dort eine kleine männliche Samenzelle sich mischt mit der weiblichen Eizelle und daß aus dieser Mischung das neue Menschenkind aufsproßt. Streng genommen hat selbst das schon keine noch so scharfsinnige Theodicee der Jahrtausende logisch erklären können unter der Voraussetzung, daß der Mensch ohne jede Entwickelungsvoraussetzung unmittelbar als Krone der Dinge geschaffen sei. Aber es mochte wenigstens etwas Tröstliches darin sein, das einer dunkeln Ahnung von Logik nahe kam. Der einzelne Mensch, verantwortlich ja für seine Erdentaten von Gott gemacht, hatte genug Mühe mit seinem Gang auf der Schärfe eines Messers zwischen Sünde und Heil in den Jahren seines Lebens. Es war ihm zu gönnen, daß diese Jahre eng umgrenzt waren, daß dieses Pilgerleben hier nicht ewig dauerte, sondern daß sehr schnell der Vorhang wieder darüber fiel und eine neue Generation zum Experiment an die Reihe kam. Wir zeugten diese Generation; aber sie duldete dann für sich und ging über unsern Gräbern ihren Weg mit nackten Füßen auf dem Messer weiter. Mochte man sich dabei beruhigen.

Aber du schaust um dich und du siehst, daß dieser einfache Akt noch wieder umwickelt ist mit einem ganzen Gewebe von, wie es scheint, schlechterdings unabweisbaren Absurditäten.

Da ist zunächst die ungeheure Verschwendung, die ihn umgibt. Das Vergeuden der Zeugungsstoffe ohnegleichen.

Ein neuer Mensch soll stets nur entstehen durch die Mischung einer Eizelle mit einer Samenzelle, und damit diese Mischung zustande komme, ist ein Mischakt zwischen Mann und Weib nötig. Gut. Das sei die Grundlage. Die Menschheit soll erhalten bleiben. In den fünfzehnhundert Millionen Menschen auf Erden soll jeder Sterbefall stets wieder ersetzt werden durch einen Geburtsakt. Zu dem Zweck sind ganz folgerichtig von diesen fünzehnhundert Millionen Menschen ungefähr die eine Hälfte Frauen und die andre Männer. Diese Männlein und Weiblein einigen sich, und aus der Einigung erwachsen Kinder. Zwei gesunde, weiter lebende Kinder, die Vater

und Mutter bei deren Sterbefall ersetzen: und das Problem der Menschheitserhaltung wäre gelöst. So überaus einfach.

Zu diesen beiden Kindern wären aber ausgespart beim Weibe gerade zwei Eizellen und beim Manne zwei Samenzellen nötig. Jede Eizelle hat, wie gesagt, die Größe des Pünktchens, das du mit einem sehr hart zugespitzten Bleistift auf dem Papier senkrecht eben noch erzeugen kannst. Rund ein Fünftel eines Millimeters in Länge wie Breite. Die beiden zusammen ergeben aneinander gelegt also einen etwas dickeren Punkt von noch nicht ganz einem halben Millimeter Breite. Jedes männliche Samentierchen ist aber sogar nur ein Zwanzigstel eines solchen Millimeters lang, also mit bloßem Auge überhaupt nicht mehr sichtbar. Zwei geben ein Zehntel Millimeter, also auch noch für das bloße Auge ein Nichts. Diese vier Stäubchen nun in Summa wären die ganze nötige Stoffmasse zur Erhaltung der Menschheit.

Jetzt liegen die Dinge freilich so, daß nicht alle Menschenpaare sich finden. Auch sterben kleine Kinder schon wieder in Masse. Und so weiter. Es könnte ja auch vorgesehen sein, daß die Menschheit nicht bloß sich erhalten, sondern allmählich noch zunehmen soll. Also ist es logisch gut begreiflich, daß jedem Weibe und Manne die Möglichkeit anerschaffen wurde, eventuell auch noch mehr als zwei Kinder zu erzeugen.

Aber auch das findet in gewissen Umständen wieder seine gegebene Schranke. Jedes Kind entwickelt sich neun Monate lang im Mutterleibe. Für diese ganze Zeit sperrt es von selbst den Weg für eine neue Befruchtung. Da das Befruchtungsvermögen auch nach der Geburt unter gesunden Verhältnissen meist wenigstens noch eine kürzere oder längere Frist pausiert, so läßt sich rund jedenfalls ein Jahr Pause auf jedes Kind rechnen. Nun ist die gesamte Lebensdauer auch des gesundesten Weibes aber in ihren Jahren bereits eine beschränkte. Mehr wie neunzig bis hundert hat im allgemeinen kein Weib zu vergeben. Selbst von diesen Jahren aber fällt mehr als die Hälfte ganz fort auf die noch geschlechtsunreife Jugend und das nicht mehr geschlechtsreife Alter. Die Zeugungszeit schränkt sich in runder Ziffer, die schon hoch gegriffen ist, auf etwa dreißig Jahre ein. Das gäbe also nur mehr Raum für dreißig Kinder.

Wir wissen aber alle, daß selbst das noch eine Patriarchenziffer ist,

die nicht einmal ideal gelten darf. Sagen wir zwanzig, und sagen wir, daß es also einen logischen Sinn hätte, wenn jedem Weibe die Fähigkeit wenigstens für den eventuellen Fall gegeben wäre, zwanzig Kinder in die Welt zu setzen. Zwanzig Eizellen pro Person wären dazu nötig. Und auch für den Mann wäre damit eine Maximalgrenze gegeben: zwanzig Samenzellen. Zwanzig Eizellen würden ein Stückchen lebendigen Stoffes darstellen immer erst von der Größe eines bescheidenen Tintenklexchens; zur Schnur gereiht überträfen sie nur unbedeutend die Länge eines Gedankenstriches. Zwanzig Samenzellen so der Länge nach aneinandergelegt erschienen daneben erst gar wie ein feinstes Spritzerchen, ein Komma von gerade einem Millimeter Ausdehnung.

Mit diesen Mitteln also ließ sich *alles* erreichen. Es brauchte bloß noch der Geschlechtsakt so festgestellt zu werden, daß er unter allen Umständen, wenn er überhaupt zustande kam, auch wirklich eine Samenzelle mit einer Eizelle zusammenbrachte. Vom Boden einer unmittelbar zweckmäßigen „Erschaffung" hätte das wohl am wenigsten Mühe machen sollen.

Wir Menschen selber, die wir doch überall erst in den Kinderschuhen des eigenen bewußten Könnens stehen, wir vollziehen ja schon bei den verschiedensten Gelegenheiten den Akt der Übertragung von Körperzellen eines lebenden Wesens auf andre mit einer fast unfehlbaren Sicherheit. Wir okulieren und pfropfen als Gärtner ein Edelreis auf einen Wildling, zwingen also den Sproß einer besseren, feineren Obstpflanze zu einer lebendigen Zellenverbindung mit einer geringeren Sorte. Wir verpflanzen am Menschenkörper als Arzt, der die Kunst der Transplantation übt, lebende Hautstücke, um Wunden zu decken oder gar eine neue künstliche Nase zu bilden. Und bei unsern Schützlingen aus Tier- und Pflanzenreich nehmen wir mehrfach sogar geradezu den geschlechtlichen Befruchtungsakt in die Hand: wir befruchten (wir besprachen es schon) künstlich Fischeier unsrer Züchtereien mit Fischsamen, und seit uralten Tagen wird die Dattelpalme von Menschenhand ganz gewohnheitsmäßig begattet, indem der Samen von dem männlichen Blütenkolben in die offene weibliche Blüte der Palme gestopft wird; jahrelang kann dieser Palmsamen sogar aufbewahrt werden wie Schnupftabak und genügt immer noch, wenn der Gärtner ihn braucht. Wie viel mehr sollte der Schöpfer

es verſtanden haben, den Menſchen ſo zu bauen, daß dem ſchlichten großen Zweck die größte Schlichtheit zugleich und Sicherheit des Mittels entſprach.

Nun aber gegen das alles: was für ein Kontraſt der Tatſachen.

Du betrachteſt die Eierſtöcke eines jungen, reifenden Mädchens. Es ging erſt auf das Morgenrot ſeiner Liebe zu, und ſo erwarteſt du die noch unberührte Anlage zu jenen ganzen zwanzig Eiern, etwa zehn am rechten Eierſtock und zehn am linken.

Und du findeſt ſtatt der zehn jederſeits ſechsunddreißigtauſend, alſo im ganzen zweiundſiebzigtauſend vorbereitete Eier.

Selbſt bei einem Weibe, das zwanzig lebende Kinder in die Welt ſetzt, immer einundſiebzigtauſendneunhundertundachtzig Eier zuviel! Das Los dieſer Überzähligen kann ſelbſt in dieſem günſtigſten Falle kein andres ſein als Vernichtung noch im Mutterleibe. Und wir ſehen deutlich genug die Wege dieſer Vernichtung. Weitaus die größte Maſſe verkümmert und zergeht ſchon am Eierſtock ſelbſt wie taube Beeren. Ein Teil aber ſtirbt, obwohl ausgereift, noch gerade vor dem Hauptpunkt durch jenen ſeltſamen Prozeß ab, der ſich äußerlich in der Menſtruation des unbefruchteten Weibes markiert. Ganz unbekümmert darum, ob nun wirklich männliche Samenzellen von der Geſchlechtspforte her eingeführt werden oder nicht, vollführt nämlich der Weibesleib jene oben ſchon einmal berührte automatiſche Handlung, daß er mindeſtens jeden Monat einmal ein Ei am Eierſtock voll ausreifen und ſich loslöſen läßt. Es geſchieht auf den möglichen Fall einer Befruchtung hin. Kommt jetzt auch gerade eine Samenzelle, ſo iſt die Sache geglückt. Aber in unzähligen Fällen glückt ſie auch ſo nicht. Es tritt ſtatt einer Befruchtung und beginnenden Schwangerſchaft das ein, was wir Menſtruation nennen. Und das reife, losgelöſte Ei ſtirbt dabei ebenſo unbefriedigt ab, wie jene andern verkümmernden am Eierſtock ſelbſt. Die Menſtruation tritt bekanntlich unter geſunden Verhältniſſen alle vier Wochen ein und ſetzt normal erſt aus, wenn eine Schwangerſchaft begonnen hat. Selbſt bei zwanzig Schwangerſchaften in dreißig Reifejahren eines Weibes würde ein ziemlicher Spielraum bleiben für Eiverluſte dieſer Art vorher, dazwiſchen und nachher. Aber nun nimm den ja unendlich häufigeren Fall von weniger Schwangerſchaften bis zu gar keinen. Denke an jene zwei Kinder, die ſtreng genommen allein nötig

wären. Hier bleiben achtundzwanzig Jahre frei, jedes zu zwölf Monaten. Und jeder dieser Monate bedeutete mindestens ein reifes, losgelöstes, im weiblichen Organ reifendes, wanderndes und untergehendes Ei. Es wären dreihundertsechsunddreißig Eizellen, die auch so in ihrer Blüte noch elendiglich abstürben, ohne zum Ziel zu kommen. Bei einer alten Jungfer blieben gar dreihundertundsechzig als Opfer.

Du kannst dir ein hübsches Anschauungsbild der zweiundsiebzigtausend Beeren an der weiblichen Traube machen, wenn du dir einmal jedes Ei dabei zu der reifen Größe von einem fünftel Millimeter Durchmesser entwickelt denkst und dir dann diese Eier hintereinander reihst wie eine Perlenschnur oder auch wie eine jener Eierschnüre, die von den Kröten dort in ihrem Tümpel zur Frühlingszeit abgelegt werden. Du erhältst eine Schnur von rund vierzehn Meter Länge. Wenn sie die nötige Solidität hätte, könntest du dich daran aus den Fenstern des dritten Stocks einer turmhohen Berliner Mietskaserne herablassen. Und diese vierzehn Meter jetzt stehen gegen jenen Gedankenstrich von vier Millimetern, der für zwanzig Kinder genügte .....

An und für sich will ja solche Anhäufung von Zellen im großen Zellenstaate des menschlichen Leibes nicht viel bedeuten. In diesem unermeßlichen Gewimmel der Zellen verschwimmen diese zweiundsiebzigtausend noch mit wie eine Bagatelle. Die wenigsten Menschen machen sich ja einen Begriff davon, was für Längen herauskämen, wenn man sich überhaupt das gesamte Zellmaterial unsres Körpers glatt nebeneinander aufgereiht dächte. Die roten Blutkörperchen, die deinem Blute die rote Farbe geben und von denen jedes wenigstens eine verkümmerte Zelle darstellt, sind noch viel kleiner als die einzelnen Eizellen, und mit bloßem Auge gewahrst du bloß die rote Farbe am Blut, erkennst aber keines der Einzelkörperchen. Aber ihre Zahl geht in dir allein bis auf fünfundzwanzig Milliarden. Und denkst du dir diese fünfundzwanzig Milliarden roter Blutkörperchen ebenso als Perlenschnur aneinander gereiht, so kommt die ungeheuerliche Strecke jetzt heraus von rund zweihundert Kilometer, also mehr als die Kilometerlänge etwa der direkten Eisenbahnlinie zwischen Berlin und Dresden.

Aber diese Masse der Blutkörperchen hat einen tiefen Sinn. Ihre

enorme Fläche, in den Menschenleib hinein aufgewickelt und langsam immerzu wie an einer Walze durch die Lunge gezogen, gibt das riesige Saugfeld ab, das den für dich so nötigen Sauerstoff aus der Luft in sich nimmt und damit dein ganzes Leben nährt und erhält. Bei jenen zahllos verpulverten Eiern ist dagegen ein Zweck in diesem Sinne nicht zu entdecken. Wohl aber stellt sich gerade hier der Gedanke ein, was für ein köstliches Gut an sich da verpulvert werde. In jeder dieser Eizellen steckt nicht nur ein Individuum, ein Zellwesen, es steckt darin jene konzentrierteste Kraft des ganzen Elterndaseins und aller Ahnenvergangenheit, jene mysteriöse Kraft, die gerade solche Eizelle befähigt, im günstigen Falle (nach ihrer Vermählung mit der Samenzelle) einen ganzen neuen Menschen wieder auf den Plan zu stellen. Körper wie Seele der Mutter und all ihrer Vorfahren, alles, was das Kind von der Mutter und diesen Vorfahren unmittelbar mitbekommt, liegen in den Chromosomen dieses Zellchens schon wie der Halm im Weizenkörnlein eingegraben. Ein winzigstes Kristallspiegelchen ist dieses lebendige Stäubchen Stoff, aber in diesem Spiegel steht noch einmal das ganze riesige Körperbild, als wahrer Mikrokosmos enthält jedes dieser Eistäubchen den ganzen Makrokosmos der Mutter und all ihrer Ahnen noch einmal neu. Und so viel Tausende und aber Tausende gerade dieser köstlichen Zellen unentrinnbar dem Verderben geweiht!

Nimm die andre Seite, den männlichen Samen, und die grausige Phantasmagorie wächst.

Jene Maximalziffer von zwanzig Samentierchen pro Mann wirkt in Wahrheit wie ein schlechter Scherz gegenüber selbst der bescheidensten Leistungsfähigkeit eines gesunden Menschen. Es genügt, wenn du dich bloß an die sichere, von Lode und Waldeyer gegebene Ziffer hältst, daß in jedem einzelnen Samenerguß eines normalen Mannes über zweihundert Millionen Samentierchen enthalten sind.

Laß deinen Geist noch einmal zu jenem Bilde des lebendigen Samentröpfleins unter dem Mikroskop wandern. In dem einen Tröpfchen zieht eine Milchstraße zuckender, wimmelnder Samenzellchen dir vorüber. Das drängt sich und wirbelt und stößt: was wären deine angesetzten zwanzig schon in diesem kleinen Hexenkessel der Homunkuli. Und nun: das Vergrößerungsfeld deines Mikroskops faßt vom Tropfen, den du mit bloßem Auge deutlich als solchen siehst,

bloß erſt einen Ausſchnitt, gibt gleichſam eine Stichprobe. Durch den ganzen großen Tropfen zittert das gleiche Leben. Dieſer Tropfen aber iſt ſelbſt nur wieder ein geringer Teil der ganzen lebendigen Welle, die bei einem einzigen Geſchlechtsakt einem reifen Manne entſtrömt. Dieſe Welle durchwimmeln die Samenzellen in entſprechender Fülle, viel enger gedrängt, als die jungen Fiſchlein im grünen Kriſtall dieſer wohligen Bucht, auf der die Frühlingsſonne brennt. Solcher Geſchlechtsakte aber iſt dieſer Mann einer ſchier endloſen Kette fähig. Ja er iſt nicht bloß dazu fähig. Sondern ſeine innerſte Natur treibt ihn, zwingt ihn dazu. Ein winzigſter Bruchteil jenes einen Tröpfleins würde genügen, um die angenommene Rieſenzahl von zwanzig Kindern ſchon zu erzeugen. In ihm aber hebt und hebt ſich dieſe ganze Welle immer wieder neu. Für ihn gibt es keine Pauſen, auch wenn der Akt der wahren Zellmiſchung einmal ſtattgefunden hat, denn die Dauerliebe berührt ihn in dieſem Punkte ja nicht mehr. Er wandert fort von dem einen Weibe, wo der heilige Naturzweck ſich erfüllt hat, und die Kraft iſt faſt augenblicklich von neuem da, mit ihrer ganzen Siegergewalt, ihrem allfortreißenden Zwange und ihrer Gewißheit neuer Siege, ſobald nur die rechte Gelegenheit vom Weibe her gegeben iſt. Und zweihundert Millionen bei *jedem* Akt ...

In dieſem Falle iſt das Mißverhältnis zwiſchen Menge und Zweck ſchon in der Zahl der Akte ſelbſt ſo ungeheuerlich, daß es den Menſchen zum Denken genötigt hat, ſo lange er überhaupt denken kann. Lange, ehe man von dem Verſchwendungsmyſterium beim Weibe auch nur eine Ahnung beſaß. Beim Weibe vollzieht ſich das alles ja geheimnisvoll innerlich. Man kannte lange weder die Eierſtöcke, noch gar das Ei ſelbſt. Und man ahnte nicht, was die Menſtruation bedeutete. Aber in ſchlichteſter Praxis hatte man der Weisheit des Leibes abgelernt, daß der Mannesſamen irgendwie nötig ſei, um ein Kind zu erzeugen. Jahrtauſende lang glaubte man ſogar, das Weib ſei bloß das ſchwarze nährende Erdreich, in das der Mann durch ſeine Kraft erſt die wahre göttliche Blume pflanze. Im Samentierchen hat man, wie geſagt, vor zweihundert Jahren noch ein ganzes Menſchlein, einen wahren Homunkulus geſucht, der im Mutterleibe ſich nur auswickeln und wachſen ſollte. Aber je höher man ſich dieſe Ahnung nun treiben mochte und bis in was immer für Mißverſtändniſſe hinein: um ſo

furchtbarer mußte die Vergeudung jetzt gerade dieſes koſtbaren Samens vor Augen treten.

Ein See wurde da ausgegoſſen, um einen Becher zu füllen ...

Du kennſt das herrliche Bild aus dem indiſchen Evangelium: wie Buddha der Königsſohn in der Fülle ſeines Lebensmaies ſich aus den heißen braunen Armen ſeines ſchönen jungen Weibes ringt und in ſeliger Läſſigkeit auf goldenem Wagen durch den Blütenmorgen dahinfährt. Da ſitzt am heiligen Strom, in dem die Sonne wie eine nackte Königin mit ſchimmerndem Goldhaar badet und die Lotosblumen ſchwanken, ein blinder Greis mit kahlem Schädel und gekrümmten Gliedern und bejammert ſein Alter. Und im kühlen Märchenſchatten des rieſigen Feigenbaumes, von dem die Luftwurzeln wie ſchwarze Tempelſäulen niederſteigen, liegt ein Todkranker und ſtöhnt und ein Peſthauch geht von den Schwären ſeines Leibes aus. Und wie der Wagenlenker die Roſſe eilig wegpeitſcht von dieſem Ort des Grauens, da hemmt draußen im vollen Blütenzauber und Himmelsglanz ein ſchweigender Zug den Königswagen: ſie tragen einen Toten zum Begräbnisplatz. Da ſteigt Buddha herab von ſeinem goldenen Wagen und wirft ſich in den Staub, denn er hat das Elend der Welt erkannt. Und er verläßt Krone, Weib und Kind und zieht in die Wüſte, um nachzuſinnen .....

Aber dieſer Königsſohn der Menſchheit hätte das Lager ſeines jungen Weibes gar nicht zu verlaſſen brauchen. An den Hekatomben ſeiner eigenen verſchwendeten Samenzellen hätte er den furchtbaren Ernſt der Weltenfrage ebenſo ſchon lernen können.

Tauſend Akte mit dem Weibe, und die ganze Welle mit ihrer unendlichen Lebensfracht, in der jedes Stäubchen die Bilder und Traditionen von Jahrmillionen trägt, tauſendmal ins Nichts verſchäumt, mit ihren Myriaden uralter Seelchen jede am unfruchtbaren Strande zerfloſſen gleich einem Wellenſtoß der wirklichen Meeresflut, die ihre Muſcheltiere und Quallen und Seeſterne hilflos auf dem Sande läßt, bis die glühende Sonne ſie auftrocknet oder der herbe Seewind ſie zum bleichen Gerippe dörrt. Verſchmachtende, erblindende Greiſennot, unerbittliche Todeskrankheit und ein nicht endender Leichenzug jeder einzelne treue, heiße, vom

Licht und Blütenduft eines Königslagers umschmeichelte Liebesakt .....

Und wenn von den tausend Wellen selbst eine die wahre Lotosblüte trifft, die heilige Blüte mit dem Lebensei: noch in dieser höchsten Welle selber nur ein Stäubchen, das die Blüte faßt, selbst hier noch eine letzte Hekatombe andrer, die auf dem Berge stehen und die Stadt des Lichtes blinken sehen mit ihren Golddächern und doch noch der Ritter des Märchens werden, der hundert Drachen erschlug und vom hundertundeinten gefressen wurde, weil seine Urahne im zwanzigsten Gliede nicht Rosamunde hieß.

Buddha der Grübler müßte aber noch mehr denken.

„Welch großer Aufwand, schmählich! ist vertan", mit Mephistos Wort, um alle diese scheinbar sinnlosen Verschwendungen dem Menschen auch noch geradezu abzulocken und abzutrotzen!

Mit dem Geschlechtsakt verbindet sich, dir wohlbekannt, jene geheimnisvolle Süße, das Nervengewitter der Wollust. Eine wilde, man möchte sagen, fast barbarisch wilde Lustempfindung schlägt in stürmischer Welle über dir zusammen. Wie ein hilfloses Schiff, das der Strudel packt, schlingt dich dieses Gefühl in seinen Abgrund hinab. Du brauchst bloß daran zu denken und dich faßt es schon leise vibrierend wie der lockende Schwindel solchen willenlosen Versinkens. Die Welt zerflattert wie Wolkenrauch da oben. Und all dein Sein stürzt in trunkener Hingabe in die heilige Purpurtiefe ab.

Eine reine Naturempfindung. Fern deinem bewußten Denken. Ein plötzliches Aufleben deines physischen Untergrundes, den du bisher nur merktest, wenn er dir Schmerzen wie Kraken und Seeungeheuer auf deinen Geistesstrand hinauftrieb, der aber jetzt auf einmal dich in einer lavaheißen Lustwelle gegen die Sterne drückt. Dieses ganze Dunkelgebiet der „Natur" tief unter deinem Bewußtsein jäh heraufstoßend. Und der Stoß ist Lust. Du hängst machtlos und beseligt zugleich darin wie ein Baumblatt, das nicht wandern und nicht reden kann, zu dem sich aber die goldene Sonne in tiefem Weltverhängnis von selber hingefunden hat. Und das nun glühend aufschauert unter dem niederstürzenden Regen von Licht, Wärme, Himmelsblau.

Doch der Sturm verrauscht. Du sitzt wieder auf dem dürren Strande. Dem Strande deines Denkens. Und du denkst. Buddha stützt die Stirn auf die Hand. Seltsamkeit der Seltsamkeiten!

Dieſe glutheiße, blutrote Nervenprämie da unten zahlt wohl der Geſchlechtsakt als höchſter Miſchakt der beteiligten beiden reifen Menſchenperſonen. Aber nicht, wohlverſtanden, der wahre Zeugungsakt im Sinne der innerſten wahren Miſchung von Eizelle und Samenzelle.

Es wäre in der Logik wieder ſo abſolut ſelbſtverſtändlich, daß die Dinge umgekehrt lägen. Die Zeugung war nötig. Sagen wir: nach göttlichem Gebot. Damit der Baum der Menſchheit wachſe, nachdem ſein Samenkorn einmal in die Zeit geworfen war. Jetzt als Prämie dieſer Zeugung wurde die Wolluſt erſchaffen. Als Prämie, die mit Siegergewalt die Geſchlechter zueinander zwang, ſtärker als all ihr Denken. Wie einfach: der Moment der wahrhaft vollzogenen Zeugung mußte auch die Wolluſtempfindungen bei Mann wie Weib auslöſen. Alſo der Moment, da die Samenzelle ſich mit der Eizelle miſchte, oder in jener Sprache, die wir uns vorhin gebildet: die Wolluſt mußte regelmäßig zuſammenfallen mit dem eigentlichſten Höhepunkt der geſamten Miſchliebe.

Seltſamkeit der Seltſamkeiten! Es fällt der Wolluſt gar nicht ein, ſich dieſer Logik zu fügen. Mit der tief verborgenen, nachträglichen Miſchung von Eizelle und Samenzelle hat ſie bei uns überhaupt nichts zu tun. Gerade ſie macht nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen einem Geſchlechtsakt, der wirklich in jenem Zweckſinne Miſchliebe wird, und einem, der auch ſo ſelbſt auf der äußerſten Grenze doch noch hoffnungslos in der Diſtanzliebe für den Endzweck ſtecken bleibt. Und ſie eben hat am meiſten dazu beigetragen, daß die feine, aber ſcharfe letzte Grenzlinie zwiſchen Miſchakt und Diſtanzakt unſrem Erkennen ſich immer wieder verwiſcht hat. Genau ſo gut gilt vor ihr ein Geſchlechtsakt, bei dem die letzte Diſtanz zwiſchen Eizelle und Samenzelle nie und nimmermehr genommen werden kann, wie einer, aus dem wirklich ein neues Menſchlein entſprießt.

Der Königsſohn am Lotosufer eint ſich ſeiner jungen Geliebten. Über die beiden rinnt der Schauer jenes tiefſten Seligkeitsempfindens. Als ſei das Individuum tot. Und dieſer Tod ſei neues Leben. Leben in einer höheren Sonne, einem neuen Licht.

Aber die Natur zahlt dieſe Prämie beim Manne auf die körperliche Trennung einfach von ſeinen Samenzellen, auf die kleine Menſchenmilchſtraße, die ſich in wilder Strömung von ihm reißt, als

wolle sie hinausstürzen ins freie All. Ja mag sie hinausstürzen! Wohin sie kommt, ist dem Gefühl selber ganz gleichgültig. Beim Weibe steht die Prämie, sagen wir immerhin einmal: auf dem Moment der ersten, gröbsten Aufnahme dieser Lebenswelle, auf dem Moment, da die fremde Milchstraße mit ihren Millionen winziger Sternpünktlein das große Sternbild seiner Weibesindividualität überhaupt irgendwie schneidet. Streng genommen ist selbst das nicht scharf zu behaupten. So dunkel liegen die Dinge hier. Der Zwist der Meinungen bleibt möglich in noch viel loserem Sinne. Aber einerlei.

Sicher aber ist: es kann gut und gern in dem gleichen Momente hier so sein, daß der gesamte Eierstock des Weibes mit seiner Riesenzahl von Eiern überhaupt keine einzige befruchtungsfähige Eizelle der Samenwelle von innen her entgegengesandt hat und auch nicht sendet in der ganzen Zeit, die etwa das dauerhafteste Samentierchen von den zweihundert Millionen noch da drinnen lebend abwarten könnte. Es kann ebensogut sein, daß in der Gebärmutter dieses Weibes zu derselben Zeit längst ein junges Menschlein wie eine liebe Lotosknospe auf den Wassern schwimmt und mit dem behaglichen Recht des Besitzes alle Straßen zu einer Neuzeugung sperrt. Und was der Gründe mehr sein mögen, die allen eindringenden Samentierchen den Todesbrief mitgeben können, ob auch der Mann sie noch so sorglos als gesunde Wanderer entlasse und das Weib sie ebenso sorglos bei sich aufnehme zu trostloser Kerkerhaft und elendem Hungertode. Bis auf jene künstliche Wand einer Fischblase. Und doch die Prämie ausgezahlt in tausend und tausend Fällen, mit voller Kraft, der Blitz des Gefühls losstürmend auf seiner Bahn, der Rausch triumphierend, allgewaltig, Herr über zwei ganze Menschen, daß ihr Denken zerbricht und ihre Seelen hinströmen als seien sie plötzlich Sonne geworden, Licht, Naturkraft, Sphärenharmonie, das All selber, das sich in einem Höheren genießt, als bloß Seele und Leib in Zeit und Raum . . .

Credo, quia absurdum.

Und dann Buddha auf seinem Königslager, dann mag er träumen, was an diesen Dingen noch wieder hängt. Einmal die Wollust ins Blaue hinaus befreit von dem echten Zeugungsakt, setzt die ganze pedantische Folgerichtigkeit der Natur ja auch hier ein, die Logik, die, wenn schon einmal Berge eine Maus gebären sollen, jetzt auch einen Gaurisankar in Mäusen auszahlt. Ein unermeßliches Sehnen nach

Wollust rauscht durch den großen grünen Blätterwald der Menschheit, durch jeden Frühlingswald einer neuen Generation neu, durch die Jahrtausende so und die Jahrtausende. Aber diese Wollust peitscht auch nun wirklich Milliarden und aber Milliarden von Liebespaaren zueinander, bei denen jeder Gedanke an wahre Zeugung Absurdität ist. Unfruchtbare, Schwangere, durch Zufall der Stunde Versagende bei den Weibern, über alle rauscht doch der Sturm. Sie alle reißt der Taumel der Sehnsucht allein nach jenem andren hin, das auch ohne Zeugung zu gewinnen ist: nach der Wollust. Und in diesen Wirbel hinein entlädt sich jetzt jene wahnsinnige Überproduktion der Samenzellen des Mannes, von der wir geredet haben. Hier stürzen die Hekatomben hinab, die alle ohne jeden vagsten Streifen von Hoffnungsrot dem sicheren Verderben geweiht sind. Milliarden und Milliarden Akte, deren Sinn die Wollust ist und überhaupt nicht mehr die Zeugung. An diesem neuen Sinn aber sterbend Milchstraßen um Milchstraßen sehnenden Lebens, in jedem verschmachtenden Samentierchen eine Welt.

Und ein dumpfes Ahnen durchbebt die Menschheit, daß wirklich in diesem neuen Sinn ein Unsinn sei. Alle Schranken verschieben sich. Nachdem die Wollust sich im Akte selbst von der Mischliebe losgesagt und der Distanzliebe als einer gleichberechtigten verschworen hat, erhebt sich diese Distanzliebe über sie zur Despotin in den wunderlichsten Akten eigenster Erfindung, die nicht einmal mehr das äußere Bild wahren. Auf einsam verschlagener Lebensplanke entdecken arme Seelen, daß die Wollust sich sogar finden läßt ohne ein zweites Wesen. Ganz allein. Oder es wird ein wahrer Mummenschanz erfunden eines karikierten Mischaktes mit einem zweiten Wesen gleichen Geschlechts. Zwischen Mann und Mann, Weib und Weib. Es ist im Grunde nur zu selbstverständlich, daß es bis dahin kommt. Wehe, wenn sie losgelassen, eine Zauberin von solcher Kraft, wie die Wollust. Losgelassen vom goldenen Anker eines Sinnes im Zeugungsleben. Du hast gut verdammen in dieser Linie. Das eine sei die tiefste moralische Schande. Und das andre laufe gar gegen das Strafgesetzbuch im modernen Staate an. Mit solchen Reden kommst du aber in der Philosophie nicht einen Schritt weiter. Hier sollst du begreifen. Aus solchem Begreifen rinnt dann unendliches Mitleid. Aber selbst dieses Mitleid gibt noch nicht die rechte Stellung. Du

ſollſt die Tragödie begreifen in ihrer ganzen Wucht, die ſelbſt mit dem weichen Mitleid nicht mehr zu faſſen iſt. Den Prometheus ſollſt du ſehen, den armen, nackten, blutenden Prometheus Menſch, der hier angeſchmiedet liegt auf dem meſſerſcharfen Felſen eines Widerſpruchs. Nicht der Menſch hat das Abſurde geſchaffen, ſondern die Abſurdität hat ihn zwiſchen ihre Geſpenſterſchenkel gepreßt, wie der Werwolf der Sage, und den Keuchenden zuſchanden geritten. O, er hat gekämpft dagegen, dieſer Menſch, genug gekämpft für ſein Teil.

Schlage das ungeheure Buch auf, die wahre Bibel: die Kulturgeſchichte. Da ſiehſt du grell genug den Moment, da in dem Menſchen dunkel etwas aufſchauerte. Ein dumpfes Ahnen von einem Zweierlei. Dem wahren heiligen Zeugungsakt. Und der wilden Jagd nach einem noch beſonders vorhandenen Seligkeitsrauſch, der in Millionen Fällen die Lebenswelle ins Blaue, ins Nichts vertat. Auch das kam wie ein furchtbares Erſchrecken. Sicher wohl iſt es zuerſt vor jenen ganz ſinnloſen Akten der Onanie und Päderaſtie aufgeblitzt. Dann aber wühlte es weiter. Umſpann mit ſeiner Frage auch Mann und Weib. Hier geht die Schrift in blutigen Lettern weiter.

Der Menſch im Meer des Widerſpruchs griff nach einer Planke. Er ſchuf ſich einen Sinn, jenen furchtbaren ſchon erwähnten Sinn. Die Wolluſt war ihm auf einmal Satanswerk, eine Zutat des Teufels, die Gottes Lebenswerk umlagerte. Wolluſt hieß Sünde. Wo ſie ohne den Zeugungsakt aufwallte, da reckte Satanas vor allen ſichtbar die Klaue vor. Und wer ihr nachgab, wer ſie nur nannte als etwas Seliges, der ſtürzte in ſchwarzer Sünde von Fall zu Fall, durch alle Stockwerke moraliſcher, ſozialer Verachtung. Die rote Hölle brannte in der roten Sinnenglut. Von hier iſt es ganz beſonders gekommen, daß der Leib, der nackte Leib als ſolcher ſchon, als Gefäß der Wolluſt, zur Sünde, zum Sündenleibe wurde. Schließlich kam aber dann auch hier der tiefſte Zweifel: wenn die Wolluſt Sünde war überall da, wo ſie von der Zeugung getrennt auftrat: war ſie dann nicht auch Sünde im Zeugungsakte ſelbſt ... und war dieſer Akt nicht in ſich verderbt, von der Sünde angefreſſen bis ins Mark, weil er nicht ohne ſie beſtehen konnte? Immer blutigere Schrift. Die Geißel des Asketen knattert, der ſein Fleiſch kaſteit. Arme Menſchheit. Dieſe Moral mit ihrer Sündenlehre war erſt recht der Geier, der dem Prometheus jetzt die Leber fraß.

Und was half das alles.

Buddha hat sich kasteit, daß das rote Blut zu den Wänden aufgespritzt ist. Fort mit diesem heißen Blute! Der klare, bewußte Geist verwirft die Wollust. Er will sich nicht mehr verschlingen lassen von der Welle seines rohen Naturgrundes. Mag die Menschheit lieber im ganzen inne halten, mag sie wieder fortgefegt werden von der Weltentafel wie ein Phantom. Ein hoher Frieden naht. Die Sehnsucht nach Wollust ist erstorben. Und damit ist alles hin, was an scheußlichen Konsequenzen kam. Ein welkes Blatt liegt der gequälte Körper zu Füßen dem Sieger, dem Geist . . .

Aber auch durch diesen Geist zittert Müdigkeit. Mag er den Lohn einheimsen. Nach so viel Arbeit jetzt selber ruhen. Es ist ja der Schlaf des Siegers, der überwunden hat. Und Buddha sinkt auf sein Büßerlager und schläft. Armer Tor! Der Schlaf ist ja selber nichts andres als ein Einsinken in jenen großen Untergrund des Individuums, dem auch die Wollust entstammt. Buddha schläft. Die Außensinne schweigen, wie mit schwarzen Tüchern verhängt. Aber jetzt wird's von innen hell. Der Traum tritt auf die verschlossene Bühne. Und er zündet mit kühler Geisterhand die Lampen an und bringt alles zurück. Ein Zauberer, der alle Siegel löst, Schlösser sprengt, Ketten bricht. Da kommen die Befreiten. Der Leib. Der nackte Leib. Das Weib. Liebend. Geliebt. Schließlich vielleicht sogar die äußersten Gespenster; der verwegene Trost des Einsamen; das andre Wesen gleichen Geschlechts. Und die Halluzination greift durch den Körper einfach hindurch, mit einer Einheitsgewalt, die der wache Geist nie erreichen könnte. Sie fragt nicht, sie philosophiert nicht und moralisiert nicht, sie handelt. Mit strengem, geradem, zielsicherem Geisterschritt holt sie den Körper. Eins, zwei, drei, hat sie ihn da, wo sie ihn haben will. Die männliche Lebenswelle siedet auf und entströmt. Und zugleich stürzt das ganze Individuum in die volle Rotglut der stärksten Wollustempfindung. Armer Asket, der mit einem Dämon ringen wollte, der Orionsterne zu Kränzen windet. Und er sollte dir nicht ein paar Millionen Samenzellen abnehmen können, die er vergeuden will . . .

Ja, will. Und wenn wir die Wollust mit Stumpf und Stiel ausgerottet, unter Mühlsteinen begraben und wie einen Vampyr noch im Grabe gepfählt hätten: die Natur in uns verschwendete doch mit

triumphierender Gewalt. Und Buddhas letzter Gedanke müßte sein, daß wir sogar gar nicht in dieser Weise auf das Lustgefühl losschlagen dürfen, wenn uns an der Zeugung selber liegt.

Denn ob das Gefühl auch von dieser Zeugung unabhängig seine Rolle noch so üppig spiele, in die wildesten Irrgärten hinein: es fragt sich, ob überhaupt noch ein Geschlechtsakt und damit also auch die einfachste Voraussetzung irgendeiner echten Zeugung irgendwo zu stande käme ohne die Wollust?

Vor des Denkers Blick steigt in letzter, banger Vision auf, was diesen Akt an Widerstrebendem alles sonst umgibt, an Dingen, die nicht lockend, sondern als wahre Schreckniſſe erscheinen.

Der höchste, heiligste Akt im Fortleben der Menschheit, dieser Geschlechtsakt. Alles Köstlichste, was der Mensch zu bieten hat, sollte von Rechts wegen auf ihn gehäuft sein. Die Dichtung, die Kunst hat es wohl so geträumt. In einer Goldwelle, die wie Sonnenglast verklärend vom Himmel her ihr ganzes Sein durchdringt, sinkt Zeus in die Jungfrau. Warum konnte es nicht sein, daß der bannende Strahl des liebenden Auges die Kraftwelle vom Manne zum Weibe trug, vom Auge ins Auge, die Welle, die den letzten Energieeinschlag gab zur Entwickelung eines neuen Menschen? Warum, wenn denn zwei Zellen dazu sich körperlich mischen sollten, löste sich nicht im Drucke der Hand ein einzelnes Manneszellchen und wanderte über in den Zellverband des Weibes? Ein Blick in echter Liebe, ein Händedruck in starker Empfindung, daß wir „zwei" sein wollten und doch eins, ein Liebesindividuum: und die Uhr wäre aufgezogen und arbeitete leise tickend das Kind dieser Liebe aus bis zum Stundenschlage der Geburt . . .

Und dieses Liebeskind, warum sollte es nicht reifen inmitten der reinsten Leibesschöne der Mutter? Warum sollte es nicht blühen aus ihr wie eine liebliche bunte Blume, eine Rose, die etwa zwischen ihren weißen Brüsten keimte und sich rötete? Oder sich von ihrer brennenden Lippe lösen wie ein großes Segenswort, ein Heilspruch der Menschheit, den ja ein solches neues Kindlein wirklich darstellt? Immer, wenn der Mensch sich eine kindlich reine Insel der Seligen ausgemalt hat, hat er geträumt, daß auch die Schaffung, das Werden des neuen Menschen irgendwie dort so sein müsse. In einem blauen See lagen die Kleinen und ein lustiger Vogel trug sie den Eltern zu.

Oder eine blaue Lotosblüte öffnete sich zu einem Kindergesicht. Oder eine jungfräulich schöne Göttin stieg an einem Jubelmorgen in nackter Reine aus dem Schaum der See. Oder aus dem zerspaltenen Denkerhaupte eines weltgebietenden Mannes sprang wie ein Geisteskind Pallas Athene hervor.

Nun der wirkliche Hergang.

Credo, quia absurdum!

Gibt es eine absurdere, unglaublichere Tatsache, als daß der höchste, heiligste Liebesakt des Menschen gebunden ist an die Organe der Harnabscheidung? Organe, durch die alltäglich eine der häßlichen Kloaken des Leibes abfließt. Der feinste, höchste, edelste Extrakt alles Menschentums der Jahrtausende strömt ein und aus durch dieselbe Pforte, die einen übelriechenden Abfallsstoff der Nahrung, den die Individualität des Einzelmenschen entrüstet zurückgewiesen hat, gewohnheitsmäßig wieder hinausbefördert. Der Abgesandte des fortschaffenden Weltprinzips, der wahre große Dichter des ewigen Epos „Menschheit", der Atlas, der uns alle auf seiner stolzen Schulter trägt: ein- und auskriechend in der Menschheitsstadt durch den widerlichen Kanal einer Latrine in ein paar Zwischenmomenten, da die ekle Strömung, die gewohnheitsmäßig hierher gehört, knapp einmal pausiert . . . Groteskes Spiel!

Was mit diesen Ausfuhrstoffen zusammenhängt, das hat schon das höhere Tier als verhüllenswert erkannt. Der Hund verscharrt seinen Abfall. Im Menschen entwickelt sich hier ein besonderer Moralkodex, dessen natürliche, sanitäre Grundlage so durchsichtig ist. Jeder weiß diese Dinge als notwendig. Aber sie sind das extremste Gegenteil von Gemeinschaftlichem. Wenn etwas, so hat jeder das möglichst mit sich allein abzumachen. Und nun die Forderung. Der höchste Liebesakt soll zu zweien gerade durch diese Harnwege gehen. Das Liebesindividuum soll sich siphonophorisch schließen gerade an dieser scheußlichsten Stelle. Wer hat in seiner Jugend, als er auch in diese Dinge hineinwuchs, nicht einmal den wirklich abscheulichen Moment gehabt, da ihm gerade das zum erstenmal (neben dem allgemeinen Doppelchok der Zweigeschlechtigkeit) auch noch aufging: die ganze Sonnenherrlichkeit der Liebe soll sich hindurchwürgen durch diesen Akt zwischen zwei Harnorganen! Ausgespart gerade diesen von allen des Leibes. Die Seelen wollten verschmelzen im höchsten, heiligsten

Akt, dem Akt, da die große Sehnsucht des Individuums endlich, endlich das All erreicht, das Höhere, die Menschheit, die Folge der Generationen, den wahren Übermenschen, der in Kind und Enkel und Urenkel über Millionen Jahre lebt und lebt: und dieses Verschmelzen soll den Weg des Urins gehen. In der unbegreiflichsten, dem freien Göttergange des Menschen widersprechendsten Stellung. Unter allen möglichen mißlichen, ja bis zum Lächerlichsten gesteigerten Begleitumständen.

Dann die Geburt! Die Schwangerschaft schon eine Entstellung des Weibes zu monströsester Unform. Das auftauchende Kind muß durch die gleiche häßliche Harnpforte wieder hinaus. Aber diese Pforte ist winzig zu seiner Größe. Schon das Losreißen im Innern erzeugt wilde Blutungen. In einem wahren Todeskampf, zwischen Blut und Wunden, ringt sich das Kind dann endlich durch den schmalsten Spalt vor. Die Mutter liegt dabei wie eine Sterbende. Ihr Verzweiflungsschrei ist vielleicht der grellste Laut, den menschliche Stimme überhaupt hervorbringen kann. Was für ein liebliches Friedensbild ist dagegen das bunte Ei, das der Vogel in ein warmes Nestlein legt und das der kleine neue Geselle darin wie ein Zuckerwerk von innen anknabbert, bis es bricht.

Den ganzen Kontrast aber fühlst du in einem jener köstlichen Zitronenhaine der Riviera. An den grünen Zweigen hängen süße weiße Blüten mit berauschendem Duft und zugleich, nach dem Brauch dieser Wunderkinder, goldene Früchte. In Blüte wie Frucht feiert der Baum den Sieg seiner Schönheit. Und dieser weiße Blütenstern ist doch das Geschlechtsglied, dieser Goldball doch die reifende Frucht. Du starrst aus dem stillen Tal, durch das sich Zitronengarten um Zitronengarten landeinwärts zieht, hinaus auf die hohe, blaue See, die wie ein sanftes Auge im Ausschnitt der Talpforte schwimmt. Und dich ergreift die volle verzweifelte Unbegreiflichkeit deines Menschentums.

Warum hat Gott seinen Menschen nicht geschaffen wie diese Zitronenbäume hier? Warum ist die Wange des Weibes nicht eine süße Blüte, auf der ein Kuß Leben zeugt? Und warum reift der König der Erde nicht auch in einem goldenen Hesperidenapfel? Credo, quia absurdum.

Geh in die Wüste, heiliger Antonius.

„Blüh' auf, gefrorner Chriſt! Der Mai iſt vor der Tür:
Du bleibeſt ewig tot, Blühſt du nicht jetzt und hier."
Angelus Sileſius

Aber wir haben nicht die geringſte Luſt, in die Wüſte zu gehen. Wir wollen uns auf den Rücken legen und fröhlich in das goldgrüne Laub hinaufträumen.

Es gibt ja gar nicht jenes Zweierlei: jenen Gott, der den Menſchen ſo und ſo gut erſchaffen wollte; und dieſen armen Jammermenſchen, der nun gleichwohl ſo und ſo miſerabel geworden iſt. Es gibt nur eine Menſchheit, die ein uralter Kämpfer iſt. Was ſie hat, hat ſie aus ſich. Sie war einmal Urnebel, Sonne, Urzelle, Wurm und Fiſch. Und jetzt iſt ſie Menſch, nicht weil Gott ſie ſo geſchaffen hat, ſondern weil ihr Rieſenarm immer weiteres umgriffen hat, zum Urnebel die Sonne, zur Sonne die Urzelle, zur Urzelle den Wurm und zum Wurm den Fiſch. Und endlich auch den bis jetzt äußerſten Jahresring, den grünſten und letzten, den du Menſch nennſt.

Aus einem dunkeln, tief geheimnisvollen Urgrunde iſt ſie aufgeſtiegen, den du ruhig auch Gott nennen darfſt. Aber du weißt von ihm nur durch die Dinge, durch die Welt ſelbſt. Wo du ihn geſondert faſſen willſt, da ſchweigt er dir wie der tote Raum! In dieſer Welt aber iſt von Anfang an, ſo weit du ſiehſt, kein Schaffen des Vollkommenen. Es iſt nur der Geiſt langſamen Werdens darin. Wohl geht es durch dieſes Werden wie ein ganz langſamer Zug zum Licht. Immer harmoniſcher ſcheinen ſich die Gebilde zu geſtalten. Sie gewinnen in beſtimmten Formen längere Dauer, größere Einheiten. Sie vertiefen ſich. Augen ſchlagen ſich auf in die Weite. Intellekt erwacht. Die Welt wird ſich innerlich heller, wie aus dumpfem Schlaf zur klaren Bewußtheit. Auch dieſen Zug zum Licht magſt du Gott nennen. Aber ſo wie er kommt, bedeutet gerade er erſt recht immerzu ein unſagbares Ringen, ein unendliches mühſames Experimentieren. Mit kleinſtem Gewinn muß er ſich raſtlos fortbewegen, zufrieden, wenn dieſer Gewinn ſich doch in der Zeit anhäuft. Aber wie viel Zeit gehört dazu. Wie viel taſtende Verſuche. Wie viel vorläufige Stationen mit tauſend Mängeln, vor denen erſt ganz langſam der nächſte Schritt anſetzen kann. Ein ewiger Kampf vom Chaos erſt zum Licht. Winzige erſte Lichtpünktchen, Ordnungsinſelchen in den grauen Urwaſſern des Chaotiſchen. Und mitten aus dieſem

Kampf nun auch der Mensch. Auch er ein Kämpfer, auch er eine mühsam erfochtene Station mit tausend Hinweisen überall, wie es noch besser auch darüber hinaus werden müßte. Wohl ist das Licht hier schon so stark, daß er selbst sich bisweilen schon ganz rein darin fühlt. Aber je heller es strahlt, desto deutlicher doch auch die Spalten, die Falten und Lücken des mühevollen Werdens, des immer noch relativen Werks, des Kompromisses, hinter dem als der wahre Gottesruf der Natur nicht tönt: Steh auf, du bist vollendet, Adam im Paradiese; sondern: Auch du nur ein Kämpfer, auch du nur so hell, um mit deinen Augen das ewige „Exzelsior" erst recht zu begreifen, um die Arbeit zu sehen, die erst noch getan sein will. Wenn du diesem Rufe lauschst, wirst du bescheiden und mutig zugleich. Du bist allein. Und du bist noch tief unten. Aber auch in dir ist das Ringen der Lichtkraft des Alls. Und du wirst steigen, wie du gestiegen bist.

Auch in alle dem, was da wieder hinstürmt über dich als scheinbar völlig wahnsinniger Liebeswiderspruch, ist jene tiefe, ernste, feierliche Melodie, die nicht den Wütenden und Verzweifelnden erreicht, sondern nur dem stillen, milden Schauer und Deuter sich naht. Eine Friedensmelodie. Sie geht ganz in der Tiefe. Es rauscht und rauscht.

Geschichte ist es wieder, was da unten rauscht.

Wogen deiner Weltgeschichte.

Mit dieser Weltgeschichte liegst du auf deinem Liebeslager. Du starrst deinen nackten Körper als Zweifler an. Starrst deine Geliebte an. Und du findest keine Antwort. Aber du mußt hindurch sehen durch euch beide. Sieh den weißen Leib deiner Geliebten sich leise, im Takte jener still rauschenden Melodie, auflösen zum bläulichen Weltennebel, sieh ihn aufflammen als Sonne, abglühen zum roten Stern. Sieh ihn mit tausend weichen Protoplasmafüßchen sich hinziehen am Strande des ältesten Ozeans. Als vielgliederigen braunen Wurm sich ringeln, als silberschuppigen Fisch dahinschießen, als grüne Eidechse in der Sonne liegen. Und dann sieh deine Liebesfragen auch jetzt wieder in all das hinein. Die Teufelsmaske des Absurden fällt. Du betest nicht mehr. Und fluchst nicht mehr. Du begreifst.

Jede jener „Absurditäten" ist als Tatsache richtig. Aber jede dieser Tatsachen ist zugleich ein Wegweiser zu einem Stück Geschichte im Sinne jener unablässig tastenden Experimente der Entwickelung, durch

die unſre Menſchwerdung gegangen iſt. Die Spuren dieſer Geſchichte ſelber ſind dabei aber niemals eine wirkliche Abſurdität. Denn der Geſamtlauf dieſer Geſchichte zu uns iſt ein beſtändiger Anſtieg, er iſt im ganzen Lichtarbeit geweſen. Die Abſurdität beginnt erſt, wenn du dich für fertig hältſt.

Unter den heiligen Feigenbaum magſt du dich freilich hundert Jahre lang legen und tatlos auf Antwort warten: er wird es dir ſo nicht ſagen. Auch der Troſt der Erkenntnis iſt darin ein Stück Weltentwickelung, wie alles andre, daß er ſchwere eigene Arbeit verlangt. Auch dann bleibt er noch Fragment, er bleibt proviſoriſche Denkentwickelungsſtufe wie unſer ganzer menſchlicher Leib mit all jenen „Abſurditäten" einſtweilen eine ſolche Stufe iſt. Es iſt geſorgt, daß unſre Enkel auch dieſer Arbeit noch genug vorfinden. Inzwiſchen gibt ſie uns aber jetzt ſchon Beſchwörung reichlich genug in die Hand, um dich weiſen Buddha auf deinem Liebeslager auch diesmal wieder wenigſtens von den ſchlimmſten Teufelsfratzen zu erlöſen.

Die erſte „Abſurdität", die dieſe „Heiligung der Geſchichte" erfährt, iſt die ungeheure Samen- und Eierverſchwendung. Du biſt alſo nicht als fertiges Kunſtwerk aus dem Atelier eines himmliſchen Phidias hervorgegangen, ſondern deine Jugend lag bei den Rumpelſtilzchen. Laß uns, es iſt hier entſcheidend wichtig, noch einmal die entſcheidendſte Grundlinie unſrer alten Rumpelſtilzgeſchichte kurz fixieren.

Jeder dieſer Urrumpelſtilze, in denen während eines gewiſſen erſten Aktes ſeiner Vorgeſchichte damals auch der Menſch noch reſtlos ſteckte, beſtand nur aus einer einzigen Zelle, ſtatt der Milliarden, die jetzt deinen Leib bauen. Sollten zwei Rumpelſtilze ein echtes Liebesindividuum in Miſchliebe bilden, ſo blieb ihnen keine andre Wahl, als real miteinander zu verſchmelzen, Leib mit Leib. Wie wenn du und deine Liebſte zuſammenſchmölzen und das Verſchmelzungsprodukt wäre jetzt das Kind. Die beiden machten einfach, was in deinem Miſchakt Samenzelle und Eizelle vorführen. Denn jedes Rumpelſtilzchen war ja eben als Ganzes nur eine einzige Zelle, das eine gleich einer Samenzelle, das andre gleich einer Eizelle.

Erſt ſpäter kam der Zuſtand dann als weitere Entwickelungsſtufe

auf, daß ſolche einzelligen Rumpelſtilze ſich gewohnheitsmäßig zu dicken Genoſſenſchaften zuſammentaten. Es bildeten ſich jene Zellklumpen, die nach und nach zu regelrechten höheren „Perſonen“ auswuchſen. Und erſt bei dieſen Zellklumpen jetzt trat der Brauch ein, das Liebesindividuum nicht mehr ganz durch Miſchung zu bilden, ſondern das Geſchäft der Miſchung gewiſſen gleichſam damit beauftragten Zellen beider Verbände zu überlaſſen. Es hing das mit dem großen Prinzip der Arbeitsteilung zuſammen, das in dieſen Zellgenoſſenſchaften alsbald ja eine ſo große Rolle zu ſpielen begann. Die einen Zellen der Genoſſenſchaften legten ſich bloß aufs Freſſen, die andern aufs Rudern oder Verteidigen und ſo fort, alle aber ſo, daß die Genoſſenſchaft mit davon profitierte. Auf dieſem Wege iſt auch dein verwickelter Menſchenleib ſchließlich entſtanden mit all ſeinen Organen: eine rieſige Zellgenoſſenſchaft, in der eine Zellgruppe hauptſächlich atmet (die Lunge), eine verdaut (der Darm), eine den äußerlichen ſchützenden Abſchluß bildet (die Haut), und ſo weiter. Sehr früh, und noch zu einer Zeit, da du als Menſch vorläufig noch in ganz niedrigen Tieren, Zellklumpen anfänglichſter Art, ſteckteſt, iſt im Gefolge ſolcher Arbeitsteilung alſo auch eine Gruppe von Zellen in jeder Genoſſenſchaft zu beſonderen Miſchliebeszellen gleichſam delegiert worden. Von Zeit zu Zeit wurden ſie einfach aus dem Verbande mehr oder minder grob herausgeſetzt, mit dem ausgeſprochenen Sinn, daß ſie ſich jede einzeln für ſich eine ebenſolche Ausgeſetzte eines andern Verbandes zur Miſchliebe ſuchen ſollten. Einmal im Freien allein, unabhängig, fühlte jede dieſer Externzellen ſich ſo wirklich auf den Urzuſtand des einſamen Rumpelſtilzchens, zurückverſetzt. Sie wanderte nach deſſen altem Brauch oder wartete, bis ſo oder ſo eine fremde Genoſſenſchaftsdelegierte ſich zu ihr fand, mit der verſchmolz ſie dann, aus dem Schmelzprodukt aber ging nunmehr durch erneute Zellteilung wieder eine ganze neue Genoſſenſchaft hervor. Schon die alten Einzelrumpelſtilzchen hatten ſich zu dem Findezweck vielfach in zwei Sorten getrennt: kleine beweglichere und größere, trägere, und es hatten beim Miſchakt gerade dieſe Extreme ſich bevorzugt. Das blieb auch jetzt in der Form, daß die großen Zellverbände zweierlei Sorten von Delegierten auszuſchicken pflegten: kleinere, hurtigere und größere, faulere. Die einen zogen ſofort nach der Entlaſſung aus auf die Suche. Die andern nahmen meiſt nur

ein Stücklein Weges, ſaßen dann feſt und harrten, daß wer von drüben käme. Mit andern Worten: es wurden ſchwänzelnde, ſchwärmende Samenzellen und behäbige Eizellen entſandt.

Dabei kam früh ſchon als eine vielfach beliebte Methode auf, daß man in dieſem Verband bloß noch fechtendes Samenvolk auf die Walze ſchickte und in jenem bloß noch harrende Eiprinzeßlein. Gerade dieſe Methode hat ſich im oberſten Lebensbereich immer mehr durchgeſetzt und hat ſchon auf gewiſſen frühen Wirbeltierſtufen unſres menſchlichen Stammbaums den feſten Perſonengegenſatz von Mann und Weib endgültig eingeführt, wie wir Menſchen ihn jetzt normal gar nicht mehr anders kennen; im Gegenſatz etwa zu dem Hermaphroditismus der Schnecken, wo jede Perſon Mann und Weib iſt, übrigens aber der Miſchakt ja auch ſo ſich vollziehen muß.

So weit iſt das früher alles eingehend erzählt. Nun aber zu einer wichtigen Konſequenz.

Wenn du dir die Vorfahren des Menſchen auf dieſer Stufe angelangt denkſt, getrennt in männliche Zellverbände, die bloß Samen ausſchickten, und weibliche, die bloß Eier entſandten, ſo wäre ſtreng genommen ſchon hier die Forderung logiſch geweſen: daß zum Zwecke der Arterhaltung jedes Weib jetzt bloß juſt geſpart zwei Eier und jeder Mann zwei Samentierchen auf die Walze zu ſchicken brauchte, vorausgeſetzt, daß dieſe beiden Samenzellen jedesmal zwei fremde Eizellen wirklich abfaßten und dieſe beiden Eizellen dito zwei fremde Samenzellen. Dieſe Vorausſetzung aber unterlag hier in der Notdurft der beſtehenden Dinge ebenſo offenbar einer hartnäckigen Schwierigkeit, maßen deſſen nämlich Samenzellen wie Eizellen einfach auf gut Glück ins Blaue geworfen wurden mit der allgemeinen Parole „Suchet und habt Erfolg ... oder auch nicht". Von einer „Begattung" zwiſchen männlichem und weiblichem Tier war lange Zeit ja noch ſchlechterdings keine Rede. Die Eier traten bei der einen Partei einfach automatiſch aus wie, nun, ſagen wir, wenigſtens ungefähr ſo, wie ein Ei heute bei einer unberührten Jungfrau. Auch ohne jede Begattung löſt ſich da zu beſtimmter Zeit doch ein Ei vom Eierſtock und wandert im Leibesinnern ein Stück weit, bei welcher Gelegenheit die Menſtruation erfolgt. Du brauchſt dir bloß auszumalen, daß das Ei dieſes Mädchens vollkommen lebensfähig nicht bloß den Eileiter und die Gebärmutter paſſierte, wie es

wirklich der Fall ist, sondern auch noch die Scheide und äußere Scheidenpforte, und daß es schließlich ganz für sich in seiner fast unsichtbaren Punktgestalt in die offene Welt suchend hinausspazierte: so hast du den völlig ähnlichen Hergang. Bei der andern Partei aber traten ebenso die Samen aus, wie sie einen einsamen, vom Weibe fernen Mann heute wirklich lebendig verlassen, sagen wir, bei einem onanistischen Akt oder, etwas naturgemäßer, durch eine jener vorhin besprochenen Pollutionen infolge eines erregten nächtlichen Traumes.

Nun male dir mit diesen Bildern klar aus. Jene älteren Vorfahren, in denen damals der Mensch noch steckte, lebten im Wasser. Du erinnerst dich: erst in der Gegend des Molchfisches und des Amphibiums sind deine Ahnen zum erstenmal ans Land gestiegen. Alles frühere atmete und durchschwamm oder durchkroch Wasser, schönes, helles, grünes, oder eventuell dunkles, trübes Meerwasser. Dieses Meer ist riesig, es flutet von Erdteil zu Erdteil. Soweit wollen wir uns gewiß nicht die Männlein und Weiblein des damaligen wurm- oder fischähnlichen Vormenschen voneinander getrennt denken. Mögen sie sich selbst so nahe gewesen sein, wie etwa ein Mann und ein Weib, die mit zwei Armbreiten Spielraum an einer gemeinsamen Badestelle nebeneinander schwimmen. Jetzt denke dir aber, es soll mitten auch bei diesem Schwimmen von dem Weibe ein einziges punktgroßes lebendes Eilein und von dem Manne ein einziges, mikroskopisch kleines, nur ein zwanzigstel eines Millimeters langes Samentierchen sich frei ins rauschende Wasser hinein lösen. Ei wie Samentierchen sollen zwar die gute Eigenschaft vollauf besitzen, daß sie sich im kalten Salzwasser eine Weile lebendig erhalten können. Aber werden sie jemals zusammenkommen? Die Wahrscheinlichkeit ist sicher noch viel geringer als die für zwei Flöhe in einem Heuschober. Viel geringer, denn das unablässig bewegte Wasser wird sie leicht genug auch noch auseinandertragen.

Die Wahrscheinlichkeit würde indessen beträchtlich wachsen, wenn du dir dächtest, es gingen nicht eins, sondern hundert, oder tausend oder zehntausend Samentierchen ab. Oder es vermehrte sich auch die Zahl der Eier. Je mehr, je besser. Wenn erst die Zahl der beliebig ausgeströmten Geschlechtszellen anfinge, etwa den ganzen trennenden Kubikmeter Wasser zwischen den beiden Schwimmern mehr oder

minder in dichter Wolke zu erfüllen, wäre eine Art Gewißheit erreicht, daß nicht nur die nötige einmalige Mischung zweier Zellen stattfände, sondern sehr wahrscheinlich noch eine Masse Überproduktion an Zeugung. Auch diese Überproduktion könnte aber sehr erwünscht sein im Falle es sich um ein stark verfolgtes Wesen handelt, dessen Sterbeziffer beständig rapid anwächst, so daß die Zeugung auch gleichsam im Quadrat nach muß.

Das jetzt ist die Situation, wo die Natur auch im Prozeß der Menschwerdung ganz offenbar zuerst angefangen hat mit der „Verschwendung" der Geschlechtsstoffe; nicht auf Grund einer absurden Marotte, sondern völlig im Banne unsrer alten „Fee Nützlichkeit". Aus der Logik der Situation heraus handelte es sich durchaus nicht um wirkliche Verschwendung. Die geschlechtliche Zeugung an sich bestand eben schon. Samenzelle mußte zu Eizelle. Aber die körperliche Begattung war gleichzeitig noch nicht erfunden. Die Geschlechtsstoffe gingen dem Manne wie Weibe jedem einzeln wie Pollutionen oder Menstruationsblut ab. Einziger Ausweg: die Masse dieser Ausscheidungen mußte so vergrößert werden, daß die Ströme draußen doch noch ziemlich sicher zusammenflossen. Oder mit andern Worten: die uralte Grundtatsache der Mischliebe bestand schon als Gesetz. Aber jener letzte, äußerste, engste Akt der Distanzliebe, die Begattung, fehlte noch. Samentierchen und Ei, ins Freie hinausgeworfen, hatten ein unvergleichlich viel größeres Distanzstück noch selbständig zu nehmen. So wurde ihre Zahl ins gewaltige vergrößert, auf daß, wenn tausend Pioniere den Nordpol auf ihrer schweren Expedition nicht erreichten, doch der tausendundeinte wenigstens hinkomme.

Es mischten sich zweifellos noch andre Motive ein, die der Zahlvergrößerung ohnehin günstig sein mußten. So jenes schon gestreifte, das eine möglichst große Zahl von wirklichen Befruchtungen erwünscht erscheinen ließ. Auch die befruchteten Eier, die nicht im Mutterleibe, sondern im freien Wasser vom ersten Tage an reiften, waren den vielfältigsten Gefahren ausgesetzt. Junge Tiere, schutzlos sofort umherirrend ohne Elternpflege, gingen tausend- und tausendfach wieder ein, ehe sie selber zur Fortpflanzung kamen. So mußte jeder Akt möglichst weit für die Zukunft vorsorgen, wenigstens das Ideal auch einer wirklichen Massenzeugung hochhalten. Dieser Gesichtspunkt mußte besonders dazu führen, daß nicht bloß die Samenzahl

möglichſt üppig vermehrt wurde, ſondern einigermaßen auch die der Eier.

Magſt du ſagen, daß dieſes Prinzip ein grobes ſei, ſo iſt es doch weit entfernt, ein abſurdes zu ſein. Es ähnelt, wenn man menſchlich vergleichen ſoll, der Methode eines Jägers, der einen Haſen ſchießen will und zu dem Zweck über einem größeren Fleck Ackerland, wo der Haſe irgendwo ſitzt, die ganze Luft mit Schrotſchüſſen erfüllt; einer muß treffen. Unſre menſchliche Intelligenz würde ſich ja auf etwas ſehr viel Feineres verlaſſen: nämlich einen einzigen Zielſchuß auf den aufgeſcheuchten und geſehenen Haſen. Immerhin muß auch dem noch ein kleiner Verſchwendungsakt in jenem Sinne beim menſchlichen Jäger voraufgehen, nämlich Abſuchen des ganzen verdächtigen Terrains durch den Jäger oder Hund mit vielen überflüſſigen Fehlgängen, bis endlich der rechte Fleck gewonnen iſt und der Haſe ſpringt; nun erſt kann der Einzelſchuß fallen. Doch bleibt die Methode der menſchlichen Intelligenz einfacher.

Es iſt aber auch wieder nicht zu leugnen, daß von allen Methoden, die hier möglich ſind, nur zwei ganz ſicher gehen. Die eine iſt der ganz trefſſichere Einzelſchuß auf den Haſen mit Hilfe ſehender Augen. Die andre iſt jene grobe, die das ganze Feld unter einen tödlichen Schrotregen ſetzt und ſo den Haſen ebenfalls auf jeden Fall zur Strecke bringt. Mit Hilfe des letzteren blinden, aber bei vollſtändiger Anwendung mindeſtens ebenſo wirkſamen, wenn nicht noch ſichereren Mittels ſind im Sinne des Darwinſchen Zuchtwahlgedankens zahlloſe Nützlichkeiten, Erhaltungen, Anpaſſungen, Fortſchritte in der Welt des Lebens erreicht worden, ehe direkt aufs Ziel ſchießende Intelligenz überhaupt im Spiel war.

Im einzelnen findeſt du das zugrunde liegende Prinzip auch immer wieder als Erſatzmethode, wo eine gewiſſe Blindheit in irgendeiner Weiſe in Betracht kommt. Ein Vogel, der ſcharfe Augen hat, fliegt geradeaus auf den Zweig zu, auf den er ſich ſetzen will. Der Sproß einer Kletterpflanze, der in dieſem Sinne zweifellos noch blind iſt, taſtet auf der Suche nach einem Pflock, an dem er ſich hoch ringeln könnte, zunächſt wie ein Uhrzeiger den ganzen Rundkreis, den er geſtreckt erreichen kann, immer wieder ab; ſtößt er dabei auf die Stange, ſo faßt er zu und klettert empor. Zweifellos vollführt dieſer Sproß einer Kletterbohne im Vergleich zu dem direkt zielſicheren Vogel ein

grobes Verfahren mit einer Masse blinden Abtastens der Möglichkeiten, das eine Kraftverschwendung umschließt. Trotzdem zwingt auch er in allen Fällen, wo ein Pflock überhaupt im Spiel ist, durch sein Abproben aller Richtungen, sein Ablaufen des gesamten Zifferblattes der Möglichkeiten die Situation. Und auch bei uns Menschen spielt (jenes Jägerbeispiel zeigt es schon) ein gewisses Benutzen der alten Blindmethode doch auch fort und fort eine starke Rolle. Jeder neuen Erfindung und Entdeckung pflegt erst eine Masse mißlungener Versuche vorauszugehen, in denen auch zunächst mehr oder minder blind das Feld der Möglichkeiten abgetastet worden ist. Jeder Künstler weiß, wie mancher Plan, wie manche Skizze verworfen werden, ehe ein gutes Kunstwerk aus dieser eigenen Gehirnkonkurrenz hervorgeht. Das faktisch bereits vorhandene ungeheure Helligkeitsfeld unsres Menschengeistes vor der direkten Zwecksuche schwächt in unzähligen Fällen das Phänomen ab. Aber vorhanden ist es auch bei uns immer noch.

Wie du nun über Zwecke der Natur unterhalb des höheren Tierintellekts philosophisch denken magst: absurd ist jener Hergang, bei dem das ganze Wasser meterbreit oder noch weiter mit befruchtungsbereiten Samenzellen versetzt wird, wie in dem Hasenbeispiel die Luft mit Treffschrot, auf keinen Fall vor dem zweckmäßigen Endergebnis. Er kann so wenig so bezeichnet werden, wie etwa die zum Saugen in der Erde höchst zweckgerecht gebaute Wurzel einer Pflanze, bei der du auch streiten magst, inwiefern in ihr schon eine Naturteleologie gewaltet hat, die auf diese Zweckmäßigkeit hinaus arbeitete, aber unmöglich bestreiten kannst, daß gewisse Zwecke jedenfalls aufs glänzendste praktisch dabei erreicht werden.

Einmal irgendeine Nützlichkeit gegeben, hat die Natur dann allerdings auch hier ihre ganze Riesenkraft für alles, was Produktion überhaupt betraf, spielen lassen. Hatte sie die Wesen glücklich aus Einzelzellen zu Zellkolossen von Millionen und Milliarden und immer mehr Zellen zusammengeschmiedet: was lag ihr jetzt daran, aus diesen Kolossen ein paar hundert oder tausend oder gleich hunderttausend und Millionen abzuspalten zum Geschlechtszweck.

Seine wildeſten Orgien hat das bei allem Liebesvolk gefeiert, das ſich eine ſitzende, feſt haftende oder wurzelnde Lebensart angewöhnt hatte. Obwohl zweifellos im Waſſer erfunden, iſt die Methode doch auch in der freien Luft zunächſt noch eindringlich genug weiterprobiert worden. Da wurden die ſchier unglaublichſten Vergeuder die Pflanzen. Eine Unmaſſe unſrer bekannteſten Pflanzen iſt noch heute einzig und allein darauf angewieſen, daß der Wind ihren männlichen Geſchlechtsſtoff mitnehme und zu fremden Weibesgliedern verfrachte. Hier gilt es nun, dieſem Helfer Wind auch die Schwingen ſo vollzupruſten, wie nur irgend möglich. Du ſtellſt dir einen Zweig mit Haſelkätzchen zwiſchen anderm Frühlingsgut daheim ins Waſſer und über Nacht iſt der ganze Strauß und das ganze Glas und in breitem Kreiſe auch noch die Tiſchdecke darum herum überpulvert mit goldenem Staub, mit dem Haſelſamen. Wo immer du in ihrer Liebeszeit unter den grünen Sonnenkindern wandelſt, da umſchwebt dich dieſer Samengruß, aus Millionen und Millionen Köpfchen, Zäpfchen, Kätzchen auf gut Glück der rauſchenden Luftwelle anvertraut. Vom Grasplan und vom Kornfeld ſchwillt es wie zarter, berauſchender Duft. Aus den Kiefernkronen des Waldes wogt es nieder wie aphrodiſiſcher Rauch, jeder Zapfen da oben eine Liebesflamme, von der ungezählte Pfeile ſtrahlen. Ja, ungezählte, unzählbare. Um den Raum von fünf Meter zwiſchen zwei Neſſelſtauden zu überbrücken, werden Milliarden von Samenzellen verbraucht. Wo geſellige Pflanzen viele Quadratmeilen des Erdbodens in geringem Abſtande voneinander bedecken, da wird jene höchſte Steigerung faſt wahr gemacht, daß die ganze Luftſäule darüber ſich zeitweiſe mit Samenſtaub durchſetze. Zeus, der auf einer befruchtenden Wolke über ſeine ſchöne Nymphe kam, wird zur Wirklichkeit. Goldene Wolken erheben ſich im Anſtoß des Windes vom Kiefernwald und fallen weithin auf Laubgehölz und Wieſen ein. Der Regen greift hindurch: da ballt es ſich im Gewitternaß zu goldenen Strömen, die das Volk abergläubiſch als Schwefelregen beſtaunt. Ja, vor Äonen muß das auf Erden ein noch viel gigantiſcheres Schauſpiel geweſen ſein, allerdings auf einer Stufe, wo das Geſchlechtsleben der Pflanzen an ſich noch in manchem anders als bei den ſtäubenden Kiefern war. Über Erdteile hin dehnten ſich in der ſogenannten Steinkohlenperiode endloſe einförmige Urwälder von Farnkräutern, Schachtelhalmen und Bärlappgewächſen. Du

kennſt den Sporenſtaub (eine Art vorbereitender Fortpflanzungszellen) unſres Bärlapps, das ſogenannte Hexenmehl, das weich wie ein Hauch dahinſchwillt. Denke dir Erdteile überwuchert mit ſolchem Bärlappkraut in haushohen Stämmen und davon zur Sonne empordampfend jetzt den Hexenrauch. Einem fernen Beſchauer vom Weltraume her hätte es vielleicht wie ein zarter Goldſchimmer über der Erdkugel geſchwebt. Und wenn die ungeheuren Platzregen einer feuchten Sumpfzeit durch dieſes Liebesnetz brachen, riſſen ſich ſchwefelgelbe Schlammſtröme ihre Bahn und im Flußdelta färbte ſich weithin das Meeresblau gelblich um, Ströme von Liebesſamen, ein Ozean, den Eros geküßt, die Liebe, ihre Kraft hinaufſpeiend in die höchſten Luftſchichten wie ein Vulkan, eine Erdkugel aufglimmernd unter ihrer Liebesfracht und ihre Farbe, die Farbe vom Liebesrauch der Pflanze, hinausſtrahlend in den Weltenraum . . .

Gegen dieſe phantaſtiſche Überproduktion erſcheint ſelbſt die ärgſte „Verſchwendung", die von Tieren je getrieben worden iſt, als ein Kinderſpiel. Schon die höhere Pflanze, die bunte Blüten trägt, hat ſich ja etwas eingeſchränkt, indem ſie die Inſekten als Liebesboten benutzen lernte, wobei nicht mehr ſo wüſte Zahlung verlangt wurde wie bei den unkontrollierbaren Windſtößen. Beim Tiere aber hat die ganze Leiſtung wohl überhaupt nie Haſel- oder Kieferndimenſionen angenommen, wenn ſchon von eigentlichem Sparen auch hier keine Rede war. Schon früh löſt ſich ja das Tier an ſeinen entwickelungsfähigſten Stellen ziemlich energiſch von der Hafterei und Wurzelei los. Die Geſchlechter konnten zumeiſt zueinander ſchwimmen oder kriechen und ſo die Diſtanz auch damals ſchon wenigſtens vermindern, als Samen und Ei noch einfach ins Waſſer geworfen wurden auf gut Glück des Findens. Immerhin bekommt man einen leiſen Begriff auch hier von den wahrſcheinlichen Ziffern, wenn man nur die Zahl der weiblichen Eier in der mittleren Tierregion gelegentlich beachtet. Die zweiundſiebzigtauſend des Menſchenmädchens ſind ein ſchwacher Abglanz nur der Millionen des Bandwurms, der Auſter, von denen wir geſprochen haben. Was für Samenfluten aber zu ſolcher Auſterzeugung gehören mögen, hat wohl noch nie einer zu berechnen gewagt.

Das Intereſſanteſte aber iſt nun, wie hoch gerade dieſe Verſchwendungsmethode überhaupt beim Tier noch bis in deine menſchliche Ahnenverwandtſchaft hinaufreicht.

Rufe dir jenes groteske Bild von der Liebesorgie der Heringe noch einmal vor Augen. Du ſtehſt beim Fiſch. Alſo hoch über dem Wurm in der engeren Reihe ſchon der Wirbeltiere. Schon ſind Magen und After, Rückenmark und Gehirn aufs ſchönſte vorhanden, ſchon iſt jenes harte Brett, das Rückgrat, ſtützend in die Körperlänge eingefügt, ſchon hat die Kapſel um das Gehirn ſich zum Schädel gefeſtigt und an dieſem Schädel ſich der beißende Kieferapparat zur Schnauze geformt. Mit den Floſſen ſind die Gliedmaßen angedeutet, und die Schwimmblaſe enthält gleichſam prophetiſch bereits die Möglichkeit einer Lunge. Sicher: wenn du dich aufſuchſt in deinen tieriſchen Ahnenſtufen, ſo warſt du als Fiſch dem Menſchen ſchon unvergleichlich viel näher, als etwa die Urzelle es dem Fiſche geweſen iſt. Dein Menſchenhaus, dort noch ein einſamer Grundſtein, ſtand hier im Rohbau ſchon völlig aufgezimmert. Und doch ſiehſt du bei ſolchen Fiſchen noch die ganze alte offene Zeugungsmethode in fröhlichem Gange, und du ſiehſt im Gange auch die üppigſte Verſchwendung der Geſchlechtsprodukte.

Sie ſind längſt nicht mehr angewachſen, dieſe Heringe unſres Bildes. Kein Wirbeltier iſt es mehr. Der Fiſch mag für gewöhnlich frei in ſeines Elementes weiteſten Provinzen hauſen, wo er will. Zur Reifezeit ſeiner Geſchlechtsprodukte erſt mag er ſich dann näher zu ſeinesgleichen geſellen, und wirklich ſiehſt du jetzt die Heringe aus allen Tiefen anſteigen zum heiligen Zeugungsfeſt. Es iſt gewiſſermaßen, wenn du den Sinn nur richtig faſſen willſt, der große religiöſe Moment ihres Lebens. Denn die Religion ſtellt recht eigentlich die Handlung oder Stimmung jedweden Weſens dar, da es ſich durchaus über ſich ſelbſt erhebt in ein Höheres, Umfaſſenderes hinein, in den Ring gleichſam einer größeren Daſeinsform, die ſeine eigene kleine bloß als ein Stäubchen mit umfaßt. Der Hering, wenn er ſich in dieſem Sinne erheben ſoll, kann in ſeinem kleinen Fiſchgehirn, das bloß erſt mit ein paar Knötchen niederen Grades in einem dünnen Strang durch ſeinen Schädel geht, noch nicht bewußt ſich verſenken in die ewige Gottnatur etwa unſres Meiſters Goethe, die fauſtiſche Schickſale umfaßt wie Sonnen und Menſchen und Heringe. Der höchſte Überakt ſeines Individuums iſt die Zeugung, der Moment, da ſein kleines Daſein eingeht in den großen Ring der Art, in den ewigen Hering gleichſam, der Jahrhunderttauſende durch die fort-

gepflanzten Generationen sich erhält, in die platonische Idee des Herings, die etwas gewaltig viel Höheres, Umfassenderes ist als der Einzelhering in seinem schnellen Lebensstündlein.

Aber nun es zu dem großen Akte wirklich kommt, siehst du auch diese Heringe noch ganz nach der uralten groben Methode ihr Liebesschifflein steuern. Vom Milchner, dem Mannesheringe, geht der Samen ab durch eine regelrechte Art Pollution, und vom Rogener, dem Heringsweibe, fallen die Eier einfach wie ein Tropfen Menstruationsblut, auf dem eine jungfräuliche Eizelle selbständig ans Tageslicht schwimmt. Indem die Männlein meist unten schwänzeln und eine tiefere Schicht Seewassers mit ihrer Pollutionsmilch erfüllen, während die Weiblein von oben her ihre Eier durch diese Samenwolke hindurchfallen lassen, entsteht auf gut Glück die eigentliche Hochzeit von Samenzelle und Eizelle; auf gut Glück und dank einer ausreichenden Verschwendung von beiden Seiten. Die Masse tut's! Das einzelne Ei eines Herings ist bloß ein Millimeter groß und das einzelne Samentierchen natürlich noch viel kleiner. Aber jeder weibliche Hering erzeugt dafür auch seine dreißig- bis vierzigtausend Eier. Und wenn du dir aus deinem Heringsfäßlein eine leckere Milchmasse herausfischst, die ja nichts andres ist als das prall gefüllte Samenreservoir des Bräutigams, und sie mit der Größe des ganzen Tieres vergleichst und dir sagst, daß jede Samenzelle einzeln mikroskopisch klein ist, so mag dir das Entsprechende zu jener Eierhekatombe wenigstens ahnend klar werden.

Ein kurioses Volk im Grunde, wir Menschen. Beim Hering haben wir uns ganz behaglich daran gewöhnt, als sei es etwas Selbstverständliches: die Samenmasse selbst als feinsten Leckerbissen zu verspeisen. Der Ekel vor irgendeiner Kost, hat Oskar Peschel einmal gut gesagt, beruht nur auf Übereinkommen oder Grauen vor dem Unbekannten. Es klingt uns ziemlich grausig, wenn der Araber seinem Allah dankt, weil er ihm ein Gericht Heuschrecken beschert hat; oder die hübschen Samoamädchen mit ihren gesunden Zähnen auf eine fette Bockkäfermade beißen, daß es nur so knackt und der Wurm sich zwischen den Lippen windet wie eine lebendig gewordene Zigarette; oder wenn die ebenfalls recht nette südamerikanische Bakairimaid ihrem Liebsten ein paar besonders wohlgenährte Läuslein ihres schwarzen Straffhaars als Leckerbissen aufhebt. Dabei schwelgen wir Kultur-

epikureer in ſauren Schweinsnieren, obwohl wir ganz gut wiſſen, daß es die Harnorgane dieſes nicht eben appetitlichſten aller Säugetiere ſind, und den tatſächlichen Gipfel aller kulturfeinſten Zungenäſthetik bildet, wie unmöglich zu leugnen iſt, der Schnepfendreck, deſſen eigentliches Kräutlein Nieſmitluſt die Exkremente und klein zerhackten Bandwürmer des Darminhalts der Schnepfe ſind. In dieſer Linie hätte es nicht mit rechten Dingen zugehen müſſen, wenn nicht auch jene tolle tieriſche Samenproduktion irgendwo ins Lichtfeld unſrer Tafelfreuden geraten wäre. Was müſſen dieſe kleinen Silberfiſche aber in der Sorte produzieren, wenn man bedenkt, daß ein großer ausgewachſener Menſch, an dem jeder Finger halb ſo lang iſt wie der ganze Fiſch, an ein paar ſolcher Milchnerſcheiben ſich mit eitel Fiſchſamen ſatt eſſen kann.

Das kühle Walpurgisbad hat dich hungrig gemacht und da wir gerade von ſo leckeren Sachen reden, packſt du deine Vorräte aus. Ein Kaviarbrötchen. Da ſind wir gleich wieder auf einer andren Ecke bei der koloſſalen Eierproduktion der Fiſche.

Iſt dein Kaviar echt, alſo ſind es nicht Sagokörner in Heringsbrühe oder Zander- und Thunfiſcheier, ſo ſtammt er vom Fiſche Stör, und zwar iſt jedes der kleinen ſchwarzen Perlchen ein einzelnes Ei dieſes Stör. Der Stör iſt aber ein höchſt ſeltſamer, altertümlicher Fiſch. Seine Vorfahren haben jedenfalls deinem menſchlichen Stammbaum noch näher geſtanden als der Hering. In der Gegend der Störe gerade hat ſich vom Fiſchſtamm jene Gruppe der Molchfiſche abgeſondert, die ihre Schwimmblaſe wirklich zur Lunge umformten und damit den Weg aufs Land und den Weg auf den Menſchen zu endgültig eroberten.

Daraus macht ſich freilich der fertig entwickelte Menſch heute wieder wenig. Gerade an dieſer Fiſchecke ſeines Stammbaums fällt er als Leckermaul über alle ſeine Altvordern her. Der berühmte allerniedrigſte Fiſch, der Amphioxus, iſt zwar meines Wiſſens bisher nur ein einziges Mal kulinariſch gewürdigt worden, nämlich bei dem Feſteſſen zu Ehren des ſechzigſten Geburtstages des tapferen Stammbaumforſchers Ernſt Haeckel in Jena, wo launige Verehrer ein Fäßlein Amphioxi aus Neapel bezogen und zu Sardellenbrötchen verarbeitet hatten; der Geſchmack ſoll, wie mir Haeckel erzählt hat, die enge Verwandtſchaft mit der nächſt höheren Fiſchgruppe, den Neun-

augen, bestätigt haben. Diese Neunaugen gelten um so länger. Haifischflosse ist ein Leckerbissen in den südlichen Gegenden. Der Molchfisch Ceratodus in Australien hat rotes Fleisch wie ein Lachs und wurde seinem Erforscher Semon unter der Hand von seinen schwarzen Leuten eifriger weggegessen, als dem trefflichen Zoologen lieb war. Beim Stör aber ist die ästhetische Verschwendung des Menschen auf einen Gipfel gediehen, daß selbst die großartigste Geschlechtsverschwendung der Fischnatur dagegen zu erlahmen droht.

Nehmen wir an, daß jedes dieser Schwarzperlchen hier auf deiner gerösteten Brotschnitte von der Störart stammt, die am ergiebigsten für die Kaviarausfuhr ist, vom sogenannten Hausen, der im Schwarzen Meer und seinen Zuflüssen haust. Aus jeglicher dieser Perlen konnte, wenn sie befruchtet wurde, ein wahrhaft dämonisches Fischuntier hervorgehen, beschildet und bebuckelt wie ein dekorierter römischer Legionar, vorne mit einer zahnlosen Mümmelschnauze wie ein Riesensäugling und hinten in einer ungleichen Schwanzflosse wie einer Pflugschar endend. Wenn nichts dazwischen kam, konnte dieser groteske Herr auswachsen zu einem wahrhaften schwimmenden Baumstamm von acht Meter Länge, also rund dem Fünffachen deiner eigenen werten Leibesspanne.

Rechne nun, daß auf deinem Kaviarbrötchen hier bloß fünfhundert Störeier sind; die Ziffer ist gewiß sehr klein angesetzt. So gibt das auf fünfhundert Störe, jeder ausgewachsen zu acht Meter, eine ideale Strecke Fischfleisch von vier Kilometer. Und diese vier Kilometer ißt du gewissermaßen auf einem Butterbrot. Wie viele solcher Butterbrote aber außer von dir jährlich gegessen werden, das lehrt dich eine allgemeine Schätzungsziffer, die den Verbrauch von Kaviar auf rund zehn Milliarden Störeier pro Jahr annimmt. Da man zur Gewinnung der Eier den ganzen weiblichen Fisch zu fangen, zu töten und aufzuschneiden pflegt, müßten also zehn Milliarden Störweiblein jährlich den Fischern ins Netz gehen, falls der Stör nur je ein Ei pro Jahr erzeugte. Bei solcher Rechnung müßte das schwarze Meer etwa mit Stören erfüllt sein wie ein austrocknendes Frühlingstümpelchen mit Kaulquappen oder noch ärger. Davon ist aber keine Rede. Denn tatsächlich setzt eben hier die enormste Ziffer der Eierproduktion jedes weiblichen Einzelstörs wieder ein.

Es sind einzelne Hausenweiber gefangen worden, die bei vierzehn-

hundert Kilogramm Geſamtgewicht eine Eiermaſſe von vierhundert Kilogramm im Leibe trugen. Das macht mindeſtens drei Millionen Eier in einem einzigen Fiſch auf einmal, Stoff alſo genug für ſechstauſend von deinen Kaviarbrötchen hier. Natürlich ſind es nicht immer ſo viele. Im ganzen aber ſiehſt du doch auch hier noch in eine Eierfabrik, die mit Millionen rechnen kann, Millionen pro Weib. Dagegen ſind die dreißig Tauſend des Herings ein armer Notbehelf. Die Forelle hat gar nur windige tauſend, der Stichling noch nicht hundert. Der Hecht erſt bringt es wenigſtens auf hunderttauſend, der Karpfen nähert ſich ernſtlich der erſten Million. Der Kabeljau allein geht wohl noch über den Stör hinweg, angeblich bis neun Millionen. Aber der Begriff einer Million genügt. Ein Fiſch, der eine Million regelrechter Eier in ſich erzeugt, verdient faſt, möchte man ſagen, daß mit ſeinen Eiern fernab vom Schwarzen Meer mitten im Sande der Mark noch Butterbrote geſchmiert werden. Tatſächlich beginnt der ſich ſteigernde Raubbau durch unſre Kultur doch ſchon die Fortexiſtenz des Tieres zu bedrohen. Inzwiſchen gibt die Sache ſelbſt uns aber diesmal etwas mit, das nicht bloß zum Eſſen, ſondern auch zum Denken taugt.

Mit der Exiſtenz einer ſolchen Million ſchwarzer Eierperlen bei einem dir relativ noch ſo nahe ſtehenden Tier wie dem Fiſch rührſt du jetzt ganz offenbar auch an das Geheimnis deiner zweiundſiebzigtauſend Menſcheneier. Und in der rieſigen Samenwolke, die dazu gehörte, um ſie nach Heringsart durch Herumrühren im frei mit Mannespollutionen durchſetzten Waſſer zu befruchten, ſteckt das Geheimnis deiner Milliarden Samenzellen des Menſchenmannes. Den Fiſch, der er einſt war, den uralten Fiſch mußt du auch hier noch hineinſehen in den Menſchen und du begreifſt.

Wohl haben ſich die Dinge vom Fiſche an aufwärts auch hier ja in manchen mit der Entwickelung verſchoben. Noch beim Froſch, alſo dem Amphibium ſchon, das vier Beine hat und Luft durch Lungen atmet, haſt du eine gewaltige Eiermaſſe, die wirklich abgelegt wird, und immer noch gießt hier der Mann erſt nachträglich auf die ſchon abgelegten Eier ſeinen Samen aus. Dann aber ändert ſich manches. Allmählich wird die äußerliche Freibefruchtung unmöglich. Schließlich

zieht sich die ganze Entwickelung auch des befruchteten Eies in den Mutterleib zurück. Es wird ein Ding der absoluten Undenkbarkeit, Kinder durch männliche Pollutionen zu erzeugen. Und die lange, enge Verknüpfung von Mutter und Kind, die Größe und Reife, in der das Kind geboren wird, das Aufhören jeglichen weiblichen Eierlegens beschränken die Zahl der Eier, die überhaupt zur Befruchtung und Reife kommen können, auf jenes Minimum, das wir auch beim Menschen zuletzt gewahren. Trotzdem bleibt es im ursprünglichen Ziffernpunkt aber offenbar auch dann noch so, daß die Natur sich den Schatten des Alten, Ältesten bewahrt. Dem Eierstock wahrt sie auch beim Menschen wenigstens die Anlage zu einer Stör- oder Karpfenproduktion en gros. Und im Mannessamen wahrt sie sich die Verfügung über eine Flut, als sollten die Samentierchen immer noch eine freie Wasserfahrt zurücklegen.

Erst so wird auch der eigentliche historische Sinn jetzt gewisser automatischer Handlungen deines Leibes klar. Wenn tief im Weibesleibe zu jeder Menstruation ein Ei sich selbsttätig auf die Wanderschaft nach der Gebärmutter zu begibt, so ist das offenbar immer noch ein verstecktes Eierlegen, ein Loslassen und Fallenlassen gleichsam des unbefruchteten Eies ins Offene hinein, auf gut Glück, daß es Samen finde. Allerdings darf dein Menschenei nicht mehr ganz hinaus ans Licht, sonst stirbt es. Aber der Eileiter und die Gebärmutter sind (ich gebrauchte das Bild schon einmal, hier aber erhält es erst seine ganz reale Bedeutung) wirklich in Vertretung das Wasser geworden, in das der Hering sein Ei noch draußen hinauswarf. Erfolgt keine Befruchtung, so ist das Ei doch auch hier gleichsam expediert, es ist wegbefördert, und für neue Sendung ist Raum. Die Möglichkeit der Befruchtung selbst, also die Anwesenheit gerade von Mannessamen in diesem Geheimraum zur rechten Zeit, gehört freilich in ein andres, später erworbenes Ressort, das mit der (gleich zu besprechenden) „Entdeckung der Begattung" zusammenhängt. Aber der automatische Akt tut vorher seine Schuldigkeit durchaus im alten Fischsinne für sich, soweit er es eben versteht: der Fisch im Menschen legt noch jene zweiundsiebzigtausend Eier am Eierstocke brav an und entläßt so viele wenigstens davon, als es geht, in periodischer Folge gegen die Gebärmutter hin; mag dort dann von einer höheren Instanz aus weiter gesorgt werden.

Und ganz ähnlich so beim Manne. Auch da ein Urstadium, eine

Fischheit gleichsam als Grundstock hinter allem. Der Samen sich abspaltend in enormen Massen, als solle er wie Zitronensaft frei über weite Kaviarflächen fließen und nicht bloß tief drinnen im Weibe in engster Klausur eine einzige Eizelle erobern, die wie Kleopatra dem Antonius offenen Armes auf engem Nil entgegenschwimmt. Auch hier liegt die wahre Begattung in der Hand gleichsam eines oberen Stockwerks des Organismus. Sie ist etwas später Erworbenes, das in einem andren Ressort auch hier verwaltet wird. Aber wenn dieses Ressort nicht eingreift, wenn dauernd überhaupt keine Direktive von da kommt: dann geht auch der Menschenleib noch selbsthandelnd nach altem Fischbrauch vor. In nächtlicher Pollution, während sie da oben im Gehirndepartement schlafen, wirft das Samenorgan seine Zellen einfach auch ohne Weibesnähe aus, völlig nach Heringsmethode. Bloß daß diese hier den sicheren Tod der Zellen bedeutet. Aber das ist einerlei. Wenn das neue, jüngere Gesetz sich nicht erfüllen will, so tritt einfach das ältere noch einmal in Kraft. Auch diesen Samenzellen ist an und für sich das Weib im Moment des Ausströmens noch ganz nebensächlich, ganz und gar ein Distanzwert. Sie streben einfach ins Freie, ins „Wasser" draußen. Ist dieses Freie die Weibesscheide, so mag es zur Befruchtung, zur Mischung im günstigsten Falle kommen. Aber wenn nicht, dann nicht. Ja kommen aus dem oberen Ressort selber die sinnlosesten Direktiven, wie bei onanistischen und päderastischen Akten, so schwillt die Lebenswelle unentwegt auch so vor. Nichts vielleicht ist wunderbarer als sich zu sagen, daß selbst diese Abnormitäten nicht möglich wären, wenn unser Leib nicht ein ungeheures Flöz aus soundso viel zoologischen Entwickelungsschichten wäre. Der Onanist, der seine Samenzellen ins Blaue verstreut, steigt in seinem eigenen Menschenbau gleichsam noch einmal nachträglich um soundso viel Stockwerke wieder herab und schlägt eine Schicht an, die normaler Weise längst durch dicke Quadermassen der Entwickelung zwischen Fisch und Mensch überdeckt ist.

Immerhin wirst du dir die Frage vorlegen können, warum die Naturentwickelung in der Massenproduktion selbst noch so zäh geblieben ist, auch nachdem jener ursprüngliche Zweck des Sichfindens der Geschlechtsstoffe im freien Wasser längst antiquiert war.

Bei den menſchlichen Samenzellen könnte man ſagen, ſie haben ja auch bei uns noch etwas Diſtanz in der Feuchte des weiblichen Geſchlechtsorgans allein zu nehmen, dabei mögen viele durch Zufall den Weg verpaſſen, Reſerve bleibt alſo gut; die Begattung iſt eben ſelber einigermaßen noch immer unvollkommen geblieben. Es hat aber doch Mühe, ſich deshalb zu denken, daß bei jedem Geſchlechtsakt zweihundert Millionen Mann Reſerve ſtehen müßten, wie es tatſächlich der Fall iſt. Auch trifft dieſe Erklärung nicht auf die Anlage von mehr als ſiebzigtauſend Weibeseiern, die gar nicht als Reſerve in dieſem Sinne in Frage kommen, da ſie ſich nie vom Eierſtock löſen.

Sollte es ſich im weſentlichen alſo doch bloß um alte Geſetzeszähigkeit im Sinne eines gewiſſen Eigenſinns handeln?

Ich habe dir ſchon früher gelegentlich als meine Meinung ausgeſprochen, daß ich in ſolchem Mitſchleifen anſcheinend völlig veralteter Ahnenzüge in Geſtalt von Reſten, Rudimenten, Nachklängen bei ſpäteren und höheren Lebeweſen durchweg eine Art Reſervegeſetz der Entwickelung zu ſehen glaube. Das Alte wird nicht ganz aufgegeben, ſondern immer noch als Anſatz wenigſtens mitgeſchleppt, um vorkommenden Falles doch noch einmal bei wieder nötigen Neuanpaſſungen benutzt zu werden. Die ganzen Tatſachen des biogenetiſchen Grundgeſetzes haben mir einen Zug nach dieſer Seite. Das Landamphibium wahrt beiſpielsweiſe doch noch in der Jugend als Kaulquappe die Fiſchatmung, und in dieſem Falle haben wir ſogar direkte Fälle (zum Beiſpiel bei dem mexikaniſchen Molch Axolotl), wo ein ſolches Tier, zufällig zeitlebens im Waſſer feſtgehalten, auch zeitlebens der Ahnenmethode der Waſſeratmung wieder treu bleibt und ſich in dieſem Zuſtande ſogar fortpflanzt. Die fiſchhafte Überproduktion in unſern Menſcheneiern und Menſchenſamenzellen würde in dieſem Sinne alſo auch eine Reſerve bedeuten, eine Sorte Abwarten für den Fall, daß noch einmal in dieſem Punkte eine freie Außenbefruchtung herausmenſtruierter Eier durch herauspollutionierten Samen doch wieder aus irgendeinem Grunde auch in der menſchlichen Entwickelung nützlicher erſcheinen könnte. Eine Sache, die wir uns allerdings ſo, wie wir heute ſtehen, tatſächlich ſo wenig mehr vorſtellen könnten, wie etwa eine Rückkehr der menſchlichen Geſchlechtertrennung zum Hermaphroditismus. Die einfache Logik des Reſervegeſetzes würde ſich aber nicht darum zu kümmern brauchen, ob wir uns etwas dabei

denken können, sie ginge ihren Weg auch in unserm Leibe wie in jedem andern höheren Wirbeltierleibe oberhalb des Fisches oder Frosches.

Indessen wirst du bei so gewichtigen Dingen wie Samen- und Eizellen doch auch die Vermutung nicht ganz ablehnen dürfen, daß außer jenem Massenzweck des einfachen Findens im freien Wasser die Massenproduktion, einmal inszeniert, von Anfang an auch noch andern Zwecken mit gedient habe. Und diese Zwecke könnten heute noch so in Kraft sein, daß sie das Ganze beim Menschen allein jetzt durchdrückten.

Wo immer in der Natur solche Massenschüsse auftauchen, da werden ja im Darwinschen Sinne stets auch gewisse Kraftauslesen wahrscheinlich zwischen den konkurrierenden Einzelwesen.

Wenn aus jenem großen Durcheinanderwirbeln der Fisch- oder Muschel-Eizellen und -Samenzellen soundso viel Befruchtungen hervorgegangen sind und nun wenig später ein immerhin recht ansehnliches Heer junger Muscheltiere oder Fische auftaucht, so sehen wir in dieser Kinderschar sogleich und energisch jene Kraftauslese sich geltend machen. Nur ein gewisser Teil dieses Jungvolks kommt noch eine Station weiter, nämlich bis zur Höhe des Lebens, bis zur eigenen Geschlechtsreife mit Samen- und Eierproduktion. Ein gewaltiger Prozentsatz geht dagegen hier noch ebenso als Kind ein, wie vorher Myriaden als Ei oder Samenzelle untergingen. In vielen Einzelfällen mag auch bei diesem Bleiben oder Untergehen der Kinder natürlich der pure Zufall walten. Aber im ganzen wird der Kampf ums Dasein in Darwins Sinne diesmal sicherlich eine wirkliche Kraftauslese vornehmen. Nur eine Elite der relativ kräftigsten, gesündesten, gegen gewisse Einflüsse widerstandsfähigsten Elemente wird zuletzt übrig sein. Sie allein wird reif werden und sich fortpflanzen. Es ist der alte, immer wieder logisch so einleuchtende Gedanke Darwins, daß durch diese Kraftauslese beständig die Tierarten gefestigt, stark erhalten, ja verbessert werden. Nur die Elite der Stärksten, der Passendsten pflanzt sich wieder neu fort.

Nun schiebt sich zwischen diese und die nächste Elite aber wieder die ungeheure Samen- und Eierverschwendung selbst. Und aus ihr geht auch schon eine gewisse Elite bloß an wirklichen Kindern wieder hervor. Im Sinne unsrer andern Betrachtung wäre das diesmal

bloß die Elite der glücklichen Finder, die nach dem einfachen Geſetz der Wahrſcheinlichkeit als Durchſchnitt aus jenem Potpourri einfach ausgepulverter Eier und Samenzellen hervorgehen mußten. Aber könnte nicht hier auch ſchon eine Kraftausleſe ſtattgefunden haben? Wenn wir uns denken, daß Samen und Eier einfach ins offene, kalte, bewegte Waſſer von zwei Seiten ausgegoſſen wurden, ſo iſt ein kurzer Übergang denkbar, der auch der erſten Möglichkeit einer zufälligen Begegnung noch vorausging; in ihm mußte zunächſt entſcheidend werden, ob ein Samentierchen oder ein Ei kräftiger, widerſtandsfähiger war als ein andres. Eines, das etwa gleich der Waſſerkälte erlag, ſchied aus der Findekonkurrenz aus, noch ehe ſie richtig eingeſetzt hatte. Auch in der Folge konnten ſolche Gegenſätze aber nicht belanglos ſein. Eine ſehr lange widerſtandsfähige Eizelle hatte mehr Chance, auch ſpäter immer noch gefunden zu werden. Ein ſehr kräftig bewegliches Samentierchen hatte mehr Chance, zu finden. Die individuelle Stärke gewiſſer Sinnesempfindungen und Inſtinkte bei den verſchiedenen Samen- und Eiindividuen mußte ſich geltend machen. Wenn die Samenzellen durch Geſchmacksempfindungen chemiſcher Wirkungen der Eizellen geleitet werden, ſo mußte eine ſtärkere Veranlagung in dieſer Richtung unter Umſtänden ausſchlaggebend werden, wenn von mehreren gleich nahen Samentierchen das eine zuerſt die Nähe der Eizelle im Sinne eines „Chemotropismus" (Reagierens auf die chemiſche Wirkung der Eizelle im umgebenden Waſſer) „ſchmeckte" und danach ſeine Schwimmrichtung einſtellte.

Daß bei den Eizellen gewiſſe Inſtinkte eine Rolle ſpielen, deren Mehr oder Weniger noch zuletzt den Befruchtungsakt vereiteln kann (ſelbſt nach erfolgter Findung ſogar durch mehrere Eizellen), hat gelegentlich ein hübſches Experiment bewieſen. Bei jenen denkwürdigen Unterſuchungen Oskar Hertwigs an Seeigeln vom Jahre 1875, die zum erſtenmal den eigentlichen äußeren Hergang des Befruchtungsakts zwiſchen Samenzelle und Eizelle feſtſtellten, gelang auch ſchon das drollige Experiment, eine ſolche frei im Waſſer liegende einzelne Eizelle individuell „betrunken" zu machen. Durch Anwendung der gleichen Mittel, die auch auf uns ähnlich wirken würden: chemiſcher Zugaben z. B. von Chloralhydrat, Morphium uſw., verwirrend heftigen mechaniſchen Schüttelns und andrer „Betäubungen", kann man ein

ſolches lebendes Ei in einen echten „Duſel" verſetzen, bei dem es ſeine nötigen Inſtinkte genau ſo vergißt, wie eine Biene, die durch eine berauſchende Subſtanz, an der ſie genaſcht hat, zeitweiſe ſo völlig perplex wird, daß ſie ihren heimiſchen Stock nicht mehr aufſucht und kennt, ſondern wider allen normalen Bienenbrauch in einen erſtbeſten Fremdſtock kriecht. Sonſt iſt hier eherner Eierbrauch, daß die Eizelle nur ein einziges Samentierchen zur Befruchtung einläßt. Die „berauſchte" Zelle läßt dagegen mehrere zu und verheddert ſo den ganzen weiteren Bildungsprozeß noch im äußerſten Siegesmoment mehr oder minder bis zur unentwirrbaren Konfuſion. Ein individuelles Plus oder Minus ſchon an ſolchem Inſtinkt auch ohne künſtlichen Rauſch könnte alſo auch hier keinenfalls ohne Bedeutung ſein.

Auch wo normaler Weiſe nur ein einziges Samentierchen einkriecht, könnte aber bei dem Fall, daß mehrere die gleiche Eizelle zugleich erreicht hätten (immerhin bei ſolcher Maſſenproduktion doch gewiß kein ſeltener Fall), noch eine Kraftkonkurrenz dieſer Samenrivalen ſtattfinden, die den ſtärkſten Partner begünſtigte. Durch ſolche Ausleſe müßten mit der Zeit die Widerſtandsfähigkeiten und ſpeziellen Befruchtungstalente der Geſchlechtszellen notwendig immer mehr geſtärkt werden, was an ſich ſchon ein Gewinn für die Art wäre. Aber wenn du annimmſt, daß doch ſolche Widerſtandsfähigkeit, Sinnes- und Inſtinkt- und phyſiſche Eroberungskraft Zeugniſſe überhaupt der geſundeſten, ſtärkſten, lebensfähigſten Individuen auch für ſpäter ſind, ſo muß dir einleuchten, wie dieſe Ausleſe auch ſchon der ſpäteren bei den Kindern und Erwachſenen vorauf- und in die Hände arbeitet, indem ſie eine Maſſe minderwertigen Mißwuchs ſchon vor und bei der Befruchtung ausmerzt und ſchon hier eine erſte Kraftelite begünſtigt, die in dem Daſeinskampfe der wirklichen Kindesindividuen ſpäter bloß noch zur engeren Nachwahl zu kommen braucht.

Dieſen ganzen Gedankengang könnteſt du nun durchaus gut auch auf den Menſchen anwenden. Zunächſt hinſichtlich einmal ſeiner Samentierchen. Auch wir Menſchen ſind nach der Geburt urſprünglich genau ſo im Bann von Kraftausleſen wie jene Muſcheln oder Fiſche. Auch bei uns erliegen noch eine große Menge Kinder vor Beginn der eigenen Reifejahre, und es bleibt nur eine Elite übrig, die neben vielen Zufällen doch zum großen Teil ſicherlich eine relative Kraftelite iſt. Wenn unſre Kulturmittel hier heute vielfach ändernd

einzugreifen beginnen, auch viele ſchwachen Kinder durchdrücken uſw., ſo gehört das in ein beſonderes Feld, von dem wir gelegentlich noch zu reden haben. Jedenfalls muß aber auch der Menſch überall da, wo dieſe Intelligenzeingriffe nicht ſtattfinden, im Banne der unmittelbaren Zuchtwahlausleſen der Natur ſein, falls ſolche überhaupt eine Geltung haben, und eine ſolche Konkurrenzſtelle würde nun auch die Maſſenproduktion unſres Samens ſein.

Schon unter dem Mikroſkop läßt ſich grob äußerlich wahrnehmen, daß unſre Samenzellen auch in ein und dem gleichen Erguß hinſichtlich der Größe Unterſchiede zeigen. Es ließe ſich eine ſtarke Kraftkonkurrenz unter den zweihundert Millionen jeder männlichen Liebeswelle im Weibesinnern noch vor Erreichung der Eizelle denken, die hier um ſo wirkſamer wäre, da der Hauptweg doch ziemlich klar gegeben iſt, alſo der Zufall weniger mitſpielt. Sehr bald könnte ſich eine Elite der bewegungskräftigſten, ſinneskräftigſten Elemente aus dem ungeheuren Schwarm herausgeſondert haben, die allen andern auf der Suche nach der Eizelle voraus wäre. Iſt eine Eizelle vorhanden und erreicht, ſo könnteſt du dir noch eine allerletzte Ausleſe auf Energie hin auch unter dieſer Elite wieder denken, deren Ergebnis die Eroberung des Liebesthrons durch den ſtärkſten Helden wäre. Im extremen Exempel (das allerdings die Wirklichkeit mit ihren Zufällen wohl nie bieten wird), könnteſt du geradezu ſagen: das Gottesurteil der höchſten Geſundheit und Vollkraft wird aus den ganzen zweihundert Millionen Material in dieſem Falle nur den einen allerbeſten Helden zum letzten Ziel kommen laſſen. Auch eine nur relative Ausleſe würde aber bereits viel nützen. Im Falle keine Eizelle gerade zur Stelle iſt, mag auch die Wartefähigkeit und Langlebigkeit der Samentierchen zu Ausleſen führen, und es mögen hier auch ſich anſammelnde Vertreter mehrerer Liebeswellen zur Konkurrenz kommen. Mit Phantaſie läßt ſich in dieſem ſeltſamen Höhlenabenteuer der eingeſchloſſenen Millionenheere jedenfalls noch vielerlei erſinnen. Auch diesmal aber müßte jede Auswahl der vor dieſer erſten Situation ſchon „Kräftigſten" nicht nur einen Gewinn für die Weiterzüchtung immer beſſerer Samenanpaſſungen ſelbſt ſein, ſondern auch einen dauernden Faktor in der Erhaltung und Hebung der ganzen Artkraft bilden.

Natürlich ſind die Samentierchen auch ſo nicht allmächtig.

Wenn die ganze Schar einer Liebeswelle aus Gründen der entsendenden Mannesperson minderwertig, etwa im ganzen durch Alkohol oder Syphilis vergiftet ist, so wird auch das Elitebilden aus solcher bösen Mischung nicht viel nützen. Immerhin ist im Falle bloß von Beimischungen schlechterer Teile in einem gewissen Prozentsatz eine Reinigung zugunsten des Besten zu hoffen, auf die dann die Mischung einer relativ als stark ausgelesenen Samenzelle mit einer Eizelle aus ganz anderm Menschenhaushalt zuletzt noch die Krone setzen mag.

Wenn aber auch nur irgendwie die Massenproduktion einen Zuchtwahlgehalt in diesem Sinne von Anfang an besessen hat und heute noch besitzt, so würde durchaus verständlich sein, daß die Massenleistung auch bis zum Menschen herauf sich erhalten hat, obwohl die Findechance im ganzen hier so viel sicherer geworden war. Ja man möchte eher fragen, warum nicht auch die zweiundsiebzigtausend Eier des Menschenmädchens jedesmal vollzählig ausgereift und ähnlich ganz mit in die Konkurrenz geworfen werden. Denkbar wäre hier, daß die geringe Zahl Eier, die im Laufe der Jahre vom Eierstock in die Gebärmutter wandert, bereits das Ergebnis einer Auslese wäre, die am Eierstock selbst stattgefunden und dort schon bestimmt hätte, welches Ei vollständig reifen und sich ablösen soll. Die Abgelösten könnten in diesem Sinne sämtlich schon eine Elite darstellen. Am Eierstock von Tieren ist vielfach beobachtet worden, wie einzelne Zellen im Wachstum die umliegenden rasch überflügelten. Bei Gliedertieren hat man deutlich gesehen, wie in solchem Falle die Zurückbleiber nicht nur allmählich eingingen, sondern mit ihrem Nährmaterial geradezu in den Proviantdotter der Siegerin in der Konkurrenz aufgenommen, also sozusagen von ihr gefressen wurden. Die Auslese unter den Eizellen würde in diesem Sinne geradezu in einem Daseinskampf dieser Zellen untereinander, einem Brotkampf mit gewissen Zügen von Kannibalismus schon an ihrer ursprünglichen Bildungsstätte bestehen.

Wenn man bedenkt, in was für einen herben Kampf des Lebens jedes fertige Kind auch bei uns mit seiner Geburt hinein geboren zu werden pflegt, so hat es ja wieder eine fast grausige Macht, sich vorzustellen, daß schon der ersten Bildung dieses Kindes noch vor der Befruchtung eine Kette ungeheurer Schlachten vorausgegangen

ſein ſoll, in der Milliarden von Samenzellen, tauſende von Eizellen fallen mußten, damit gerade zwei Geſchlechtszellen endlich zum Miſchliebesakt zuſammenkamen. Immerhin geht aber das in das große Zuchtwahlkapitel der Natur überhaupt ein, mit dem wir eben bei der Erfüllung der Naturzwecke auf beſtimmten Stufen rechnen müſſen. Wir müſſen da zufrieden ſein, daß wenigſtens ſo viel im Verlauf der Höherentwickelung deutlich wird, daß mit größrer Innenſchau und Intelligenzbewußtheit der Individuen in der Natur, alſo da, wo auch der Schmerz der Abſinkenden neben den paar Siegern immer ſtärker werden muß, der Schmerz über ihr klar *geſehenes* Schickſal: daß da dieſe ganz rohen Maſſenausſcheidungen doch raſch zurückgehen zugunſten weit weniger brutaler Fortſchrittswege: ſo bei uns Menſchen in unſrer Kultur. Wenn du mich fragſt, warum ſo viel „Blindenwege" zuerſt in der Natur beſchritten werden müſſen, warum dieſe enormen Lotterien laufen, damit ein paar Treffer auf Milliarden Nieten kommen, warum das wirkliche Erzeugen von Millionen Samenzellen für die ſchonungsloſe Elitenwahl ſtatt hat, anſtatt daß das alles ſich gleichſam bloß in der ideellen Möglichkeit abſpielte und dann der Treffer als erſte Realität gleich einſetzte: ſo kann ich dir das hier ſo wenig löſen, wie die Frage, warum die Kletterpflanze nicht gleich ein Adlerauge hat, um ihre Stange zu ſehen, oder warum überhaupt Entwickelung mit erſt niedrigen, unvollkommenen Verſuchen iſt und dann erſt mit höheren, immer beſſeren. Aber das iſt hier nicht unſer Problem, ſondern wir fragten, ob dieſe Samenverſchwendung des Menſchen etwa eine komplette Abſurdität ohne jeden Sinn ſei. Es iſt doch ein Unterſchied, ob ein Weg verwickelt iſt, aber zu einem Ziel führt, oder ob er ſinnlos einen großen Aufwand vertut, um im Nichts zu enden. Was ich aber behaupte iſt, daß auch dieſer Weg bei uns ſogar verſchiedene Sinnmöglichkeiten hat, die alle weit ableiten vom „Credo quia absurdum".

Im übrigen bleibt, daß ich dich zuletzt jetzt durch mehr oder minder vage Vermutungen geführt habe. Es iſt denkbar, daß die Maſſenproduktion auch ganz abgeſehen von dem Findeproblem und dem Kraftproblem noch geheime Beziehungen hat zu dem einfachen Spiel des möglichſt zahlreichen Variantenwerfens überhaupt in der Entwickelungslotterie, dem Mitſpielen möglichſt vieler feiner Charaktervarianten in der Chromoſomenmitgabe, die nicht direkt unter die all-

gemeine Gesundheits- und Kraftkonkurrenz fallen, nachher in der großen Personenauslese nach der Geburt aber auch von größter Wichtigkeit werden. Vielleicht könnte unter diesem Gesichtspunkt die feste Samen- und Eierziffer jeder Art den Verwandlungsmöglichkeiten gewissermaßen irgendeines hier gerade gegebenen Kaleidoskops entsprechen. Jedes Individuum müßte, wenn auch im ganzen mit individueller Marke, bei seiner Samen- oder Eierproduktion zunächst noch einmal dieses ganze Kaleidoskop in sich wieder abdrehen. Was für eine Drehungsnummer wirklich zur Zeugung käme, indem sie entweder mit einem zufälligen Findetreffer oder mit einem sieghaften Kraftglück zusammenfiele, bliebe ja Zufall. Aber es wäre doch nicht belanglos, daß dazu stets das ganze Kaleidoskop sich gedreht hätte.

Alles, was dich in diese Grundlagen des eigentlichen Charaktervariierens hineinführt, ist aber heute noch durch und durch hypothetisch und lockt in letzte Nebelwolken des Entwickelungsgedankens, die unser Blick noch in keiner Weise zu wirklichen Sternen zerlegen kann. Es genügt, wenn du zuletzt auch diese kleine Milchstraße der Samenzellen einmünden und verschwimmen siehst in der großen der letzten Lebens- und Fortschrittsprobleme, dort, wo jetzt seit fünfzig Jahren der menschliche Geist nicht mit dem Absurden ringt, sondern mit der höchsten Logik des Naturwesens.

Die erste mächtige Quader, die sich dann auch in der Pyramide deiner menschlichen Vorentwickelung historisch auf diese Grundbasis der Mischliebe gelegt hat, war die Begattung selbst. Die körperliche Begattung der beiden großen Personen, die zugunsten des Mischaktes ihrer Geschlechtszellen den Liebesstock so körperlich eng schlossen, daß auch für ihre Gesamtleiber auf Augenblicke das Ansehen eines wirklichen Mischaktes entstand.

Diese Sache sieht als Fortschritt auf den ersten Anblick überaus einfach aus.

Den Heringen ist es offenbar schon ganz genau eingepaukt: die Geschichte geht bei aller Offenheit des vagen Samen- und Eierausstreuens doch unmöglich so, daß der Bräutigam an der Küste von Nordamerika seine Samenmilch fahren läßt und die Braut ihren Rogen etwa an der Küste von Norwegen. Das gäbe die Geschichte

von den Königskindern, die konnten zuſammen nicht kommen, das Waſſer war viel zu tief. Und das edle Volk der Heringe würde dabei ausſterben. Die großen Perſonen der Liebenden kommen alſo auch hier immerhin auf eine gewiſſe unerläßliche Minimaldiſtanz zuſammen und produzieren erſt aus ihr.

Nun mußte bei etwas fortſchreitender Logik der Dinge unweigerlich aber eine Tendenz ſich geltend machen, die dieſe Diſtanz auch dann noch immer mehr zu verringern ſtrebte. Je näher, deſto ſicherer. Deſto unnötiger die ganz himmelblaue Verſchwendung. Bis endlich Leib an Leib rührte, Quelle des Lebensſtroms an Quelle.

Und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Urgeſchichte deſſen, was du Begattung nennſt, auch wirklich in dieſer einfachen „Logik" gelegen hat.

Die Verwirklichung und fortgeſetzt noch raffiniertere Ausgeſtaltung ſtieß dann im weiteren aber doch noch auf den ſeltſamſten Knäuel beſonderer Umſtände.

Und die Folge war abermals, daß ſich für dich vorkluges Endmenſchenkind Dinge ergaben, die du nun doppelt und dreifach nachträglich als „Abſurditäten" haſt brandmarken wollen, obwohl es lediglich wieder hiſtoriſche Schachzüge ſind, ohne die du wieder überhaupt nicht wärſt, ſintemalen dich nicht ein Philoſoph durch ein leichtes Räſonnement a posteriori, ſondern die Fee Nützlichkeit ſehr a priori unter den mühſamſten Realitätsſchwierigkeiten herausgetaſtet hat.

Auch aus allem „Abſurden" deines Begattungsaktes ſingt erneut ein leiſes Stimmchen hervor. Ein Kinderſtimmchen. Das Stimmchen des werdenden Homunkulus. Ja du biſt er noch immer: der Homunkulus der Natur. Erſt vor dir, in Herkulesfernen, ſteht der wahre Homo, der Menſch. Noch ſingt es aus dir allerorten etwas gläſern. Aber es iſt die Gußform. Und eines Tages wirſt du ehern klingen, die Glocke iſt fertig, die vielleicht dann ſchon durch die Planetenräume läutet.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

„Was einmal war in allem Glanz und Schein
Es regt ſich dort; denn es will ewig ſein."
Fauſt

Menſchenweib und Menſchenmann alſo ſtecken in einem Fiſchmilchner und Fiſchrogener. Irgendwo in ganz grauen Tagen, noch weit jenſeits der Ichthyoſaurier in irgendeinem verſchollenen Meer, auf deſſen verſteinerten Schlammbänken heute Kegel geſchoben werden oder eine Arbeiterverſammlung die ſoziale Frage erörtert oder eine Prozeſſion geht.

Dieſer Milchner und Rogener werden mehr und mehr dazu gedrängt, ihre Liebeserzeugniſſe möglichſt dicht beieinander auszulaſſen, damit die Kleinen ſich doch nur ja finden möchten.

Wie werden ſie es anſtellen?

Es liegt unendlich nah, daß ſie auf eine ganz einfache Praxis kommen, die aber doch einen koloſſalen Schritt weiter bedeutet.

Sie legen ſich Leib an Leib.

Eirogen wie Samenmilch ergießen ſich ja aus beſtimmten Öffnungen dieſes Leibes. Alſo legen ſie ſich möglichſt Öffnung gegen Öffnung. Auf daß Strom alſogleich rinne zu Strom. Die männliche Samenpollution zu den frei auswandernden Weibeseiern gleich im Moment des jederſeitigen Austritts.

Ich habe dir früher erzählt, was ſolche körperliche Annäherung für die Tiere bedeutete, die wilde Räuber waren. Wie da der Konflikt zwiſchen Liebe und Freſſen akut wurde. Erinnere dich an die wunderſame Spinnenhiſtorie. Aber bleiben wir jetzt bei dem mehr mechaniſchen Problem, das damit auch in der Geſchichte der Menſchheit zum erſtenmal ordentlich gegeben war. Dem, ich möchte faſt ſagen, rein gymnaſtiſchen Kunſtſtück: Leib zu Leib, Geſchlechtserguß möglichſt dicht zu Geſchlechtserguß einzuſtellen.

Alle möglichen Sorten der luſtigen Waſſerſchwänzler, der Fiſche, machen dir da heute noch die ganze äußere Steigerung aufs hübſcheſte vor.

Ich gedenke eines köſtlichen Wandertages in den Schweizer Alpen, im Kanton Glarus. Nach langen, heißen Marſchſtunden eine wilde Paßhöhe. Jenſeits der Tannengrenze. Nur noch ein Teppichkranz Alpenroſen und dann ganz wildes, rohes, gelbbraunes

Geſtein mit harten Silhouetten zum milchigweißen Himmel. Nahe an zweitauſend Meter. Ganz hier oben aber noch in den letzten Fleck Alpenroſen und Gentianen eingeſenkt wie zwei blaue Äuglein ein paar kleine Seen. Der abſtrömende Bach fiel wenig darunter in die nächſt oberſte Talterraſſe mit einem prachtvollen, weiß zerſchäumten Waſſerfall ein und ging dann Stunde um Stunde langſam rauſchend, zuletzt durch den großen dunklen Tann, in einen märchenhaft ſmaragdenen, abgrundtiefen See, in dem rieſige Hechte und dämoniſche ſchwarze Welſe hauſten und über dem jenſeits eine ſchroffe Gebirgsmauer mit wahren Ruinenzinnen ſo ſenkrecht ſtand, daß kaum ein Baum oder ein Fleckchen Ziegenmatte hier und da in einer Ritze kleben konnten. Hier oben in dieſen Blauäugleinstümpeln jenſeits der Baumgrenze aber habe ich einen Fiſch in ſeiner Herrlichkeit kennen gelernt: die Forelle.

Irgendwo wer in den Kantonsgründen da unten, aus denen ab und zu eine bleiern weiße Wolke wie ein Pilz aufdampfte, hatte die Fiſcherei hier im Olymp gepachtet und einen Wächter dazu geſetzt. Er hauſte in einer Almhütte, um die das luſtige Volk der Murmeltiere pfiff und zu dem ab und zu die Gemſen äugten, die echten, nicht bloß die gefütterten aus dem Tartarin. Der Alte ein Original, halb noch Menſch und halb ſchon Murmeltier. Er ſchnauzte auf die Weiber, wie Buſchs alter Krökel, er hatte, ich weiß nicht wieviele in der Reihenfolge der Zeit unten im Tal gehabt und geheiratet, und ich glaube, eine lebte ſogar da unten noch. Im übrigen aber war ſein Herz mitfühlend mit den Sünden und Begehrlichkeiten der Welt. Es gab keinerlei Reſtaurant hier oben und die Forellen waren für Geld nicht feil. Aber wer eindrücklich zu machen wußte, daß er fünf Stunden geklettert ſei und den elenden Hungertod gewärtige, vor dem regte ſich in dem alten Murmelvater das Gebot chriſtlicher Nächſtenliebe, das da lehrt, es ſolle der Nackende gekleidet und der Hungernde getröſtet werden um höheren Lohn als Goldeswert. Brot und Käſe hatte er nicht, und ſein Enzianſchnaps fiel in den hungernden Magen wie feurige Kohlen. So bat er denn endlich, mit einer Forelle vorlieb zu nehmen, wie ſie Robinſon dem Schiffbrüchigen gibt. Er nahm die Zappelnde aus dem Fiſchkaſten, und in prähiſtoriſch primitiver Kaffeekaſſerolle wurde ſie gekocht. Als Teller diente mir ein Zeitungsblatt, ein Berner „Bund" mit einem Aufſatz Widmanns,

als Gabel ein treuer Pfropfenzieher. Und der ehrwürdige Greis erzählte, derweil ich aß, wie er den Finger des unmittelbaren Schicksals allemal über die bloß traditionelle Lehre setze. So schieße er niemals Gemsen, da das durchaus verboten sei. Aber zum unschuldigen Spiel, dem kein Mensch wehren dürfe, stelle er auf fernen Steinzacken, die gerade sein ungetrübtes Adlerauge noch erreiche, eine friedliche Selterswasserflasche auf und übe die Kraft seines Alters mit Schüssen nach diesem Ziel. Geschehe es nun allerdings, daß eine Gemse gerade im Moment solchen Tellschusses zwischen ihn und die Flasche trete, so achte er das als den höheren Finger, dem der Weise sich zu beugen habe. Wenn ich wieder heraufkäme, meinte er, so wollten wir wohl einen guten Gemsbraten zusammen schmausen. Denn so wunderbar es scheine: in diesen weltfremden Ureinsamkeiten walte das Schicksal gar eigenartig und gewaltsam zur Erprobung der Philosophen.

In diesem romantischen Milieu also lernte ich zunächst die Forelle kennen, wie sie der Feinschmecker träumt, aber meist in seinem engen Erdental da unten nicht kennt. Mandelsüß das Fleisch, mit einer Blume der Hummerschere, und goldig ziegelrot von Farbe. Es war die Bergforelle in ihrer kühnsten Entfaltung, der Fisch, der aus dem großen unsichtbaren See tief da unten, von dem die Wolkenpilze durch den Talschrund zu mir dampften, sich verstiegen hatte in Adlers- und Lämmergeierhöhen, zu Teichen, in deren Blau die Alpenrose rote Reflexe zeugt und aus denen die Gemse trinkt.

Vor meinen Gedanken tauchte dann an diesem Ort zum Träumen aber das ganze Wundervolk dieser forellen- und lachsartigen Fische auf, das dem Zoologen unzählige Rätsel aufgibt, zu deren Lösung er den Erdenglobus wälzen möchte wie ein Buch . . .

Diese Forellen selbst haben noch eine gleichsam simple Liebesgeschichte. Nah verwandt jener alten Stichlingshistoria, wenn schon nicht ganz so epigrammatisch. Aber gerade in ihrer Nähe rührt es sich doch auch schon zu jener Wende, die ich meine.

Im kleinen Silberbächlein oder im blauen Bergsee, wo die Forellen hausen, bedarf es keiner wüsten Liebeskirmes wie in der Heringsbucht. Alles vollzieht sich feiner, intimer hier. Jedes einzelne Forellenbräutchen sondert sich von den andern, wenn ihm der Rogen im zierlichen Leiblein schwillt. Wohl folgen ihm meist mehrere männliche

Werber. Aber es begünſtigt nur einen, den älteſten wohl und ernſthafteſten, deſſen echte Abſichten ihm eine gewiſſe veränderte Körperfarbe andeutet, gleichſam, um es menſchlich zu drehen, den Liebhaber mit den liebesroteſten Backen. Viele Köche, zumal junge, weiß es, verderben den Brei. Herrſcht doch hier wie vielfach bei Fiſchen der böſe Brauch, daß noch unreife Männchen mit Liebhaberei die abgelegten Eier verſpeiſen, anſtatt ſie zu beſamen. Freſſen contra Liebe, das alte Lied!

Iſt ſich die Forellenmaid aber eines Gewiſſenhaften im Gefolge ſicher, der zugleich ſtark genug iſt, das faule Volk fortzutreiben, wenn der kritiſche Punkt kommt, ſo geht ſie flugs ans Werk zum Zweck. Mit dem netten gefleckten Schwänzchen fächelt ſie im weichen Grundſande eine kleine Vertiefung aus. Da hinein läßt ſie Eier fallen und räumt, ſobald es geſchehen, wieder den Platz. Alsbald nimmt ihn der Bräutigam ein und wirft ſeine Samenpollutionen auf die Eier. Dann ſchwänzeln beide noch ſo lange daran herum, bis der Sand die kleine Liebesfracht loſe wieder bedeckt hat, und das Werk iſt für diesmal vollendet. Weitere Elternſorge um die Jungen findet nicht ſtatt, die Kleinen kommen ſchon, wenn ihre Zeit da iſt, von ſelbſt aus dem Sande hoch. Ganz ſchlicht alles noch. Noch iſt das äußere Waſſer das Feld der Miſchliebe. Freilich nicht mehr ſchrankenlos.

Jene kleine Grube im Sandboden, die das Weiblein herſtellt, iſt doch im allerentfernteſten Sinne ſchon eine Art äußerlicher Gebärmutter. Wie der Eileiter im Menſchenleibe die Weibeseier in die echte Gebärmutter entläßt, ſo die Forelle ihren Rogen in die äußere Grube. Und wie der Menſchenmann ſeinen Samen in die Richtung auf dieſe Gebärmutter an ergießt, ſo der Forellenmann in jene Grube. Selbſt darin wird die Grube zur Gebärmutter, daß ſich in ihr, wie dort das Menſchenkind, ſo wohlumhegt hier die Jungen entwickeln. Ein einziger Schritt weiter: und die Grube im Teichſande wird nicht mehr äußerlich hergeſtellt, ſondern auch ſie legt ſich als körperliches Organ an. Sie wird zu einer Grube im Leibe des Weibchens. Zu dieſer Grube ſteigen vom Eierſtock innerlich die Eier herab. Und in dieſe Grube wirft das Männchen von außen ſeinen Samen. Und das Kind reift weiterhin in ihr. Du haſt monatliche Einwanderung, echte Begattung, eine in der Gebärmutter reifende Frucht. Das wäre: aus dem Fiſch der Menſch. Aber wie viel

Stationen lagen noch dazwiſchen. Wie viel Ringen des Tieres, das Menſch werden wollte. Von der Grube im Teichſand zu der Grube im Weibesinnern: das war der Weg. Aber wie?

Recke die liebe kleine Forelle aus zur Länge eines Meters. Laß ſie ſchwer werden bis zu ſechzehn Kilo. Und du haſt den Lachs. Unſre Dichter wiſſen wenig von Zoologie. Sonſt wäre nicht zu begreifen, daß nicht längſt einer das Epos vom Lachs gedichtet hat. Eine Odyſſee aus dem Fiſchleben. Und dazu eine Liebesodyſſee, deren Leiterin Aphrodite die Liebesnackte iſt und nicht die ſtreng gepanzerte Pallas Athene.

Das Epos hat einen Vorgeſang, ein Schickſalsmärchen aus Urtagen, das gleichſam den Geheimſchlüſſel aller Verzauberungen gibt.

In einem ſchönen kühlen Meer lebten voreinſt Forellenfiſche. Sie hatten Nahrung in Überfluß und fraßen ſich zu Rieſen an, zu Lachſen. Aber wenn ihre Liebeszeit kam, ging's ihnen wie den Heringen. Sie ſuchten ſtille, ſeichte Uferſtellen, wo die Liebenden ſich haſchen und finden mochten und das Weib ſeine Sandgrube nach Forellenart höhlen konnte. Zu dieſem Liebesſpiel wie zum Gedeihen der Jungen war hier ganz anders gut der Ort als draußen auf der wilden See. Einmal am Rande ſo eines Landes angelangt, boten ſich den Suchenden aber noch viel geſchütztere Schlupfwinkel dar als bloß landbedeckte ſeichte Buchten. Von dem Lande herab rannen luſtige kriſtallhelle Wäſſerlein, kleine Flußadern, die durch grüne Wieſen daherkamen. Sie führten allerdings Süßwaſſer, und die leckere Tafel der Seekrebſe, Heringe und ſo weiter, die den Lachſen in ihrem Ozean ſo üppig gedeckt ſtand, hörte hier auf. Aber was verſchlug's, für die ſonſt ſo heiter bewegte Liebeszeit etwas zu hungern!

Die Hochzeiter gingen alſo tief in die Waſſeradern hinein, ſchaufelten dort ihre Liebesgruben und freuten ſich des ungeſtörten Glücks. Nachher ins Salzelement zurückgekehrt, holten ſie dann raſch an der Futterkrippe nach, was ſie dort entbehrt hatten, und mäſteten ſich zur nächſten Liebesfreite. Die Jungen aber krochen im Süßwaſſer zunächſt aus, lebten dort von dem kleinen Geziefer, ſo gut es ging, und kamen langſam, mit dem Flüßlein abwärtstreibend, ſchließlich doch auch in den Ozean zu ihren Alten und deren beſſerem Mittagstiſch.

So ging das lange Zeit, als könnte es nie anders werden. Gewisse Stellen der Flüsse, die besonders hübsch geschützt lagen und alle Vorteile vereint boten, wurden Jahrtausende lang immer und immer wieder bevorzugt, und schließlich wußte das neue Liebesvolk jedesmal gar nicht mehr anders, als daß man ausschließlich da und da, an dem und dem bestimmten Fleck liebe und seine Grube grabe. Jeder Stamm hatte da seine besondere Tradition, die unverbrüchlich in den kleinen Lachsgehirnen von Generation zu Generation feststand wie irgendein Gewissensgesetz und Moralkodex bei einem Menschenstamm.

Aber was die Menschen so oft haben erfahren müssen, das blieb auch diesem treuen Fischvolk nicht erspart. Wir stellen ewige Moraltafeln auf, und die Natur, die ewig wandelnde, zieht uns eines Tages lächelnd den Boden darunter fort; der Baum, in dessen Zweigen Gottes Gebot rauschen soll, wird eines Jahres morsch und purzelt um; der Stern, den unser Stamm sich zum Wahrzeichen gewählt, bleibt eines Abends aus, weil es da hinten irgendwo an der Milchstraße kosmischen Krach gegeben hat; und von dem Hügel, da du anbeten solltest, schwemmt nach Jahrtausenden ein Regentröpfchen das letzte Quarzkörnlein fort. Die Lachse erlebten, daß das Ufer immer mehr versandete, das Meer beständig zurückwich und der Lauf ihres geliebten Flusses sich streckte und streckte zwischen dem Ozean, wo die leckere Krebstafel den Schlemmern winkte, und dem geschützten Flußstellchen tief in den Wiesen da drinnen, wo man hungerte, aber dafür liebte. Was tun? Man schwamm eben das eingeschobene Flußstück mehr ab, hungerte etwas länger, liebte etwas strapaziöser. Aber schließlich eroberte die alte Moral das geologische Hemmnis ... wie so mancher Menschenglaube schließlich sich auch mit einem neuen Gottesbaum und einem zwei Kilometer vom alten Heilsort entfernten andern Gotteshügel beruhigt hat.

Aber ein neues Hemmnis. Jetzt fing auch noch gerade in der Gegend, wo tief und tiefer im Lande die alten Aphrodite-Heiligtümer der Lachse lagen, der Boden an, sich nach oben zu erheben. Das Flachland reckte sich zum Hügel, die sanften Hügelein zum wilden Gebirge mit Eiszinken. Die Flüsse im Wiesenplan wurden Gebirgsbäche, die allmählich in reißendem Stoß, ja mit Wasserfällen zu Tal rauschten. Aber so ein zäher Traditionslachs kam mit seiner Liebe

zum Hergebrachten auch noch über dieſe weitere Geologie. Er gewöhnte ſich an kühne Schwimmtouren bergauf. Und wo ihm keine allzugroßen Waſſerſtürze entgegenrauſchten, da machte er ſich, wohlgenährt, wie er von der See heraufkam, und nervenſtraff, wie er es in ſeinem noch ungeſchwächten Liebesverlangen war, zum Gymnaſtiker. Er ſchnellte ſich empor, ſprang von Stufe zu Stufe die Stromſchnellen hinauf und triumphierte. Denn der alte Liebesfleck ſelber lag dafür da oben im Gebirge jetzt geſchützter als je und lohnte reichlich alle Beſchwerde des Kletterſchwimmens.

Man darf vom Vater Homer nicht zu viel verlangen, auch wenn er als Zoolog kommt. Es iſt heute noch nicht möglich, dieſe Lachsgeſchichte in eine beſtimmte geologiſche Epoche mit genauem Namen einzuordnen, wie denn überhaupt noch ſo manches dabei zu fragen bleibt. Gelegentlich iſt auch ſchon probiert worden, ſie ganz anders zu erzählen. Mir ſcheint aber immer noch am plauſibelſten, als wenn irgendwann einmal etwas der Art ſich zugetragen habe; ohne das bleibt mir das Myſterium der Lachsliebe von heute ſchlechterdings unbegreiflich.

Der liebesreife Lachs führt jahraus, jahrein geographiſch ein geradezu ungeheuerliches Doppelleben. Heute findeſt du ihn beiſpielsweiſe als faulen Geſellen, der Seekrebſe und Heringe frißt, jenſeits der Rheinmündung im Salzwaſſer der Nordſee. Und etwas ſpäter begegneſt du genau demſelben Exemplar hoch oben in der Gotthardgruppe der Schneealpen, wie es als wahrhafter Akrobat in der wild ſchäumenden Reuß von Klippe zu Klippe aufwärts ſpringt, dreizehnhundert Meter über dem Spiegel jener Nordſee. Jener erſte Lachs iſt eben der „Freßlachs", und dieſer letztere dasſelbe Individuum in ſeiner Eigenſchaft als „Liebeslachs". Du haſt eine neue Variante zu dem Thema „Freſſen und Lieben". Hier mit ſchönſter Arbeitsteilung, nach dem Muſter: wer liebt, wird von der Liebe allein ſatt. Aber der Liebeslachs iſt in dieſem Falle zugleich der Akrobatenlachs, der Lachsgymnaſtiker. Der Faden des Epos iſt nun folgender. Bleiben wir als Beiſpiel bei den Rheinlachſen.

Die offene Nordſee rauſcht draußen jenſeits der Rheinmündung. Da ſchwimmen Lachſe, Männlein wie Weiblein. Jeder hauſt für ſich und frißt, frißt unaufhörlich, bis ſein Ränzchen ſo gemäſtet iſt, daß in dem Zellenſtaat ſeines Leibes jene tiefſinnige Überproduktion

entſteht, die ſich in Abſpaltung von Eizellen und Samenzellen, Rogen und Milch, zu erkennen gibt. Auf einmal kommt ein neuer Beruf über Herrn und Frau Lachs. Sie ſammeln ſich zu Scharen bis zu einem halben hundert Stück. Das Freſſen wird ihnen Nebenſache. Ja ſie ſchaffen es allmählich ganz und gar ab. Ihr Körper tritt, ſo komiſch es klingen mag, in einen regelrechten Zuſtand der Selbſtverſpeiſung. Stauungen in der Milz haben ſchon vorher eine fettige Entartung der Seitenmuskulatur des Rumpfes eingeleitet. In Geſtalt flüſſiger Nährſtoffe ſtrömt dieſe ganze Subſtanz jetzt ab und wird vom eigenen Haushalt verzehrt, teils zur Erhaltung des Ganzen, teils und in der Hauptſache zum Aufbau der koloſſalen Samen- und Eiermaſſen. Mindeſtens ein Drittel ihrer geſamten Muskelmaſſe hat die vollkommen liebesreife Lächſin ſchließlich in ihre dreißigtauſend Eier ſo hineingefreſſen. Du erinnerſt dich an die Geſchichte von den jungen Würmern, die ihre Mutter von innen her an- und auffraßen. Ganz ſo ſchlimm geht es hier ja nicht. Aber immer neu unſer altes Thema: Lieben und Auffreſſen.

Die Lachſe erſcheinen mit der Flut an der Flußmündung. Ein Trinkproblem beſchäftigt ſie zunächſt noch. In langſamer Schulung gewöhnen ſie ſich an das Süßwaſſer, deſſen geringeres Gewicht im Vergleich zur Salzflut im übrigen ihrem eigenen raſch abnehmenden Muskelgewicht nur entgegenkommt. Eines Tages ſcheint die Sache glücklich wieder angelernt und jetzt beginnt (oder begann wenigſtens in den früheren, weniger geſtörten und lachsreicheren Zeiten, von denen die Fiſcher heute noch ſingen und ſagen) eine geheimnisvoll feierliche Auffahrt. Aufzug der Gralsritter. Zuerſt die Rogener, alſo die trefflichen Jungfrauen, ſteigen in den Fluß. Sehr gemeſſen, wie ein Pilgerzug nach uraltem Brauch. Es liegt eine komiſche Gravität über all dieſen Fiſchen, die ſteife Weihe einer Brüderſchaft aus antediluvialer Zeit, deren inſtinktiver Moralkodex mit ungeheurer Verachtung auf die paar tauſend Jahre menſchlicher Sittenlehren herabblickt. Eine alte dicke Pilgerin ſchwimmt voran und der Reſt geht zweizeilig in Keilarmen, wie die Wildgänſe, hinterdrein. Erſt ſpäter kommen in gleichem Zeremoniell die Ritter, die Milchner.

In unabläſſig geradem Tempo geht es rheinaufwärts. An den holländiſchen Lehmufern lang, am heiligen Köln mit ſeinen hundert Bimmelglocken und Heiligenknochen vorbei, im Bogen um Nonnen-

werth, durch das gelbgrün gestreifte Spiegelbild der Weinberge, eng gedrängt um den Mäuseturm. Überall Verluste. Hier wird im wilden Ansturm ein Netz gesprengt. Aber dort hält eins aus. Grimme Lästrygonen fischen von oben her nach den Genossen des Dulders Odysseus. Es gibt da oben nicht bloß Heiligkeit. Der Lachs hungert im Süßwasser um der Liebe willen. Aber der böse Mensch hungert nach dem köstlichen Lachsfleisch, das jetzt bei diesen aufwärts schwimmenden Pilgern gerade noch die feinste, sehnenlose, nicht mehr allzu fette Mast des Meeres mitbringt und das königliche Rot zeigt, dieses Rot eines alten Bücherschnittes, wenn der riesige Leib zerteilt liegt. Ein kostbares Buch, gut zu lesen in stillem Klosterstübli bei goldenem Rheinwein in grünen Römern. Die Köstlichsten der Köstlichen sind dabei noch einmal wieder gewisse dicke Sonderlinge, die im Meer vielleicht schon eine ganze Laichzeit überschlagen haben, jedenfalls aber jetzt im Fluß einer gewissen behäbigen Bummelei im Liebespunkte huldigen und als „Winterſalmen" sich endlos lange in fast vollkommener Mast noch spielerisch herumtreiben, ehe auch sie sich zur echten Liebesproduktion und damit nötigen Selbstverzehrung entschließen können. Wer als menschlicher Epikureer einmal über einen solchen echten Fischepikureer geraten ist . . . der hat für sein Leben noch eine besondere Heimatsliebe zum schönen Rheinland mehr. Eine Weile schien es freilich, als solle all diese Herrlichkeit für immer zu Ende gehen, denn wüste Raubfischerei und allerlei andre „Kulturarbeit" hatte zuwege gebracht, was den ganzen Riesenkräften der Geologie, die hohe Gebirge neu auftürmten und Meere weit über den Horizont hinaus schoben, nicht gelungen war: der Rheinlachs (wie entsprechend der in den andern deutschen Flüssen) drohte auszusterben. Jetzt wird mit verzweifelter Energie da wieder gegengebremst; möchte's Erfolg haben.

Jedenfalls: die Glücklichen entrinnen auch dieser immerhin zweischneidigen Menschenliebe überhaupt. Sie drängen sich zwischen den flachen Weideninseln des mittleren Stromes durch. Unter der alten Baseler Brücke mit dem bunten Harlekinstürmchen geht's durch ein tiefgrünes Wassertor ins Schweizerland. Fern die weißen Alpen wie Zuckerhütchen am Horizont. Aber ein letzter Ansturm. Gegen den Bodensee hemmt ein zu gewaltiger Wasserfall, der Schaffhausener. Der geht über die Kraft. Wohl springen Pilgerin und Pilgersmann

mit all ihrer ſüßen Liebesfracht vor kleinerem Hemmnis wie die geſchulten Zirkusfiſche. Den Schwanz gegen die Waſſerfläche oder einen Stein aufgeſtützt und ritſch empor, ſechs Meter Bogen und drei Meter hoch, wie die Würmer eines Limburger Käſes, die den Tellerrand nehmen, im großen, und da ſind wir. Geht's nicht über Schaffhauſen weiter, dann ſüdwärts die Aar und Limmat. Vorüber am alten Zürich mit ſeinen ſtarren Kirchen und ſeinen verträumten Schwänen durch den langen, blauen Zürcherſee um Hutten-Ufenau im melancholiſchen Mondenſchimmer, in den tiefen, böſen, menſchenfreſſenden, grünen, grünen Walenſee und bis zum oberſten Rhein. Oder unter der braunen, bilderbunten Holzbrücke von Luzern dahin, quer durch das goldgrüne Feigenblatt des Vierwaldſtätter Sees, bei den klaſſiſchen Tellſtätten vorüber und endlich kletternd von Strudel zu Strudel die kochende weiße Reuß hinan bis zu den erſten blutroten Alpenroſenſträußchen am granitenen Hochgebirgsbuſen. Die uralten Liebesſtätten ſind hier oben. Älter vielleicht als die Hebung dieſer Alpenrieſen. Älter jedenfalls als die ungeheure Abſenkung des Rheinſtroms ins endlos zurückgeflohene Meer.

Und jetzt endlich, bei den Urväter-Penaten, kommt das Liebeswerk, der Lohn dieſer ganzen Kreuzfahrt durch halb Europa.

Dem ausgewachſenen, vollreifen Lachsritter ſchwillt auch wieder einmal ſozuſagen der Kamm vor Liebesluſt. Am Rücken verdickt ſich ihm die Haut zu dunkler Schwarte, dafür erglüht ihm aber der Bauch in brennendem Rot, die Seiten äugen plötzlich mit herrlichen Purpurflecken, die am Kopf zu blutroten Zickzackornamenten auf himmelblauem Grunde verſchmelzen, und die Floſſen umrandet ein bunter Farbenſaum. Am ſeltſamſten aber: die Unterkieferſpitze wächſt ſich in einen nach oben gekrümmten Knorpelhaken von vier bis ſechs Zentimeter Länge aus, der ſich zuletzt nur mühſam noch in eine Grube der Oberſchnauze einpaßt und oft wie die Hauer bei dem grotesken Babirusa-Eber von Celebes in die Naſenhaut wieder einbohrt. Ganz geſchloſſen kann des Ritters Mund mit dieſem Liebeskreuz überhaupt nicht mehr werden, ſo daß ſchon aus dieſem Grunde das Freſſen in der Liebeszeit ſchließlich unmöglich wird. Es iſt, als wenn ein treuer Galan der Dame ſeines Herzens mit ſtummer Gebärde dartun wollte: Sieh, ich liebe dich ſo ſehr, daß ich geſchworen habe, vor der erſehnten Minneſtunde nichts zu eſſen, und des zum Zeichen habe ich mir ſelber ein Schloß vor den Mund gehängt.

Sind Ritter und Dame am guten Fleck endlich wirklich einig, so vollzieht der hohe Akt sich wesentlich nach Forellenart, nur den Maßen des Großfisches entsprechend in erhabeneren Dimensionen. An seichter Stelle wird die Liebesgrube gebaut. Einigermaßen sanft muß das Wasser hier strömen, die Tiefe darf auch nicht über einen halben Meter betragen; öfter ist das kaum genug, den Rücken des Liebespaars zu bedecken. Nun beginnt von seiten der Dame zunächst der Wiegenbau in gewaltiger Wühlarbeit. Bauch und Kopf schneiden tief ins Kiesbett ein und der Schwanz fegt, daß die Steine fliegen. Eine ovale Grube entsteht so, bis zwei Meter lang und meterbreit, also reichlich, um einen Menschen darin zu bestatten. Meist bleibt es nicht bei einer, sondern fünf bis acht werden ausgewälzt. Liegt aber dann Frau Lächsin in stiller, früher Morgenstunde oder Abendstunde behaglich ruhend in solcher gut ausgepaßten Liebesgruft, den Kopf bequem auf einen größeren Stein gestützt, so erscheint der Galan. Sachte fügt er sich neben die Liebste, zuerst so, daß sein Haupt nicht neben ihrem ruht, sondern umgekehrt sich die Wange an ihre Flanke in der Gegend der Liebespforte schmiegt. Diese Lagerung genügt, um bei ihr schon die Entscheidung herbeizuführen. Aus ihrem ungeheuern Schatz der Dreißigtausend, den sie treu mit ihrem besten Muskelfleisch heraufgefüttert, beginnt sie die ersten schön lachsroten Eilein wie frischgeprägte Goldstücke auszuzahlen. Alsbald geht auf den Anblick hin der Ritter mit dem ganzen Leibe herum, legt sich jetzt richtig Wang' an Wange gelehnt einen Moment parallel zu der Dame an die Grube und läßt auch von seiner Seite das erste segnende Wölklein Samenmilch frei, das der leise ziehende Strom als sanfter Friedensbote zu den goldenen Eiern führt. Geht die Eiablage langsam weiter, so pflegt der Mann wohl noch einen kleinen Vorsprung von etwa Meterweite zu nehmen, von dem aus er dann hinterwärts ebenso gemächlich Wolke um Wolke dem Strom vertraut, wie hinten Goldstück um Goldstück fällt. Nichts wird übereilt. Wochen verstreichen, bis von beiden Seiten mit den nötigen Pausen das große Werk ausgetan ist. Nebenher wird noch von manchem lustigen Intermezzo gemeldet, das einem Nibelungenepiker endlosen Stoff böte. Es gibt da Scherze ganz ähnlich wie bei den Hirschen. Junges liebesgrünes, aber schon liebestolles Mannesvolk schlägt sich wohl herzu, während alles im ernsthaftesten Gange ist. Mit ritterlichem Zorn

ſtürzt ſich der ſtattliche Herr im Recht auf jeden Zudringlichen. Aber derweil er die Ehre der ehelichen Sandgrube gegen einen Böſen verteidigt, legt das Weib ſtill ſeine Eier weiter und wehrt gelegentlich dabei einem andern jungen Don Juan durchaus nicht, wenn er die Hitze des Gefechts da drüben ſchlau zu benutzen und die gerade herrenloſe Eierſchicht mit einem Hausfreundsſegen zu bedenken weiß. Iſt es wirklich dahingekommen, ſo ſchwänzelt vielmehr die Friedliche auch über dieſe Fracht raſch eine Schicht Sand und geht weiter im Text. Nur wenn ihr der eigentliche treue Galan im Hochzeitsrock ganz verdrängt oder irgendwie genommen wird, wird ſie ſelber unwirſch, kümmert ſich nicht um die jungen Herren und holt ſich ein neues älteres und erfahreneres Verhältnis. Die Eier geben ſpäter Junge, ohne daß die Alten noch zu ſorgen haben. Wie die Alten ſelbſt, kehren dieſe Jungen zur rechten Zeit ins Meer zurück, freſſen ſich dort rund und beginnen das alte Spiel, die alte Pilgerfahrt neu.

Unendliche Komik liegt über dieſer Liebeskomödie der Lachſe, vor allem dieſem Kampf noch nicht um des Weibes Leib, ſondern um die Grube im Sand, die einſtweilen die Scheide und Gebärmutter der Lächſin ſymboliſch-äußerlich verkörpert. Wie altfränkiſche Ritter im Tournier bloß um ein Kränzlein vom Haupt der Geliebten fechten, das mitten im Plan liegt, während die Geliebte ſelber hoch auf dem Altan ſitzt, unnahbar für alle!

Und doch: wie wenig fehlte gerade vor ſolcher Sachlage, daß der Akt ſelber noch viel intimer würde!

Wie lag es nahe, daß dieſer Lachsritter, Gymnaſtiker ohnegleichen, wie er war, der Waſſerfälle überſprungen hatte, daß er ſich nicht mehr begnügte, in der Nähe bloß des Weibes Stellung einzunehmen, ſondern daß er eine noch ein wenig zärtlichere Situation ſuchte und Gewicht darauf legte, im Moment des Eieraustritts auf alle Fälle *immer* ganz, ganz eng Pforte an Pforte *dabei zu ſein* und ſein Teil zu der Sache zu geben in dem *gleichen* Moment, da von dort das Nötige kam. Daß der Akt alſo vertieft wurde zu einem engen *Aneinanderdrängen der Leiber* über der Grube.

Ein drittes Volk forellenartiger Fiſche macht dir auch dieſen Schritt wunderhübſch vor. Die Blaufelchen oder Renken lieben in der Tat ſchon in ſolcher Weiſe intim. Vor langen Jahren ſchon hat der dicke Vogt ihnen zugeſehen. Es war im Neuenburger See. Winterszeit. Mond-

ſchein. Da kamen die Blaufelchen an, kleine Lachſe von fünfundſiebzig und weniger Zentimeter. Große Scharen. Aber aus der Maſſe einte ſich je ein Paar. Und war ſolch ein Paar wirklich einig, dann kam es jäh heraufgeſchoſſen aus dem mondbeglänzten Spiegel, zwei ringende Silberſtreifen. Bauch ſtand gegen Bauch. Meterhoch übers Waſſer in die kalte Winterluft hinein blitzte der Sprung. Und während dieſes Sprunges ſpritzte aus des Ritters Leib die Milch, aus der Dame Leib der Rogen ab. Kein Sprung zur Überwindung eines Waſſerfalles. Sondern ein Hochſprung in die Liebe hinein. Die Gaben dieſer Liebe aber dabei ſelber entſtrömend wie ein Waſſerfall. Der Triumph der Gymnaſtik, auf Wanderungen erworben, zum Liebesſpiel ſelber jetzt bewährt. Denke dir ſolchen Hochzeitsſprung über der Neſtgrube, die das befruchtete Ei aufnehmen ſoll, und du biſt abermals ein ganzes Stück weiter. Ein Stück weiter auf der Bahn zu dir.

Laß deinen Blick einmal wieder fliegen, weit fort vom alten Fiſchſee, tief ins Menſchentreiben unſrer edelſten Kultur von heute hinein.

Tanzmuſik.

Graziöſe Paare ſchwingen ſich loſe verſchränkt im Reigen dahin. Männlein und Weiblein. Heiße Backen, heiße Augen. Aber ſonſt nur ein naives, treues Spiel, harmlos, geweiht durch den Rhythmus der Muſik und ganz heraufgehoben ſcheinbar durch ihn in ein höheres, vergeiſtigteres Stockwerk des Menſchentums.

Und doch, wie das Auge des Philoſophen dieſe hübſchen Tänzerpaare durchdringt, durchſinkt gleichſam: auch hier uralte Anklänge.

In dieſem halben Umſchlingen bloß mit den Armen, wobei Leib zu Leib ſich nur ganz loſe ſchwebend hält und doch die Annäherung ſo ſtark iſt, daß die warme Atemwelle der einen jungen Menſchenbruſt die der andern ſtreift, in dieſem Tanzindividuum der beiden taucht noch einmal etwas von der einfachſten, urſprünglichſten Liebesſtellung des Wirbeltiers auf. Dieſe Arme, die ſich bei Hand und Hüfte halten, ſind die alten Bruſtfloſſen des Fiſchleins im See, mit denen die zwei Schuppenleiber ſich loſe zueinander balancierten. Dieſe Beine, die ſich tanzend von der Erde hochheben, ſind die alten Meluſinen-

ſchwänzlein der ſpringenden Lachſe im Liebesſprung. Wenn mit dem Atem des lieben Mädchens dort jetzt ein Eilein ausflöge, unmerkbar klein verloren unter den goldenen Stäubchen, die ſonſt der Tanz ſelber wirbelnd erregt; und wenn mit dem Atem zugleich des Tänzers ganz unſichtbare Elfchen von Samentierchen dahin flatterten; und dieſe Atemzüge kreuzend dieſes geheime Leben einten, daß ein befruchtetes Ei zum Boden ſänke; und dieſer Parkettboden da unten die gute Liebesgrube im Sande wäre, aus der dieſer Lebenskeim wirklich aufblühen ſoll ... das alte Bild der Forellenliebe wäre ganz noch einmal zurückgebracht.

So weit geht's freilich nicht, obwohl über eine erotiſche Wurzel des Tanzens auch auf der edelſten Höhe unſrer Kultur an ſich kein Zweifel ſein kann.

In gewiſſem Sinne hat der Tanz bei uns eine ähnliche Bahn durchmeſſen wie der Kuß.

Bei wilden Völkern bildet auch er vielfältig ganz naiv eine unmittelbare Vorſchule des echten menſchlichen Begattungsaktes ſelbſt. Auch in der älteren Kultur wahrt er lange wenigſtens in einer Spezies noch ſehr öffentlich dieſe Rolle, die dann erſt die erwachende verfeinerte Moral als „obſzönen Tanz" abſondert. Eine gewiſſe Fratze dieſer Spezies haben wir auch heute noch, ſie iſt aber vor allem feineren Empfinden auch da, wo es erotiſche Werte an ſich durchaus nicht ablehnt, als direkter Wert der Miſchliebe in dieſer Form völlig im Niedergang. Ein zweites Motiv, das von früh an in ihm ſteckte und immer ſtärker geworden iſt, hatte dann eine gewiſſe Tendenz, auch ihn vom Erotiſchen *ganz* abzulöſen. Diesmal war es aber nicht ein ethiſches Motiv wie beim Kuß, ſondern ein äſthetiſches: ſeine Beziehung nämlich zur Kunſt.

Eine Linie, die bis heute lebhaft und neuerdings wieder immer intenſiver blüht, hat ihn hier wirklich ſo gut wie ganz um den erotiſchen Zuſammenhang gebracht. Wo die Kunſt etwas *vollkommen* für ſich erobert, da ſchaltet ſie ja allmählich das unmittelbar Erotiſche ſtets aus. Wo es gelingt, den menſchlichen Körper ganz als Statue zu ſehen, da muß das unaufhaltſam eintreten. Und auch der bewegte, tanzende Körper als rein äſthetiſches Schauſpiel muß dem zuletzt unterliegen.

Andrerſeits arbeiteten und arbeiten dieſer Macht des Äſthetiſchen

über ihn aber auch wieder ſtarke, meines Erachtens nach wie vor ſehr ſtarke Mächte entgegen, die in gewiſſem Sinne hier aus der Art des Äſthetiſchen ſelbſt kommen. Der Tanz hat ſich gerade mit der Muſik verknüpft. Die Muſik iſt aber, wie du weißt, von allen Künſten immer wieder die am engſten das Erotiſche anregende. Sie tut es auf hoher Kulturſtufe in einem unendlich feinen, veredelten, darum aber nichtsdeſtoweniger in einem äußerſt kräftigen Zuſammenhang. Die Muſik hat in der Kunſt Züge von der Miſchliebe in der Liebe: auch ſie beſitzt für ihr Gebiet das triebhaft Ungeheure, Dämoniſche, zugleich aber auch das Blutwarme, das eine enorme elementare Kraft immerzu in die Dinge hineinbringt. Schopenhauer hat das groß empfunden, als er die Muſik innerhalb der Kunſt als die elementare Darſtellung des „Willens" ſelbſt faßte. Das Gleichnis gibt aber zugleich in jenem Sinne den Zuſammenhang: was am ſtärkſten den „Willen" malt, wird ſtets auch ſeiner wirklichen Erregung am nächſten ſein. Zu dieſem „Willen" gehört aber auch das Erotiſche.

Nun kommt aber hinzu, daß in dieſem Falle die Muſik den wirklichen warmen Menſchenkörper in ihre Rhythmen einbezieht und im gemeinſamen Tanz ſogar den Leib beider Geſchlechter in ſehr enger Diſtanz. Die Wirkungen können da zuletzt doch wieder nicht ausbleiben, daß auch in den edelſten, äſthetiſch verklärteſten Tanz wenigſtens ſehr feine erotiſche Motive fort und fort ſelbſt da eintreten, wo der direkt erotiſche Tanz eine abſolut abgetane Wildenſtufe iſt und bleibt. Denke an die drolligſte und niedlichſte Jugendeſelei deiner erſten Tanzſtunden. Denke an den Tanz, was er der innerlich elementar erwachten, obwohl noch kulturell gebändigten Reifekraft beſonders des weiblichen Daſeins iſt. Spiel, Kunſt, Symbol, alles gibt die Deckfarben. Aber in der Tiefe arbeitet doch auch bei uns immer wieder das Dämoniſche der Natur hinein, das in gewiſſer Zeit alle Symbole mit ſeiner Realität durchblutet. In einem höchſten Sinne ſchließt der Tanz auch bei uns noch immer das Liebesindividuum in einer eigenartigſten Harmonie körperlich nähernden und doch auch wieder diſtanzhaft vergeiſtigender Empfindungen.

Reale Körpernähe, Muſik, elementare, alles aufrüttelnde Leidenſchaft bei doch vollkommener Gewißheit, daß das grob Erotiſche abſolut ausgeſchloſſen iſt, machen ſo aus der Pſychologie des gemeinſchaftlichen Tanzes auch in unſrer vornehmſten Salonform noch

ein ungemein interessantes Problem, an dem man wieder das ganze ungeheure Durcheinanderspiel unsrer Natur- und Kultureigenschaften studieren kann, dieses prachtvolle Spiel, in dem so recht eigentlich das Wesen und der Reichtum des Geschöpfes „Mensch" stecken.

Im Tier aber hast du das ganz ursprüngliche Bild, das in dich nur noch wie ein Fossil, eine Versteinerung hineinragt, wieder völlig naiv und prägnant zugleich.

Schwänzelnde Fischlein im See, die ohne spezifisches Gewicht in ihrem Wasser sich lustig mit einem graziösen Ruderschlag der Schwanzflosse zueinander treiben, sich tändelnd halten und wohl gar zusammen hoch über das Wasser hinausspringen: sie geben den Urpunkt, den Urbrennpunkt auch deiner Tanzstellung von heute noch als unmittelbaren Ausdrucks der vollzogenen Mischliebe der beiden beteiligten Personen selbst...

Drei weitere Wege tauchen aber auf zwischen einem Fisch, der so nach Blaufelchenart tanzend liebt, und dir, wenn du nicht bloß tanzen, sondern deinen heiligen Akt in ganzer Größe vollziehen sollst.

Drei weitere Stationen.

Drei Lichtstrahlen kannst du auch sagen, die vom Geschlechtsleben aus in deine Fisch-Menschwerdung fallen.

Die erste Station war, daß nicht mehr bloß Leib zu Leib parallel eingestellt wurde in einer Tänzerstellung. Sondern daß an diesen beiden Liebesleibern gerade die Stellen unmittelbar aufeinander gepreßt wurden, an denen die Milch und der Rogen vordrängten. Indem innerhalb dieses Anschlusses und Verschlusses Milch und Rogen sich mischten, also der wahre Mischakt zwischen Samenzelle und Eizelle sich vollzog, geriet die äußere Liebesgrube im Sande in das Liebesindividuum selber hinein.

Jene beiden Stellen waren aber zwei besondere Leibesöffnungen, zwei Pforten der Körper, durch die der Rogen und die Milch aus dem Innern jener Körper herausgelangten. Der Verschluß war also eigentlich ein Aufeinanderdrücken zweier Öffnungen. Und so mußte für diese Station die Frage nach Art und Lage gerade dieser Öffnungen, dieser Leibespforten entscheidende Bedeutung gewinnen. Das

Weſen dieſer Station wäre alſo grob etwa zu bezeichnen als die Türfrage im Miſchakt der Liebe.

Aus dieſer Problemſtellung jetzt ergeben ſich aber die beiden weiteren Stationen mit zwingender Logik als Folgerung. Ein noch vertieftes Stellungsproblem. Und die Verknüpfung gerade dieſes Anſchlußproblems mit einem ſeeliſchen Hilfsproblem der beiden beteiligten großen Liebesperſonen.

Das vertieftere gymnaſtiſche Problem beſtand darin, daß das Aufeinanderpreſſen der beiden Leibespforten immer raffinierter ausgeſtaltet wurde. Es wurde ein wahres Ineinanderwurzeln der Hälften verſucht. Der eine Pfortenrand entwickelte buchſtäblich eine Hand, um ſich in den andern einzuklammern, ein Glied, das ſchließlich röhrenartig eingepreßt wurde. Eine wahre Liebesſchraube entſtand, mit der die großen Körper ſich an dieſer Stelle für die Dauer des Aktes regelmäßig aneinander ſchraubten. Dieſes Problem kannſt du als das Problem des Begattungsgliedes oder kurzweg als die Gliedfrage bezeichnen.

Das ſeeliſche Hilfsproblem aber gipfelte darin, daß die beiden Liebeshälften durch einen ganz beſtimmten Nervenreiz gedrängt wurden, ihre Geſchlechtspforten überhaupt ſo eng wie nur möglich zueinander zu drücken, alſo allmählich auch jenes Scharnier ſo feſt wie möglich einzuſchrauben. Dieſer Nervenreiz, der ſich ausdrücklich an den Pfortenrändern feſtſetzte, iſt nichts andres als die ſchon früher geſtreifte eigenartige Perſonenprämie der Natur auf den äußerſten Miſchakt dieſer Liebesperſonen, nämlich die Wolluſt. So erhältſt du als Inbegriff der dritten Station eine Luſtfrage.

Jede dieſer drei Fragen umſchließt im engeren wieder ihren Knäuel geſchichtlicher Verwickelungen. Jede hat ihren ſpannenden Roman auf der hiſtoriſchen Linie zwiſchen Fiſch und Menſch.

Ich beginne mit der Türfrage ... allein einer Hiſtorie, die an Kühnheit der Um- und Umarbeitung durch das prachtvoll aufwärtsringende, zugleich aber in tauſend alte Traditionsſchranken eingeengte Entwickelungsprinzip ihresgleichen ſucht. Es ſoll dir nicht bange werden: der Menſch kommt doch heraus. Und zwar der echte, unverfälſchte Menſch „Du". Der ſo iſt, wie er iſt, nicht „quia absurdum", ſondern eben weil er in ſeinem Aufwärtsſchwimmen ganz beſtimmte Bedingungen in ſich trug, weil er „determiniert" war in

ſich ſelbſt, Bedingungen, die eben zugleich ſein eigenſtes Weſen ausmachten. Dieſe Bedingungen ermöglichten ihm wohl, vorwärts zu ſchreiten, weil in ihnen ſelber ein Motiv war, das unaufhaltſam bergan ſteigerte. Aber ſie gaben ihm niemals eine Kraft, die eigene Geſchichte, die eigene Vergangenheit als Prinz vom Himmel hinter ſich abzuſchneiden. Hätte er ſie je abgeſchnitten: ſo war ſeine Zukunftsentwickelung augenblicklich mit tot und er ſtürzte vorwärts ins Nichts, weil das Nichts plötzlich hinter ihm war.

Alſo zur Türfrage.

„Ehe wir hierher gekommen, Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind! Heut' bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgütigſten Beweiſe, Daß wir mehr als Fiſche ſind."
Klaſſiſche Walpurgisnacht

Die Türfrage beim Begattungsakt löſt dir gleich wieder eine „Abſurdität" reinlich auf. Sie gibt dir nämlich den Schlüſſel dafür, warum in deinem Menſchenleibe von heute zwei ſo grundverſchiedene Dinge wie der häßliche Abfallſtoff, der Urin, und die ehrwürdig köſtliche Zeugungsſubſtanz bei ihrer Ausfahrt aus dem tiefen Purpurſchacht dieſelbe Pforte benutzen müſſen.

Wir haben ſchon einmal allgemein von den Türverhältniſſen deines Körpers geſprochen. Ich laſſe dabei die „Fenſter" beiſeite, die ich nicht als rechte Türen rechne, alſo Augen und Ohren. Dann hatten wir zunächſt bei dir in deinen uralten tieriſchen Ahnenformen nur ein regelrechtes Leibestor: das war der Mund. Du erinnerſt dich: du warſt einmal ganz auf der Schwelle deiner Tierwerdung im Volvox-Stadium ein roher Zellenklumpen, eine Art hohler Blaſe aus gleichartigen Zellen. Dann trat eine erſte klare Arbeitsteilung ein. Die eine Abteilung der Zellen etablierte ſich als ſchützende und empfindende Haut. Die andre als verdauender Magen. Das Tier dieſer Stufe nahm die Geſtalt eines Bechers an ſtatt der Blaſe, es hatte außen eine Haut und innen eine Magenwand und irgendwo ließ dieſe Haut ein Loch: einen Mund, durch den die nötige Nahrung in den Magen hineingelangen konnte. Aus dieſem becherförmigen Geſchöpf jetzt wurde durch mancherlei Umwandlungen eine dritte Form, deren Grundriß nicht mehr die Blaſe ohne Loch und auch nicht mehr der Becher mit einem Mundloch, ſondern der geſtreckte Schlauch war, der ſowohl vorne wie hinten ein Loch hatte, vorne einen Mund und hinten einen After. Erſt jenſeits dieſer doppelt durchlochten Schlauchform beginnt die Stufe des Fiſches, bei der wir eben Halt gemacht haben.

Nun haben wir oben bei Betrachtung dieſer Türverhältniſſe immer nur vom Freſſen und Verdauen gehandelt, gar nichts aber danach gefragt, wie und wo denn nun bei beſagten Blaſen, Bechern und Schläuchen deiner vorfiſchlichen Ahnenſchaft die Geſchlechtsſtoffe, Samen und Eier, angeſetzt und aus dem Leibe heraus verfrachtet wurden.

Bei der ganz anfänglich lochloſen Blaſe iſt die Geſchichte ſchlechter-

dings selbstverständlich. Wenn aus dem Verbande solcher Zellenblase sich einzelne Zellen als richtige Geschlechtszellen für Fremdbefruchtung ablösen und frei ins Wasser hineinplumpsen sollten, so konnte das (falls es nicht mit Zerfall der ganzen Mutterkolonie, also „Platzen der Blase" zusammenfallen sollte) nicht mehr nach innen, in den geschlossenen, türlosen Blasenhohlraum hinein, geschehen, sondern es mußte von der Blasenhaut her nach außen erfolgen. Von der Haut schilferten sich einfach jene Wanderzellchen, die zu neuen Koloniegründungen auszogen, herunter, wie dir da und dort ein Nagelwürzelchen oder Hautpickelchen gelegentlich abblättert. Und wenn du dir zwei solcher schlichtesten Zellblasen schon zu einem wahren Begattungsakt gleich jenen tanzenden Blaufelchen aneinandergepreßt denken wolltest, so ginge hier heiligen Ernstes die Zeugung vor sich von Haut zu Haut beim einfachen Aneinanderdrücken eines Tanzpaares. „Lehn' deine Wang' an meine Wang'" . . . ein rosiges Hautschilferchen der einen Wange diente als Samenzelle und zeugte mit einem Pickelchen der andern Wange regelrecht ein Kind.

Diese naivste Methode „mit der Haut zu zeugen" hat zweifellos lange Zeit bei deinen Urahnen ganz unbestritten geherrscht. Ich habe dir so oft jetzt schon von dem kleinen grünen Süßwasserpolypen erzählt. Er ist bereits ein Kapitel weiter. Auf die Blase ohne Loch darf er mit Verachtung sehen. Er hat schon die regelrechte Becherform mit Haut, Magen und Mundloch. Ja selbst über diese einfachste Urform hat er sich um ein Weniges hinaus spezialisiert. Gleichwohl: dieser Polyp ist noch ausgesprochenster Hautliebler. Noch immer schilfern sich ihm von der äußeren Leibeshaut Samen wie Eizellen pickelhaft ab, die Liebe schwillt ihm sozusagen in Hühneraugen heraus, die einfach zu ihrer Zeit herunterfallen und je nachdem bald Samen, bald Eier sind.

Indessen: wenig jenseits dieses Polypen zeigt sich dann doch eine Wandlung, die, wie unschwer zu erkennen, jetzt dem Vorhandensein einer ersten Körperpforte, des Mundes, Rechnung trägt. Die äußere Haut ist in der Arbeitsteilung der Zellen sozusagen zum Außenfort der Leibesfestung geworden, seitdem die Becherform klar erreicht war. Sie stellt fortan den äußeren und exponierteren Körperteil dar, dient allerhand Verteidigungs- und Orientierungszwecken, wird hart, panzerig, kalkig, mindestens borstig, gleichsam der ruppige, mit Krethi

und Plethi ſich prügelnde Außenreſſort des kunſtvollen Geſchäfts. Es ſcheint nicht eben praktiſch, aus dieſer Brandmauer fortan noch die zarteſten, ſchutzloſeſten und zugleich doch köſtlichſten Gebilde der ganzen Fabrik, die Zeugungsſtoffe, zu rekrutieren. Da iſt aber ja nun gleichzeitig die Innenhöhle des Leibes jetzt ſehr viel brauchbarer geworden. Sie iſt nicht mehr die hermetiſch verſchloſſene Blaſenhöhle, ſondern ein hübſches Magenkeſſelchen mit offenem Munde. Wo die Nahrungsſtoffe hereinſpazieren, warum ſollen da nicht die Zeugungsſtoffe ebenſogut herausſpazieren? Rekrutieren wir ſie alſo aus den Zellen der Magenwand. An die Stelle der Hautliebe trete als neue Station die Magenliebe!

In der Tat ſiehſt du dieſe Stufe prächtig entwickelt bei einer großen Anzahl jener ſchönen Quallen oder Meduſen, deren Leibesglocke ja eigentlich nichts andres iſt als ein umgeſtülpter, ſchwimmender Polyp. Ganz folgerichtig ſondern ſich hier in beſtimmten Winkeln des Magens die Samenzellen und Eizellen von der Magenhaut ſelber ab und gewinnen durch den offenen Mund des Erzeugers das Weite. Eine Begattung nach Blaufelchenart hätte hier nicht mehr im Hühneraugenſinne, ſondern allen Ernſtes auf dem Wege des Kuſſes zu geſchehen. Zunächſt ſtrenggenommen noch gröber: durch Erbrechen. Der Mund des einen Liebespartners eruptierte Samen, der des andern Eier. Und die Liebestür wäre einfach die einzige hier vorhandene Leibestür mit: der Mund. Es ſcheint aber, als habe ſich früh ſchon die Geſchichte aus guten Gründen etwas wirklich bloß Kußartigem angenähert.

Auch das Innere des Magens erwies ſich nämlich auf die Dauer als ein ebenſo ſchlechter Venustempel wie die äußere Haut.

Je mehr und verbeſſerter dieſer Magen ſich als reiner Freßapparat ausgeſtaltete, deſto mißlicher mußte der Aufenthalt in ihm für alle Dinge werden, die ſelber nicht verdaut werden wollten. Sie gerieten in ein Gedränge von allerhand eingepumptem Stoff, der auf die Verdauung hin unterſucht, hin und her gewurſtelt, mit ſcharfen Saucen übergoſſen und ausgeſaugt wurde, und die Gefahr war eine hochgradige, wenn nicht im Schwall erdrückt, ſo doch einfach nolens volens mitverarbeitet zu werden. Das wäre der Konflikt von Liebe und Freſſen auf ſeinem Gipfel geweſen: ein Selbſtfreſſen, Selbſtverdauen der eigenen Geſchlechtsſtoffe. So etwas ging aber einfach nicht an.

Als der Magen auf der Wurmſtufe Schlauch wurde, alſo auch hinten eine Öffnung, einen After, bekam, wäre das Problem, aus dem Magen zur rechten Zeit herauszukommen, ja an ſich immer bequemer geworden: die Samenzellen und Eier brauchten jetzt nicht mehr auf dem Wege des Erbrechens durch den Mund zu gehen, ſondern konnten auch mit den Exkrementen durch den After ins Freie, und durch eine wahre Art Afterliebe hätten ſie ſich zueinander bringen laſſen. Indeſſen ehe das wieder überhaupt ſtark und allgemein in Frage kam, ſcheinen deine wurmartigen Ahnen ſich ſchon aus jenem Hauptgrunde energiſch gegen die ganze Magenzeugerei überhaupt erklärt zu haben, ſo daß es zu dieſer unmittelbaren Afterliebe vorerſt gar nicht mehr gedieh und auch die Mundliebe ſich weſentlich abſtellte zugunſten einer ganz neuen Methode.

Bei den Würmern bildet ſich nämlich im Gegenſatz zu den Polypen, Quallen und ſo weiter zum erſtenmal etwas im Leibe aus, das bei den einfach aus Haut und Magen beſtehenden Tieren noch ganz unbekannt iſt. Zwiſchen der äußeren Haut und der Magenwand ſackt ſich ein Zwiſchenraum ein, eine neue Höhle des Leibes, die den Magen innerlich noch einmal wie ein weiterer Leibesſchlauch umfaßt. Man nennt ſie die Leibeshöhle, und in deinem heutigen menſchlichen Leibe iſt es noch jene Höhle, auf die du zunächſt ſtößt, wenn du deinen Leib öffneſt. Denke dir, du ſollteſt dir nach japaniſch-ſcheußlicher Weiſe ſelber den Bauch aufſchlitzen. Da durchſchlitzteſt du zunächſt die ſolide Bauchwand aus Haut und Muskeln bis auf einen Innenraum. Du ſchnitteſt nicht gleich in den Darm (alſo den verlängerten Magen) ein, ſondern erſt aus der offenen Höhle drängten jetzt die Gedärme als in ſich noch feſt geſchloſſene Röhre vor. Du hätteſt eben bloß die Bauchhöhle oder Leibeshöhle mit deinem Schnitt geöffnet, alſo den Raum, in dem erſt Magen und Darm als beſonderer Schlauch, der gegen Mund und After natürlich aufgeht, eingebettet liegen. Bei dem Polypen iſt das noch nicht ſo: da würdeſt du beim Einſchnitt in die Haut durch eine dünne Stützſchicht hindurch gleich in die direkt dagegen anliegende Darmwand mit hineinſchneiden, ohne erſt zwiſchen Haut und Darm noch eine beſondere Leibeshöhle anzubohren. Erſt bei den Würmern hat ſich, wie geſagt, eine

ſolche Leibeshöhle nach und nach wirklich gebildet und von da haſt auch du ſie mitbekommen. Der Hergang war dabei, mindeſtens in der zu dir gehenden Linie, wie es ſcheint nicht ſo ganz einfach, daß etwa bloß Haut und Darm innerlich auseinandergerückt wären und ſo einen leeren Raum zwiſchen ſich gelaſſen hätten. Sondern es ſcheinen ſich Zellenmaſſen von der Mundecke des Magens her jederſeits taſchenartig zwiſchen Hautwand und Magenwand hineingeſchoben zu haben wie ein hohler Handſchuhfinger, der zwiſchen zwei aufeinandergelegte Servietten eindringt. Schließlich ſchloß ſich jederſeits der Finger oben wieder und lag nun ganz wie eine hohle Wurſt zwiſchen Haut und Magen, wobei aber die inneren Wände ſeines Hohlraums jetzt nicht unmittelbar von Magen und Haut, ſondern von den eingeſtülpten neuen Zellmaſſen der Handſchuhwand mit gebildet wurden.

Die Details des Vorganges ſtehen zwar hier noch keineswegs feſt und du kannſt dich damit tröſten, daß, wenn das harmloſe Wörtchen „Leibeshöhle" (Cölom iſt der gelehrte Ausdruck dafür) heute in der Zoologie erklingt, die Parteien auf dich losfahren wie Spinnen auf eine Fliege: jede wickelt dich in ein andres Netz von Theorien, und volkstümlich darzuſtellen iſt die ganze Geſchichte in ihrem eigentlichen Umfange überhaupt noch nicht. Wenn ich ſie dir hausbacken hier zuſchneide, ſo mußt du dir immer dabei klar bleiben, daß du nur einen gewiſſen vorläufigen Annäherungswert an die Wahrheit erhältſt. Zum Folgenden genügt die Sache aber ſchon ſo.

Halte für dich bloß einmal an der ganz groben Vorſtellung des Handſchuhfingers feſt, der jederſeits ſich von der Mundecke her einſenkte und, indem die Finger verſchmolzen, ſchließlich einen neuen, innerlichſten Schlauch um den Magenſchlauch herum bildete: eben die bewußte Leibeshöhle. Es lag nun wirklich nahe, daß die Stellen des Tieres, wo ſich gewohnheitsmäßig Samen oder Eier abſpalteten, ſich dieſe neu eingeſackte Höhle gerade zu Nutzen machten. Die Zyklopenhöhle des verdauenden Magens, wo ihre koſtbaren Zellen immerfort der Gefahr unterlagen, von Polyphem als einfaches Ernährungsſchaf mitgeſchlachtet und mitgefreſſen zu werden, war ihnen verleidet. So hatten ſie ſich unter der Leitung der Fee Nützlichkeit nach Kräften ſchon etwa nächſt dem Höhleneingange, alſo am Munde, feſtgeſetzt. Aber auch hier war noch ein windiger Fleck.

Denke dir bloß einmal, bei dir heute ſollten die Hodenſäcke oder Eierſtöcke etwa da liegen, wo die Mandeln jederſeits vom Schlunde ſitzen. Ich rede jetzt nicht davon, wie ſich der eigentliche Begattungsakt ſo vollziehen ſollte: wir halten ja einſtweilen für den bloß erſt das Bild jener Leib zu Leib tanzenden Blaufelchen feſt. Aber überlege, was für eine mit Arbeit jeder Art überlaſtete Stelle dieſer Schlund ſo wie ſo ſchon iſt. Hinab fließt und würgt ſich der Strom flüſſiger und feſter Nahrung. Hinab und hinauf weht die Luft für die ebenfalls hier einmündende atmende Lunge, noch kompliziert durch die Rolle der Kehle als Sprachorgan. Weiter vorne im Munde liegt in Geſtalt der Zunge ein feines chemiſches Sinnesorgan, das bei der Auswahl der Nahrung eine hochwichtige Rolle ſpielt. Dann liegen aber da auch ſchon gleichſam Vorpoſten des Magens ſelbſt, die ſchon hier die Verdauung einleiten: die Zähne zerkleinern als gröbſte erſte Handlanger die Nahrung, die Speicheldrüſen ſchütten die erſte löſende Sauce darauf. Jetzt in dieſe wahrhaft ſchwindelnde Überlaſtung nun noch die Zeugungsſtoffe! Was für eine ſchier unvermeidliche Gefahr, daß ſie rein unwillkürlich hier mit zerbiſſen, vom Speichel angegriffen, in den Magen mit hinabgeſchluckt anſtatt ausgeſtoßen würden; oder daß ſie dort ins „falſche Hälschen" gerieten, Erſtickungen und höchſte Nöte der Sprachwege erzeugten. So verwickelt wie bei dir heute war ja nun die Sachlage bei den alten Wurmahnen noch nicht. Aber gewiſſe Gefahren wie das Verſchluckt-werden waren zweifellos ſchon genau ſo da.

Hier war es denn wahrlich kein Wunder, daß jene irgendwie neu ſich einſackenden Seitenhöhlen zwiſchen Magenwand und Hautwand gleichſam einen willkommenen Schlupfwinkel für den Samen- und Eierreſſort der großen Leibesfabrik darboten.

Denke dir, die Mandeln am Halſe wären etwa eine Zeitlang deine wirklichen Geſchlechtsteile geweſen und dieſen Mandeln hätten ſich nun eine Gelegenheit geboten, jederſeits bis in die Bauchhöhle zwiſchen Darm und Außenwand des Leibes hinabzurutſchen. Kein Zweifel, daß tief da drinnen ein ſehr viel behaglicherer, bequemerer, weniger gefährdeter Ort zur Ablöſung dieſer köſtlichſten, ja heiligſten Produkte des geſamten Geſchäftsbetriebes dargeboten war. Dem Allerheiligſten des Individuums war jederſeits neben der Zyklopenhöhle des Magens ſo eine beſondere Kapelle reſerviert, wo ſich das

höchſte Myſterium: die Möglichkeit einer Verknüpfung von Individuum und Art und damit die eine ſichtbare Form der Unſterblichwerdung des Individuums durch die Erzeugung von Samenzellen und Eizellen, in unnahbarer Herrlichkeit und Heimlichkeit zugleich vollziehen konnte. Der heilige Gral gleichſam des ganzen Organismus ſank in zwei Niſchen oder Heiligenſchreine, wo es keinerlei Gefahr fortan mehr gab, daß dieſes koſtbarſte Gefäß jemals zu profaner Mahlzeit in Gebrauch genommen werden könnte.

Und die Sache wäre wirklich wunderſchön geweſen, wenn ſie nicht einen einzigen Haken gehabt hätte.

Die Leibeshöhle hatte ſich gebildet, und tief drinnen in dieſer Höhle zwiſchen Magenwand und Außenwand des Leibes lagen im ſchönſten Tabernakel fortan die Stellen, wo Samen oder Eier abgeſpalten wurden. In ihrer guten Schutzlage geſtalteten ſie ſich allmählich zu feſten Organen aus, die zur rechten Zeit je ihren Samen oder ihre Eier von ſich gaben. Von ſich gaben aber jetzt: wohin? Eier wie Samen fielen ja nun nicht mehr in den offenen Schlund, ſondern zunächſt in die rings geſchloſſene Leibeshöhle. Es hatte zweifellos ſeinen guten Zweck gehabt, daß die Handſchuhfinger dieſer Höhle hübſch zugewachſen waren, damit ja die Dinge, die ſich in ihnen als intimſtes inneres Körperleben zutragen und ausgeſtalten ſollten, von außen nicht geſtört würden. Aber damit wären die Geſchlechtsſtoffe der Gefahr ausgeliefert worden, wie Münchhauſens Schiff in des Walfiſches Bauch geſperrt zu werden. Fröhlich iſt es hineingefahren durch einen offenen Rachen, plötzlich macht das Ungeheuer aber das Maul zu und nun ſind Schiff und Menſchen im Bauche eingekerkert. Die Samen- und Eierproduktion mußte verſuchen, nachdem ſie ihren heiligen Gral glücklich im innerſten Heiligenſchrein hatte, nun doch wenigſtens durch ein Mauſeloch wieder herauszugelangen aus dieſem Schrein, wenn ihre Zeit da war, ſich öffentlich zu produzieren.

Hier ergab ſich nun eigentlich ein ſehr ſimpler Weg. Die Bauchhöhle mußte eben, ſei es nun wo es ſei, irgendwo doch noch ein ganz kleines Loch wieder erhalten, gerade ſo groß, daß die Samen- und Eizellen hindurchflitzen konnten.

Nimm ein Neunauge zur Hand. Du weißt, dieſe leckeren Tierchen

ſtehen deinem Stammbaum ſehr nahe und zeigen dir im Umriß wenigſtens noch die Stelle, wo deine Ahnen ſtanden, als ſie zuerſt ſich einen Schädel um ihr kleines Gehirnchen zu bilden begannen. Beim Neunauge alſo iſt die Sache wirklich ſo. Samen und Eier bilden ſich offen im Hohlraum des Leibes zwiſchen Darmwand und Körperdecke. Sind ſie reif, ſo fallen ſie in die Bauchhöhle und nun gilt's herauszukommen. Es verhilft aber dazu ein einfaches Loch der Körperwand, das ſich hinter dem After auftut, eine wahre und echte Geſchlechtspforte, beſonders vorhanden eben für den Zweck. Und das wäre dann ſozuſagen das Urbild, der Urtypus der weiteren Löſung des Türproblems: eine beſondere Geſchlechtstür am Bauch, die mit Mund ſo wenig wie mit After etwas zu tun hat. Du findeſt dieſes Urbild auch noch bei einzelnen höheren Fiſchen ebenſo klar entwickelt.

Sehr leicht läßt ſich von hier dann noch ein kleiner, aber wichtiger Fortſchritt in gerader Linie denken. Die Geſchlechtspforte brauchte gar nicht die ganze Leibeshöhle nachträglich wieder anzubohren. Die Geſchlechtsorgane im Leibesinnern konnten allein eine Röhre bilden, deren Spitze irgendwo die Bauchwand bloß für ſich durchbohrte. Statt in die Leibeshöhle, rutſchten Milch und Rogen gleich in dieſe Röhre. Und mit der Öffnung der Röhre entrannen ſie aus des Walfiſches Bauch wie Jonas und Münchhauſen.

Genau hier aber iſt nun von einem höchſt intereſſanten Wege der entwickelnden Natur zu ſprechen, der erſt des Myſteriums Schlüſſel für dich als Menſchen und deine heutigen Geſchlechtstürverhältniſſe gibt.

Mit dem eben erwähnten Fortſchritt ſind wir ja anſcheinend deiner menſchlichen Situation ſchon kurzweg auf dem Hals. Eine Röhre kommt aus der Leibeshöhle, hinten an ihrem Grunde hängt der Apparat zur Erzeugung von Samen und Eiern: ja iſt's denn bei dir viel anders? Mindeſtens beim Weibe ſcheinen die Dinge genau ſo zu liegen.

Am nackten Körper haſt du dort zwiſchen den Schenkeln eine Öffnung, die mit Mund und After, alſo überhaupt dem Verdauungskanal, ſchlechterdings nichts zu tun hat. Sie geht unmittelbar in die

zwiſchen Darmwand und Leibeswand liegende Bauchhöhle. Doch nicht mehr nach der Neunaugenweiſe geht ſie in den Hohlraum dieſes Bauches geradezu hinein. Sondern ſie leitet vielmehr durch eine Röhre in ein Organ, das die Eier von gewiſſen in der Bauchhöhle gelegenen Erzeugungsſtellen her erſt ſelber in zweiter Inſtanz aufnimmt. Es ſcheint alſo jene unbedeutend höhere Stufe bereits vollauf erreicht, aber weiter ſcheint auch dann kein Unterſchied.

Beim Manne iſt die Sache unverkennbar durch irgendeine Spezialiſierung verwickelter gemacht: der Erzeugungsapparat des Samens erſcheint in Geſtalt des Hodenſackes ſozuſagen aus der Leibeshöhle bruchartig vorgedrängt und entſprechend iſt die zugehörige Röhre denn auch ganz äußerlich als „Glied" ſichtbar geworden. Doch das hängt erſt wieder mit den Begattungsſachen zuſammen, die wir als Gliedfrage uns beſonders reſerviert haben, kommt alſo hier, wo ſich's einfach um die Tür als ſolche handelt, noch nicht in Betracht.

Aber du ſchauſt genauer hin und dir fällt doch eins auf. Eben das nämlich, was wir oben mit einigem Pathos unter die Schreckniſſe der menſchlichen Liebe vom Boden einer übernatürlichen Erſchaffungstheorie gezählt haben. Dieſe Leibespforte dient beim Menſchen nicht bloß den Geſchlechtsſtoffen, ſondern noch einer zweiten, hergebrachtem Brauch nach höchſt widerwärtigen Sache, nämlich dem Urin.

Wir wollen aber den Vorgang jetzt einmal gar nicht pathetiſch, ſondern recht friedlich naturgeſchichtlich anſchauen.

Schließlich kommt's ja mit dem Begriff des „Widerwärtigen" immer mehr oder minder auf einen ſubjektiven Standpunkt an.

Da hinten am Seeufer lag eine tote Katze angeſpült. Ich glaube wir ſind uns darüber einig, daß eine ſolche vom Fäulnisgas prall aufgetriebene, von giftigen Fliegen umſchwärmte, die ſchöne Frühlingsluft weithin verpeſtende Waſſerleiche ſo ziemlich den unterſten Abgrund alles äſthetiſch Scheußlichen für uns darſtellt. Und doch wette ich, wenn ich dich jetzt zur Größe eines Fäulnisbazillus herabzaubern könnte und dich dann in dieſe Waſſerleiche verſetzte, ohne dir zu ſagen, wo du ſeieſt: ich wette, du würdeſt dich auf einem Böcklinſchen Gefilde der Seligen voller Farbenwunder glauben. Da wölbte ſich über dir eine ſmaragdgrüne, vom durchglühenden Lichtäther wunderbar magiſch erhellte Himmelskuppel, und in ihrem Glanze ſchauteſt du in eine Landſchaft, wie ſie manches moderne Malerherz

träumt: blutrote Berge, himmelblaue Wälder und ein ockergelbes Meer. Ein blauſchwarzes Rieſennilpferd wandelte mitten im Feld, und aus dem Meer ſchnellten ſich ſilberweiße Delphine in der Größe von Walfiſchen. Der Himmel wäre nämlich die verweſungsgrün aufgetriebene Bauchdecke der Waſſerkatze und die ſämtlichen andern Böcklinfarben gehörten den unterſchiedlichen faulenden Eingeweiden und Flüſſigkeiten an, zwiſchen die ein Miſtkäfer eingedrungen iſt und in denen die Maden wühlen. Es liegt eben alles an der Stellung. Wenn du umgekehrt als ein ungeheurer Lichtgeiſt vom Sirius herabſtiegeſt, ſo könnte es recht wohl geſchehen, daß dir dieſe ganze Erde wie eine ſchmutzige Waſſerleiche vorkäme, ausgeſpuckt vom großen Lichtſee der lebendigen Feuerwelten. Der heilige azurblaue Himmel mit ſeinen keuſchen Waſſerbläschen, der da oben über dir ſtrahlt, erſchiene dir wie eine ekle Verweſungshaut auf dieſem armſeligen, nicht mehr ſelbſtleuchtenden Erdenexkrement, und unter dieſer ſcheußlichen Blaſe wimmelten die Menſchen als Maden und Miſtkäfer, die ihre Löcher in den Moder trieben. Es iſt durchaus nötig, ſich das an ſolcher Stelle einmal ganz rückſichtslos zu ſagen.

Sehr viel anders iſt es aber von der nötigen Perſpektive aus mit dem Urin zunächſt auch nicht.

Ich denke, daß du eine ungefähre Vorſtellung haſt, was dein Urin jenſeits von Gut und Böſe iſt.

Lebendes Weſen, wie du als Menſch es biſt, haſt du als Geſetz deines Daſeins in dir: du mußt dich unabläſſig durch dieſe Welt durchfreſſen, ſolange du lebſt. Wohl behauptet ſich geheimnisvoll eine ſelbſtändige Individualität in dir. Aber dieſe Individualität iſt gleichzeitig in eine Art Schraube geſperrt: ſie muß ſich zeitlich ſo vorwärts bewegen, daß ſie ſich fort und fort durchſchrauben muß durch ſoundſo viel Beſtandteile andrer, fremder Individualitäten. Sie nimmt dieſe Beſtandteile in ſich, ſie gehen räumlich durch ſie hindurch. Gewiſſe Teile paſſen ihr in ihren Bau, bleiben bei ihr, werden „ſie ſelbſt", die andern gehen ganz durch, fallen nachträglich wieder ab, ſchwinden hinter ihr wieder hinaus. Vom erſten Tage deines Lebens an geht das ſo. Du ſtopfſt und ſtopfſt fremde Welt in dich. Alle Sorten ſolcher Welt. Luft, Waſſer, Tieriſches, Pflanzliches. Die Atmoſphäre, in der du ſchwimmſt; die flüſſige Ehe von Sauerſtoff und Waſſerſtoff; uralte Onkel von dir, die Pflanzen; deine Ahnen und Vettern,

die Tiere. Wie eine unablässig wühlende Made: vor dir den Käseberg, in den du eine Bresche gräbst, und hinter dir eine endlose Spur von Durchgewürgtem, Wiederabgestoßenem, Verdautem.

In drei Formen nimmst du das Fremde auf: fest, flüssig, luftförmig. In den drei Formen reißt es sich auch wieder von dir. Ein schwindelndes Bild, in was für Mengen. Denke dir: du bekämst plötzlich einen Überblick über die ganze Lebensarbeit deiner Individualität in diesem Sinne. Vor dir die ganze Nahrung deines Lebens: vom Mutterblut, das dich als Embryo speiste, bis zu dem letzten Zuge Luft in der welken Lunge des sterbenden Greises. Und hinter dir die endlose Abfallstätte. Ein Glück, daß die Natur immer wieder aufräumt, sonst hätten die Menschen wohl, wie Martin Luther einmal gesagt hat, mit ihren Abfällen längst die ganze Welt zugeschmissen. Ein wahres Grausen würde dich fassen vor der Riesengröße eigentlich deines Individuums, der Masse der Dinge, die du in deinen Lebensjahren umspannt, durchdrungen hast. Hügel und Teiche von Nahrung; und hinter dir Hügel und Teiche von schon wieder Ausgelöstem. Und die Menschheit im ganzen wie ein ungeheuerlicher Regenwurm, die, wie dieser unablässig sein kleines Feld, so die ganze Erdrinde durch die Jahrtausende hindurch immerzu in sich hineinschlingt und wieder von sich gibt. Die Pflanzen kauen ihr die Mineralstoffe vor, sie verschlingt dann die grüne Pflanzendecke, verschlingt das Tier, das selber schon von Pflanzen genährt ist. Und im höchsten Sinne, da doch Pflanze, Tier und Mensch alle nur wieder Teile der Erde sind, ist es diese Erdkugel selbst, die sich an ihrer Oberfläche wie ein enormer Magen immer neu selbst verdaut, ihre eigenen Stoffe um und um kreisen läßt.

In dieses große Bild gehört nun auch dein Urin: auch er ein unablässig rauschender Strom in diesem gigantischen Panorama, ein beständiger Platzregen, der von der Tier- und Menschheit niederrinnt, um wieder in den großen Kreislauf zurückzukehren.

Nahrung ist in dich eingetreten, du hast dich wieder soundso viel Kubikzoll weiter in deine Umgebung, in das Erdreich, in dem du als Regenwurm steckst, eingefressen. Der Darmschlauch und sein Anhängsel, die Lunge (du erinnerst dich: sie ist ursprünglich nur ein Blindsack seiner Schlundseite) haben die Nahrung zunächst grob umfaßt. Das Blut zahlt sie dann erst verfeinert den ganzen Körper-

geweben aus, pumpt ſie bis in jede fernſte Ecke. Das Blut nimmt in der Lunge die Luftnahrung ein, ſaugt von den Darmwänden die feſtflüſſige Nahrung ab und läßt die Nährſtoffe nun treiben bis zu jeder millionſten und aber millionſten Zelle im äußerſten Gehirnfäſerchen oben oder in der letzten Zehenſpitze unten. Aber nun gilt es, auch ſoundſo viel Abfallsſtoffe der großen Küche wieder hinauszubefördern, die feinen Exkremente des ganzen Organismus aus jeder Einzelzelle. Große unverdauliche Maſſen der Darmnahrung wirft ja der Darm ſelber wieder aus. Aber das iſt nur das überhaupt Überzähligſte, gleichſam die harte Schale nur der nährenden Nuß. Die viel feinere, engere Abfuhr deſſen, was in jeder Zelle des ganzen Leibes überflüſſig wird, muß ebenfalls das Blut beſorgen. Und da gibt es denn nun zwei Wege. Das Luftförmige, das wieder fort ſoll, pumpt es als Kohlenſäure in der Lunge ſelber wieder aus. Für das Wäſſerige und in Flüſſigkeit Gelöſte dagegen paſſiert es in dir zwei famoſe Reinigungsſtellen, die Nieren.

Jede deiner beiden Nieren iſt nichts andres als ein vorzüglicher Filtrierapparat. Feſt geſchloſſen in ihrem engen Röhrenſyſtem kommt die Blutwelle dahergerauſcht. Da plötzlich paſſiert ſie die Niere. Sie ſchwebt auf der Filter, auf dem Sieb wie die Schmutzwaſſer einer Goſſe über der durchlöcherten Platte der Kanaliſation. Aber das Nierenſieb hat die treffliche Konſtruktion, daß es nur ganz beſtimmte Teile dieſer Blutwelle durch ſeine Löcher läßt. Das flüſſige Blut iſt im Moment, da es die Niere paſſiert, zuſammengeſetzt weſentlich aus drei ganz verſchiedenen Dingen. Erſtens klarem Waſſer, von dem gut und gern ein ordentliches Teil als überflüſſig abgezapft werden kann. Zweitens den wirklichen Dreck- und Giftſtoffen, die ſo ſchnell wieder hinausmüſſen, wie nur möglich. Drittens aber der eben erſt gewonnenen guten Nährbouillon, den kreiſenden Eiweißſtoffen, die abſolut hier nicht mit in die Senke gehen dürfen. Entſprechend filtriert denn das Nierenſieb auch nur das überzählige Waſſer und den Exkrementſtoff abwärts und hält die Eiweißteile zurück. Wenigſtens in geſundem Zuſtand. Erkrankt in beſtimmter Weiſe, lockert ſich die Filterplatte ſo, daß auch das Eiweiß mitgeht, alſo des Leibes heiligſte Nährbouillon abfließt, und dann ſieht's faul um den ganzen Menſchen aus.

Das „Abwärts" aber bedeutet: dieſe Abfallsflüſſigkeit geht in regel-

rechter Unterkanalisation anstatt im Blutkanal weiter jetzt durch eine Separatröhre von jeder Niere aus in ein großes gemeinsames Latrinenreservoir, die Harnblase. Und von dieser Harnblase rauscht sie durch eine letzte Rieselröhre unmittelbar aus dem ganzen Körper heraus. Da die Nieren ganz genau wie die Eierstöcke im Innern der Bauchhöhle liegen, kann das logischerweise auch nur durch ein Loch geschehen, das in die Bauchwand geschlagen ist.

Und jetzt seltsam genug: die innere Urinröhre mündet beim Weibe in dasselbe Tor zwischen den Schenkeln ein, durch das die Geschlechtsstoffe gehen. Auf ein allerletztes kurzes Stück, sozusagen schon im Torbogen selbst, vereinigen sich beide Ausgänge sogar geradezu. Und beim Manne ist's noch weit intimer. Da laufen Urin und Samen das ganze große Kanalende, das man Mannesglied heißt, durchaus gemeinsam (wenn auch nicht gerade gleichzeitig), als wären sie von Haus aus die verträglichsten Freunde von der Welt.

Ich glaube, ein Gedanke liegt hier nahe genug. Die Natur hat diesmal gespart. Sie hat in einem bestimmten Nützlichkeitszwang, der hier statt Verschwendung ausgesprochen Sparprinzip empfahl, nur eine Durchbohrung der geschlossenen Leibeshöhle zugestehen wollen. Da nun zwei Röhrensysteme aus dem Innenraum herauswollten, der Abfluß der Nierenfilter und der Abfluß der Geschlechtsorgane, so hat sie eben einfach diese Röhrenöffnungen so weit zusammengelegt, wie es ging.

Sie hat ja schon sonst offenbar in diesen beiden Systemen vereinfacht. Du erinnerst dich: das Leibeshaus deiner Ahnen vom Wurm an nahm eine Gestalt an etwa wie ein Wagen. In der Mitte der eine Darm als Grundstock. Rechts und links aber die weiteren Organe doppelt: zwei Augen, zwei Ohren, zwei Arme und Beine, sogar zwei Gehirnhalbkugeln und zwei Lungen. In dieser allgemeinen Zweiheit aller später entstehenden Organe konnten nun auch die Geschlechtsorgane nicht zurückstehen. So hat deine Liebste heute noch zwei Eierstöcke, rechts einen und links einen. Es ginge ja auch mit einem. Bei den Vögeln zum Beispiel ist der eine (der rechte) fast immer völlig verkümmert, so daß du in einem Huhn, das du aufschneidest, allemal scheinbar nur einen einzigen echten Eierstock vorfindest. Aber die alte Doppelsymmetrie hat sich trotzdem in den meisten Fällen und so auch bis zum Menschenweibe in der altertüm-

lichen Weiſe treu erhalten. Auch beim Menſchenmanne haſt du ja noch (trotz ſonſt ſo auffälliger Wandlungen) zwei Samenorgane in dem gemeinſamen Hodenſack, jene beiden feſten Körper, die der Volksmund „Eier" nennt, obwohl ſie gerade das Umgekehrte von echten Eiern, nämlich die Erzeugungsſtätten des männlichen Samens ſind.

Trotzdem iſt aber darin wenigſtens ein konſequenter Sparweg ſichtbar, daß ſchon früh durchweg nicht mehr jeder Eierſtock ſein beſonderes Loch ſich nach außen gebohrt hat, ſondern beide Eierkanäle in ein einziges gemeinſames Loch mündeten. Schon bei den Fiſchen iſt dieſe Vereinfachung der Pforte ganz allgemein verbreitet und von da an aufwärts kennt man es nicht anders.

Dasſelbe Prinzip waltete nun für ſich auch wieder bei den Nieren. Auch ſie ſind paarig, das heißt in jeder Körperſeite je eine, entſtanden und haben ſich bis zu dir ſo erhalten. Einige Vögel, z. B. die Reiher und Haubentaucher, haben es hier freilich nachträglich noch wieder bis zur Verwachſung in eine Geſamtniere gebracht. Unverkennbar aber bleibt auch dort wenigſtens das vereinfachende Prinzip, nicht zwei Urinpforten zu ſchaffen, ſondern nur eine. Bei den Tieren, wo ſich eine Harnblaſe als gemeinſchaftliches Reſervoir für beide Nierenfilter entwickelte, blieb ja überhaupt nur ein Kanal als Schlußſtück übrig, war alſo auch nur eine Pforte nötig, und gerade du ſelbſt gehörſt als Säugetier hierher.

In dieſem Sinne hat es nun an ſich wohl nichts Überraſchendes, ſich zu denken, daß eines Tages auch die Urinpforte und die Geſchlechtspforte noch zuſammenſchmolzen in eine.

Diesmal war tatſächlich aber die Entwickelung von vornherein noch um eine ganze Station ſparſamer, als dieſe logiſche Linie ergibt.

Jene Ausbildung einer beſonderen Geſchlechtspforte, die erſt nachträglich wieder mit der Urinpforte hätte verſchmelzen können, hat in der Hauptlinie deiner Ahnen überhaupt, wie es ſcheint, nicht ſtattgefunden: ſie hat gar nicht mehr ſtattzufinden brauchen. Denn ſchon in ſehr frühen Zeiten hatte ſich da die Sache ſo eingeſtellt, daß die Urinröhre ſamt ihrem Urinloch einfach die Hinausbeförderung der Geſchlechtsſtoffe mit übernahm.

Das klingt nun recht ſeltſam. Aber denke folgenden Hergang einmal durch.

Hier iſt ein Wurm. Bei ihm hat ſich eine geſchloſſene Leibeshöhle entwickelt und in dieſer Höhle liegen wie im ſchönſten Tabernakel die Geſchlechtsorgane. Samen und Eier wollen hinaus. Wie? Der eine Weg war jenes durchbrechende Geſchlechtsloch. Aber wenn es deſſen gar nicht beſonders bedurfte? Die Eier oder Samentierchen treiben ſich an der inneren Bauchwand herum wie Jonas im Walfiſch. Da plötzlich ein Lichtblick. Durch die Leibeswand öffnen ſich feine kleine Luken. Schmale Schachte wie Fuchslöcher ziehen ſich durch die Wand nach außen. Dieſe feinen Schachte ſind aber nichts andres, als die erſte Anlage deſſen, was bei uns heute „Nieren" heißt.

Ihre Wände dienen als erſte, noch recht ſchlichte Filter, durch die die unbrauchbaren Säfte des Wurmleibes ablaufen. Aber da ſie tatſächlich dabei auch ſchon regelrechte, wenn auch ganz feine Öffnungen in der Walfiſchhöhle darſtellen, ſo wagen unſre kleinen Jonas und Münchhauſen ſich kühnlich hinein, klettern durch: und das Problem iſt auch ohne beſonderes Geſchlechtstor gelöſt: Samen und Eier ſind im Freien einfach auf dem Wege des Urins. Es gibt eine ganze Menge Würmer, bei denen der geſamte Sachverhalt heute noch genau ſo iſt.

Bei andern Würmern hat ſich dann früh der Nierenapparat ſo geregelt, daß nicht mehr viele kleine Nierenkanälchen alle beſonders nach außen mündeten. Die einzelnen Urinfilter ergoſſen vielmehr ihren Inhalt in einen größeren Schlauch, der jederſeits im Leibe des Wurmes lag. Dieſer ganze Schlauch öffnete ſich aber ſelber jetzt wie ein einziges Filterkanälchen der vorigen Art einerſeits offen in die Leibeshöhle und andrerſeits offen nach außen ins Freie.

In der Hauptſachlage war aber auch ſo nichts geändert: Samen und Eier konnten einfach jederſeits auch dieſen großen Urinſchlauch ſtatt der vielen kleinen als Pforte aus dem Leibeskerker in die Außenwelt benutzen. Auch dieſe Stufe findeſt du bei heute lebenden Würmern ſehr gut noch entwickelt und zwar gerade bei ſolchen, die auch ſonſt unverkennbar deinem menſchlichen Stammbaum naheſtehen.

Und ſo und nicht anders, ſcheint es, hat die Geſchichte bei den älteſten Wirbeltieren (alſo deiner engeren Sippe), bei den einfachſten Urfiſchen, auch noch eingeſetzt. Wenn gerade die Neunaugen es heute juſt nicht mehr ſo machen, ſo müſſen dieſe wohl hier wie in andern

Punkten doch noch wieder einen Seitenweg für ſich gegangen ſein. Sie haben ja an und für ſich genommen, wie du geſehen haſt, auch eine völlig logiſche Straße mit ihrer beſonderen Geſchlechtspforte eingeſchlagen. Auch ein Teil der höheren Fiſche hat hier wieder ſeitwärts abgelenkt. Aber deine echte Ahnenlinie brauchte jene Pforte gar nicht, ſintemalen Eier und Samen ſich längſt im ganzen reſolut bequemt hatten, den Urinkanal als ſolchen, ja die Niere ſelber, deren größten Teil der Kanal ja ausmachte, für ihre Außenweltsreiſe einfach mit zu benutzen. Milch wie Rogen fiel in die Niere und ſchwammen mit den Filterwäſſern heraus. Eine wahre und regelrechte Urinliebe konnte hier feſtgeſtellt werden, und wenn Männlein und Weiblein ſich hier nach jener Blaufelchenart begatteten, ſo ſpritzten Ei und Samen tatſächlich im verwegenſten Sinne dabei wie ſchmutziges Nierenwaſſer, wie Urin, hervor.

In dieſer äußerſten Weiſe der Miſchung von zwei ſo grundverſchiedenen Dingen bloß aus Raumerſparnis hat ſich die Sache indeſſen mit wachſender Entwickelung auch nicht endgültig halten laſſen.

Schon in der Gegend deines Stammbaums, wo er vom Haifiſch allmählich über den Molchfiſch zum Amphibium anſteigt, zeigt ſich ein deutliches Beſtreben, den großen innerlichen Urinſchlauch wenigſtens gleichſam in zwei Fachwerke zu teilen. Ein Fachwerk für die Geſchlechtsſtoffe und eines für den Urin.

Der große Kanal ſpaltet ſich, wobei anfangs reine Entwickelungsverhältniſſe der ſich vervollkommnenden Niere ſelber mitgeſpielt zu haben ſcheinen, dann aber eine Chance auch hier herüber frei wurde. Die eine Abteilung genügte für den Urin. So konnte ſich die andre den Geſchlechtsſachen reſervieren. Unten kamen beide Schläuche freilich wieder zuſammen und mündeten natürlich doch ins gleiche Loch der Leibeswand endgültig aus. Dabei machte ſich aber wiederum folgendes geltend als beſondere Fügung.

Bis an dieſe Stufe der Entwickelung heran iſt der Sachverhalt vielfältig, ja urſprünglich vielleicht ganz allgemein ſo geweſen, daß auch deine Ahnen im Liebespunkte noch „Zwitter" waren.

Das heißt: jedes Einzeltier erzeugte ſowohl Samen wie Eier in ſich.

Du mußt dich hier erneut ſcharf an das erinnern, was ich dir früher von den Schnecken und Regenwürmern erzählt habe. Dieſe Zwitter-

anlage bedeutete nicht mehr, daß jedes Einzelwesen nun nach Begehr sich selber begatten konnte. Immer auch so mußten zwei Einzelwesen zusammen. Bloß daß streng genommen keines ganz Männchen, keines ganz Weibchen zu sein brauchte. Jedes gab dem andern Samen für dessen Eier und erhielt umgekehrt für seine eigenen Eier auch wieder Samen von dort. Jedes war zeitlebens ein „Hermaphroditos". Du kennst die hübsche Geschichte aus der griechischen Mythologie, dieser Mythologie eines Volkes von Sehern, die alle dumpfen Grübeleien des Orients in liebliche Kunstbilder umschufen. Der brave Hermaphroditos ist ein Sohn des Hermes und der mythologisch stets bereiten, obwohl anderweitig verheirateten Aphrodite. Er badet in einer Quelle; die Quellnymphe, deren Wasserleib seine schönen Jünglingsglieder berühren, verliebt sich in ihn, und auf ihr Gebet lassen die Götter der beiden Leiber zu einem einzigen Wesen zusammenschmelzen, das nun Weib zugleich ist und Mann.

So hübsch kann die Zoologie es ja nicht erzählen. Sie berichtet dir eben von Schnecken und Regenwürmern. Aber als Tatsache jenseits aller luftigen Mythologie stellt sie jedenfalls fest, daß auch ziemlich hoch in deinen Menschenstammbaum hinauf noch eine ganz naive, uralthergebrachte Hermaphroditerei geherrscht hat.

Bei deinen Wurmvätern war sie einfach gang und gäbe. Jene seltsamen Manteltiere oder Ascidien an der Schwelle des Wirbeltiers, dreiviertel noch wurmhafte Onkel wohl mindestens von dir, wissen es noch nicht anders als so. Aber selbst echte Fische „zwittern" heute noch gewohnheitsmäßig weiter. Eine Sorte Neunaugen, die wunderlichen Schleimaale oder Inger, entwickeln wie die Austern nacheinander im gleichen Leibe reifen Samen und reife Eier. Echte Fische aus der Gruppe der Barsche, die bunten Schriftbarsche des Mittelmeers, sind Hermaphroditen vom reinsten Wasser, die „übers Kreuz" doppelt miteinander zeugen. Kein Göttergebot hätte bei dir also einzugreifen brauchen, als du noch in dieser Region steckteſt. Und Aristophanes hätte hier eher Rat gewußt, der den Vater Zeus eines Tages die doppelgeschlechtigen Menschen erst in zwei Hälften, Mann und Weib, nachträglich auseinanderspalten läßt, weil sie ihm in ihrem doppelten Liebesgehalt zu übermütig geworden sind.

Nun also: diese Zwitterei hat offenbar eine Weile noch in jene Urinfrage hineingespielt.

Längere Zeit muß daß Ausfuhrproblem eigentlich ein dreifaches geweſen ſein. In einem und demſelben Individuum handelte es ſich erſtens um den Urin, zweitens um den Samen und drittens um die Eier. Wenn Samen und Eier zu verſchiedenen Zeiten erzeugt wurden, wie bei den heutigen Ingerneunaugen, ſo war es ja wohl ſehr gleichgültig, ob ſie jedes für ſich denſelben Ausgangskanal paſſierten: in die Gefahr einer inneren Miſchung und Selbſtbefruchtung kamen ſie ja doch nicht. Aber ſobald jene gleichzeitige Erzeugung beider Stoffe in jedem Individuum, wie wir ſie noch bei jenen Barſchen haben, einmal eintrat, mußte ein Bedürfnis nach Trennung der Kanäle auch für dieſe verſchiedenen und gegenſätzlichen Geſchlechtsſtoffe noch wieder unter ſich ſtark werden, ganz abgeſehen vom Urin. Hier ſcheint jetzt früh der folgende Ausweg ſich hinzugefunden zu haben.

Der jederſeitige Urinkanal hatte ſich, wie geſagt, allmählich in je zwei vollſtändige Kanäle bis zum Ausgang geteilt, der eine ausgeſprochen als Urinkanal geſpeiſt von den Nierenfiltern, der andre als Geſchlechtskanal von den Geſchlechtsorganen her befrachtet. Jetzt regelte ſich die Sache aber ſo, daß die beiden Geſchlechtsorgane ſich voneinander ſeparierten hinſichtlich ihres Frachtweges. Das weibliche Organ, das Eier erzeugte, warf ſeine lebendige Poſt in den für Geſchlechtsſtoffe reſervierten Teil der Urinröhre; das männliche Organ dagegen benutzte, um nicht mit dieſen Eiern in Kolliſion zu kommen, für ſeinen Samen lieber nach wie vor den echten Urinkanal ſelbſt, gleichſam als das kleinere Übel.

Und nachdem das nun einmal lange Zeit zäh ſo Brauch geweſen war, blieb es auch traditionell beſtehen, als ſchließlich jene Zwitterei als ſolche ganz aufhörte. Von den Amphibien, alſo den Molchen und Fröſchen an, gibt es im höheren Wirbeltierbereich bis zu dir hinauf wenigſtens normalerweiſe keinen Hermaphroditismus mehr. Bei jedem Einzelmolch, jeder Einzeleidechſe, jedem Einzelvogel und jedem Einzelſäugetier wird in jedem Einzelindividuum nur mehr *eine* Sorte von Geſchlechtsorgan arbeitsfähig entwickelt: entweder ganz Mann oder ganz Weib.

Wenn aber ſo ein Mannesmolch etwa fortan nur mehr Samen produzierte und ſelber gar keine Eier mehr, ſo war völlig verſtändlich, daß bei ihm die Separatabteilung der Urinröhre, die von der Eierausfuhr bisher zäh einſeitig belegt worden war, wertlos wurde

und abkümmerte. Seine ganze Geſchlechtspoſt, die ja nur noch in Samen beſtand, blieb dem Brauche nach wie vor treu, durch die Niere ſozuſagen ſelber hinauszugehen und den echten Urinweg nicht zu ſcheuen. Und ſo war bei ihm eigentlich die Sache wieder auf den urſprünglichen Stand zurückgebracht: ſein ganzer Geſchlechtserguß lief wieder im echten Urinrohr.

Umgekehrt der weibliche Molch, der bei der Eierproduktion blieb, hielt feſt an dem Separatkanal für dieſe Eier und konnte ihn in keiner Weiſe entbehren. Dagegen war ihm vom Moment an, da er keinen Samen mehr produzierte, der echte Urinabfluß für die Geſchlechtspoſt ganz gleichgültig. Sintemalen aber hier doch eben der Urin ſelber nach wie vor floß, durfte dieſer Kanalteil nun doch auch hier nicht verkümmern, und ſo behielt Frau Molchin hübſch beide Kanäle nebeneinander in voller Kraft, dieſen bloß für die reinlichen Eier, jenen bloß für das dreckige Filterwaſſer der Niere.

Jeder der kleinen bunten Teichmolche, den du dir aus dem Krötentümpel dort holen magſt, zeigt dir dieſe ganze Stufe aufs hübſcheſte noch jetzt in ſeinem Leibe: die Eierfracht im Weiblein ſchon emanzipiert vom Urin, obwohl noch in einer von der Urinröhre urſprünglich abgeſpaltenen Röhre, die Samenfracht im Männlein dagegen noch geradezu durch die Niere in den Urinkanal fallend und dort hinausgeſchwemmt, alſo immerhin noch halbſeitige Urinliebe.

Oberhalb des Molchs, auf der Linie von der Eidechſe zum Menſchen, iſt allerdings dann die Sache nochmals recht umgeknetet worden. Die Niere ſelber war diesmal daran ſchuld. Indem die Natur dieſe köſtliche Blutfilter immer praktiſcher ausgeſtaltete, ſchuf ſie ſie gemach zu einem eigentlich ganz neuen Organ um.

Am unteren Ende des alten Nierenapparats bildete ſich ſozuſagen ein großer Auswuchs oder Sproß, der ſich in ganz andrer Lage in die Leibeshöhle einſchob und fortan die eigentliche Niere darſtellte, der die ganze Filtriererei jetzt in einer noch viel kunſtvolleren Art, als es früher geſchehen, oblag.

Dieſe neue Niere ſchuf ſich alsbald auch einen eigenen neuen Urinkanal, und bei den Säugetieren entſtand da, wo dieſe Kanäle der beiden neuen Nieren von rechts und links ſich einten, zu-

nächſt noch einmal ein großes gemeinſames Urinreſervoir, ein innerer Nachttopf gleichſam: die Harnblaſe. Erſt aus dieſem Topf führte ein letztes Kanalſtück dann in die Pforte fürs Freie und ließ den Urin äußerlich abfließen. Gleichzeitig war damit beim Manne jetzt auch der alte Urinkanal innerlich ganz entlaſtet, der Samen brauchte nicht mehr durch die Niere und neben dem Urin in ihn einzufallen: die alte Röhre wurde auch hier gänzlich für die Geſchlechtsfracht frei, ſie wurde ausſchließlich „Samenleiter" ohne Urin. Beim Weibe konnte der betreffende Kanal jetzt aber überhaupt einſchrumpfen, da er, ſobald der Urin nicht mehr durchging, hier ſofort ganz arbeitslos war.

Und ſo blieb ſchließlich bis zu dir ſelber herauf nur zweierlei von der ſchönen Odyſſee der Eier, des Samens und des Urins übrig.

Erſtlich die Tatſache, daß deine ſowie deiner Liebſten Ausfuhrkanäle für Samen ſowohl wie Eier auch heute eigentlich und von Rechts wegen immer noch urſprüngliche Urinkanäle ſind, die bloß allmählich okkupiert und endlich dauernd eingenommen wurden von den Geſchlechtsſtoffen.

Und zweitens eine Folgerung, die nahe genug lag: die alte Gemeinſchaft, ja Identität von Urinkanal und Geſchlechtskanal äußerte ſich immerzu wenigſtens noch in der ganz oder nahezu gleichen Mündungsſtelle der beiden großen Leibeskanaliſationen. Beim Menſchenweibe mündet der Urinkanal noch immer mit dem Geſchlechtskanal gleichſam in der Pfortenwölbung einer und derſelben Öffnung zwiſchen den Schenkeln zuſammen aus. Und beim Menſchenmanne geht der Samenkanal ſogar ſchon nahe unter der Blaſe immer noch in den Urinkanal ſelber ein, und das ganze äußere Mannesglied hindurch fließen Urin und Samen doch noch immer einträchtiglich, wenn auch nicht gleichzeitig, derſelben Mündung zu. Wobei freilich dieſes Mannesglied erſt noch wieder eine beſondere Kanalbildung als ſolches darſtellt, von der wir gleich zu reden haben.

Du aber erkennſt: was dir als Inbegriff ſchon des Greulichſten erſchienen iſt, die Urinkanalliebe, die Mitbenutzung der gleichen Öffnung gerade durch dieſe beiden wie Himmel und Hölle verſchiedenen Körperſyſteme: das iſt in Wahrheit ſchon die äußerſte Verdünnung, der Schemen und das Geſpenſt nur noch alter, unendlich viel gröberer Sachlagen. In millionenjahrelanger Arbeit hat die Entwickelung dir erſt die Eierſtöcke, dann auch die Samenhoden herausgefiſcht und

herausgemeißelt aus der Niere, dem Urinapparat ſelber, in den ſie ſich eingeniſtet hatten einfach weil er ihren Lebensſtoffen überhaupt einen Ausweg „aus des Walfiſchs Bauch" bot. Bis dicht an die Pforte ſelbſt hat ſie dir die Stränge bereits wieder voneinander geflochten, die ein geſchichtliches Verhängnis verknotet. Willſt du die natürliche Entwickelung Gott nennen, gut, ſo iſt Gott etwa ſeit der Devonzeit, da die erſte Eidechſe auftauchte, unabläſſig dabei geweſen, deine Geſchlechtsſtoffe vom Urin wieder zu *trennen*. Und nun die Sache beinahe auf eines Fingers Länge gelungen iſt, nun kommſt du mit deinem ſpäten Lichtfeldchen im Gehirn, leuchteſt heran und brichſt in Deklamationen aus über die Schauderhaftigkeit der Welt, die den heiligen Gral der Zeugung abwechſelnd auch als Nachttopf benutze ...

Ich will dich aber noch etwas ſtärker beſchwören.

Wir haben von der Vereinfachung geſprochen. Wie die Natur ſparen wollte mit Leibespforten als ein kluger Architekt, der da weiß, daß allzuviel Türen Diebe machen. Zwei Eierſtöcke mit zwei Eileitern gingen ſchließlich in eine Öffnung aus; zwei Manneshoden in ein Mannesglied; zwei Nieren in eine Blaſe und ſchließlich in ein Loch. Und dieſes Nierenloch fiel auch beim Manne zuſammen mit der Öffnung des Gliedes, beim Weibe mit der Mundhöhle gleichſam des großen Gebärloches. Aber warum iſt da nicht noch eine *letzte* Vereinfachung eingetreten?

Eine winzige Spanne an deinem nackten Menſchenleibe nur fort von der Uringeſchlechtspforte: und du biſt an der andern Pforte des unteren Rumpfendes: der Afterpforte.

Beim Weibe zumal engen ſich die Verhältniſſe ſo ein, daß die Öffnungen beieinander ſitzen wie die Gläſer einer Brille. Warum iſt das nicht auch noch überwunden, noch zuſammengeſchmolzen worden?

Du merkſt, wir ſind jetzt recht in einer andern Art des Fragens. Welche Deklamationen wieder, wenn's bei uns Menſchen ſo wäre, nach jener andern Methode! Der heilige Gral der Zeugung nicht bloß mit dem Nachttopf in Kolliſion, ſondern auch noch mit dem Stuhl. Zeugen, Gebären, Urinlaſſen und nun gar noch Kotentleeren

in derſelben Tür! Gemach, es iſt ja nicht ſo. Wir haben uns nur jetzt von einer Seite in die Dinge eingebohrt, daß uns geradezu die Frage aufkommt: warum iſt's denn nicht ſo? Das Prinzip der Vereinfachung gibt uns zur Frage das Recht.

Und hier iſt zu ſagen: es iſt einfach bloß deswegen nicht ſo, weil wir Menſchen es diesmal ſchon in unſern Ahnenformen ſelber ausgeprobt und wieder verworfen haben. Da war's einmal wirklich herzhaft genug.

Du erinnerſt dich, wie uns oben die Möglichkeit einer Afterliebe, einer echten Liebe durch die Afterpforte, flüchtig auftauchte.

Wo die Geſchlechtsſtoffe ſich noch von der Magenwand abſpalteten und dann dieſer Magen zum Schlauch mit einer vorderen und einer hinteren Öffnung geworden war, da konnte der After natürlich an und für ſich genau ſo gut zur Samen- und Eientleerung benutzt werden wie der Mund. Du weißt aber: dieſe Magenliebe ſpielt in deinem Stammbaum ſchon früh überhaupt keine Rolle mehr, denn die Geſchlechtsorgane etablieren ſich ja in der vom Darm unabhängigen Leibeshöhle und benutzen hier durchweg die Niere und ihre Pforten als Ausgang. Bei den Würmern fängt das ſchon an und geht von da ins Reich deiner engeren Ahnen, der Wirbeltiere, hinauf. Genau auf dieſer Straße nach oben zeigt ſich dir jetzt aber auch ein Beſtreben, das nun doch den Darmkanal wenigſtens nachträglich wieder mit der Liebe in Verbindung brachte.

Da macht zunächſt das niedrigſte aller Wirbeltiere, jener famoſe Amphioxusfiſch, der noch ſo gut wie auf der Grenze zwiſchen Wurm und Fiſch ſteht, ein ganz beſonderes Kunſtſtück. Bei ihm münden Niere wie Geſchlechtsteile ſchon ganz regelrecht in einen gemeinſamen Raum, der, obwohl er noch andre Zwecke außerdem hat, doch auch als Urinkanal bezeichnet werden kann. Dieſer gemeinſame Kanal aber öffnet ſich durch Spalten in den vorderſten Teil des Darmes, und durch dieſe Spalten ſchwimmen die Eier des Weibleins wie die Samentierchen des Männchens ſchließlich doch noch ganz luſtig dem Amphioxustier zum echten Munde heraus. Hätte ſich das weiter eingebürgert, ſo wäre auch aus dieſer Urinliebe zu guter Letzt doch noch wieder eine Mundliebe geworden und du müßteſt heute durch den Schlund außer Luft und Darmnahrung auch noch Urin, Samen und Kinder befördern. Jene vielfältigen Gründe, die überhaupt gegen

jede Mundliebe ſprachen, haben ſich aber hier offenbar doppelt in den Weg geſtellt, nachdem auch noch Liebe und Urin beiſammen waren, und ſo iſt Herr Amphioxus das erſte und zugleich auch das letzte Wirbeltier, das im eigentlichen Sinne mit dem Munde liebt.

Die Sache wurde um ſo untunlicher, als die Urinmündung ſich bei den Wirbeltieren fortan mit größter Energie in der hinteren Körpergegend hielt. Damit kam ſie nun notwendig mit dem andern Darmende, dem Aftertor, in eine gewiſſe Beziehung. An den Lippenrändern dieſes Tors ſaßen keine ſcharfen Zähne, es bahnte ſich hier keine Verdauung an, noch beſtand die Gefahr einer wieder einwärts ſchlingenden Bewegung wie beim Munde. Es war da ſchließlich bloß eine Abfallsöffnung, ſo gut wie der Urinausgang ſelbſt eine war, durchaus aufs Hinaustreiben gebaut und alſo in vieler Hinſicht entſchieden brauchbar ſowohl für den Urin, als auch für die (nun doch einmal durch ihn an Abfallsſtoffe gewöhnten und im übrigen auch auf Hinaustreiben geſtellten) Geſchlechtsſtoffe.

Und ſo erleben wir's denn wirklich: ſchon bei einer Menge von Fiſchen fließen Eier, Samen, Urin und feſte Elemente alle miteinander durch ein und dasſelbe Tor ſchließlich hinaus. So insbeſondere bei deinen engeren Ahnen, den Haifiſchen. Das Amphibium, alſo Froſch und Molch, weiß es nur noch ſo. Alle Kanäle des Leibes, die nach hinten heraus wollen, ſtrahlen in einen und denſelben Punkt ein: der dicke Maſtdarm, der jederſeitige Urinkanal des Männleins, der durchweg zugleich Samenkanal iſt, der entſprechende echte Urinkanal des Weibleins und das abgeſpaltene Urinkanalſtück, das die Weibeseier ſeparat verfrachtet.

Willſt du eine Bezeichnung finden für dieſe noch wieder neue Sache, ſo müßteſt du eine bilden, die Urinliebe und Afterliebe unter denſelben Decktitel brächte. Der Naturforſcher bietet dir nun ein Wort gerade hier, wenn ſchon keines von den beſten. Er nennt ſolche Vereinigung von Urinausgang und After überall, wo ſie ihm bei Tieren entgegentritt, kurzweg „Kloake". Und ſo ſtänden wir im Text alſo jetzt bei der Kloakenliebe. Tiere auf dieſer Stufe, die ſich nach Blaufelchenart möglichſt nahes Zueinanderbringen ihrer Ausfuhrlöcher für Samen und Eier liebten, mußten bei dieſer Sachlage einfach einander ihre „Kloaken" zukehren im Liebesakt.

Vom Molch herauf hat dieſe Kloakenliebe tatſächlich noch lange

Zeit eine entſcheidende Rolle geſpielt. Von ihm bekamen ſie ſämtliche Reptilien mit, alſo die Eidechſen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten, jedenfalls auch die ausgeſtorbenen reptiliſchen Ungetüme, die Ichthyoſaurier, Flatterechſen, Schreckensdrachen und wie ſie ſonſt alle heißen. Bloß eine hochentwickelte, warmblütige, federbedeckte Flugeidechſe iſt aber auch der Vogel. Und ſo findeſt du bei Huhn und Strauß, Adler und Nachtigall und all den tauſend andern Schwingenträgern in Feld, Wald, Meer und Luft unabänderlich auch die echteſte Kloake entwickelt, immer das harte Ei und den flüſſigen Samen, das Exkrement des Darmes und den (hier breiartigen) Urin der Nieren austretend durch ein und dasſelbe große hintere Leibestor.

Und erſt beim Säugetier kommt wieder nachträglich ein großes Halt. So hoch der Triumph der ſchützenden Sparſamkeit war, der glücklich alle Pforten in eins verſchmolzen hatte: ganz durchhalten bis ins Höchſte der Entwickelung hinein ließ ſich die Sache doch nicht ſo.

Noch heute lebt in Auſtralien das von uns ſchon öfter heraufgeholte wunderbare Tier, das den Umſchwung zum ſtrahlendſten Gipfel der ganzen lebendigen Natur auf Erden verkörpert: das Schnabeltier. Das Schnabeltier als letzte Reliquie der längſt verſtorbenen Urſäugetiere legt, wie du dich erinnerſt, noch Eier in einer ſehr ähnlichen Weiſe wie ein Vogel oder eine Eidechſe. Und das Schnabeltier hat heiligen Ernſtes auch noch eine tiefe Kloake ... in dieſer Form allein von ſämtlichen Säugetieren. Es beſteht zwar neuerdings wieder ein kleiner anatomiſcher Zwiſt der Fachgelehrten über die ganz genaue Gleichſetzung dieſer Schnabeltierkloake mit der Reptilien- und Vogelkloake, aber daß in der äußerlichen Funktion hier noch ein Übergang beſteht, kann meines Erachtens auch ſo nicht beſtritten werden. Man nennt zoologiſch die Schnabeltiere denn auch vielfach geradezu „Kloakentiere", woraus der Laie wohl den ſchlechten Schluß zieht, dieſe kleinen Schnabler hauſten wie die Ratten unſrer Großſtädte in den Abzugskanälen der auſtraliſchen Farmen, was ihnen nicht einfällt. Der Miſſetäter, der durch die Kloake ſchwimmt, ſind vielmehr ihre eigenen Eier und Samentierchen in ihnen ſelbſt, und die Kloake iſt das konföderierte After- und Urintor ihres Leibes.

Dann kommt aber das Beuteltier und da hat's mit der Kloake ein Ende. Auf einmal ſteht zwiſchen der Urin- und Geſchlechtsöffnung einerſeits und der Afteröffnung andrerſeits doch wieder ein feſter Riegel, eine Scheidewand. Fortan gibt's doch hier wieder zwei Pforten. Und das jetzt bleibt bis zu dir herauf. Du haſt's ſchließlich ſo vom Affen geerbt. Die Kloakenliebe kennſt du an dir nicht mehr, es ſei denn im Falle eines höchſt mißlichen Gewaltaktes, wenn nämlich bei der Geburt die Wand gegen den After noch nachträglich einreißt; das iſt aber nichts Normales mehr, ſondern ein krankhafter Einzelfall.

Ganz umſonſt wäre jedenfalls der Verſuch, den Zeugungsakt ſelber noch einmal durch den After zu leiten. Niemals mehr iſt normalerweiſe vom Schnabeltier an aufwärts eine Samenzelle eines Säugetiers durch das hintere Darmende zu einem Weibesei gelangt. Und es läßt ſich höchſtens noch ein ſpaßhaftes Schattenbild des äußerlichen Verſuches wiederfinden in einer gewiſſen Form päderaſtiſcher Geſchlechtsakte.

Indem der Päderaſt gelegentlich wirklich den Darmweg noch einmal als Geſchlechtsweg ſucht (freilich bloß noch im reinen Wolluſt-, aber nicht mehr im heiligen Zeugungsſinne), kehrt er gewiſſermaßen zurück zum Schnabeltier: bloß daß ihm eben zum Unſinn ſich verkehrt, was dort wirklich noch den großen Naturſinn beſitzt. Der gleichzeitige Verſuch, aus Mann und Mann überhaupt ein Liebesindividuum zu bauen, geht bei ihm freilich noch weiter zurück. Er greift herab bis auf jene hermaphroditiſchen Fiſche und Würmer, bei denen jede Geſchlechtshälfte noch Mann und Weib zugleich war, alſo ein Mannesteil befruchten konnte in einem Leibe, der ſelber auch Mannesteile beſaß.

Die zähen Wurzeln der Päderaſtie überhaupt ſind im großen Aufwärtsringen der Menſchheit allerdings noch weit über dieſe alten Reminiſzenzen hinaus verwickelt, und nur ein ſehr oberflächlicher Beobachter wird ſie mit einem ſolchen einzelnen Anklang ganz abtun wollen.

Wenn auf einſamem Schiff im Ozean fernab von aller Weibergemeinſchaft die Matroſen zur Päderaſtie greifen, ſo erſcheint hier unzweideutig eine andre Wurzelfaſer, die den päderaſtiſchen Akt nur als eine Variante des onaniſtiſchen erſcheinen läßt, als einen Akt der

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Notwehr, wo das Weib fehlt. Von hier aus ist er zweifellos in strenger Logik seit alters auch immer wieder neu erzeugt worden.

Wenn du dann in der höchsten Kunst, in der künstlerisch durchhauchten Ideenwelt von Alt-Hellas, im spätrömischen Antinousideal, in der orientalischen Poesie und immer und immer so wieder durch Renaissance und Neuzeit päderastische Motive findest, so wirst du auf ein Wurzelende noch ganz andrer Art geführt. Das Päderastische entwickelte sich hier aus einer an sich zunächst reinlichen Tat der Distanzliebe. Das Auge erfreut sich nämlich der Schönheit des Manneskörpers so gut wie der des Weibesleibes und genießt aus dieser Schönheit heraus die höhere, vergeistigte Sinnlichkeit der Distanzliebe bis zum mehr oder minder vollkommenen Einklingen in die Sphäre der absoluten ästhetischen Läuterung und Befreiung.

In neuer Verwirrung der Motive wird aber die Distanzliebe auch hier wohl als Mischliebe versucht, womit die ideale Höhe zu einer Situation herabsinkt, deren herbste Strafe zweifellos in der Lächerlichkeit besteht, wie sie der vollkommene und erklärte Widerspruch zwischen Sinn und Vollzug einer Handlung stets zu wecken pflegt.

Dem wird zwar entgegengehalten, daß ja auch eine erdrückende Überzahl von Geschlechtsakten zwischen Mann und Weib bei uns Menschen mit der klaren Überzeugung vollzogen werden, daß ein Zeugungszweck nicht dabei erreicht werden kann oder soll. Wobei aber im Päderasten eben Gesetz und erklärtes Prinzip bleibt, was hier, bei Mann und Weib, immer nur Nebenspiel ist.

Von der geistigen Seite greift zweifellos die unendliche Erregung der menschlichen Phantasie hinein, die das einfach Natürliche zu variieren strebt bis weit über die Grenze des Krankhaften, Fieberhaften. Auch unabhängig von jenem Ästhetischen wirkt die wachsende Kompliziertheit unsrer vergeistigten menschlichen Distanzerotik mit ihrer individuellen Wahl mit, die auch stets eine Tendenz hat, in Mischliebe überzugehen. Dazu kommen endlich die schon oben erwähnten abnormen Körpervarianten im Geschlechtsbau selbst, die auch bei uns im Einzelfall immer noch einmal wirkliche körperliche Reminiszenzen an den vergangenen Hermaphroditismus unsrer Urgeschichte in unser lebendiges Spiel bringen.

Für die Praxis aber ist sicherlich der wichtigste Gedanke, daß dieser ganze Seitenpfad unsres Liebeslebens (von der weiblichen

Homosexualität gilt natürlich das nämliche wie von der männlichen) eine wirklich anwachsende, sich summierende Gefahr für den Fortgang der Menschheit nicht bilden kann schon aus dem einfachen Grunde, weil alle Liebe, der man den Zeugungssinn ganz und dauernd nimmt, sich auf die Dauer selber totschlägt. In allem Homosexuellen steckt zuletzt ein notwendiges Prinzip der eigenen Sterilität, der Unfähigkeit, sich durch Vererbung und dauernde Variantenzüchtung als Richtung im gesamten Menschenorganismus wirklich weiterzutreiben und durchzusetzen. Wohingegen die gesunde Natur in uns sich in unbeirrbarer Kraft und sieghafter Glorie überall fort und fort durchsetzt und weiterzüchtet mit allen normal doppelgeschlechtig liebenden Elementen der Menschheit, mögen hier auch noch soviel einzelne Geschlechtsakte dem Zeugungssinne nach ins Blaue verloren gehen.

Inzwischen bleibt für die speziellere Form aber auch in jenem Fisch- und Schnabeltiersinne der „zoologische Reaktionär" interessant, der im Päderasten so gut steckt wie im Onanisten. Den tragischen und zugleich tragikomischen Zug teilt er dabei mit allen Reaktionären.

Warum aber ist nun die Kloake, nachdem sie so energisch konstituiert war innerhalb der menschlichen Ahnenentwickelung, doch noch wieder abgeschafft worden?

Du könntest denken, es wird auch wieder die zuletzt doch neu erstarkende Tendenz gewesen sein, Geschlechtsarbeit und Fäkalienausfuhr auch im letzten Gemeinschaftsboden überhaupt zu trennen. Es muß aber noch etwas Besonderes mitgespielt haben, das zunächst einseitig gegen den Darmanschluß in Kampf trat. Und wir sehen in der Tat in dieser Gegend der Entwickelung sogleich da sogar auf mehrere Motive eigener Art.

Einerseits ist jenes letzte Tier in deinem Stammbaum, das noch Kloakenliebe pflegt, das Schnabeltier, zugleich auch das letzte, das noch Eier legt. Gleich hinterher setzt das Austragen und Gebären innerlich immer ausgereifterer Jungen ein, die große Spezialsache gerade des Säugetiers zwischen dem Beuteltier und dir. Der Geschlechtsapparat des Weibes trat auf einmal vor eine vollkommen neue Aufgabe, die ihn an sich noch einmal durchaus um und um arbeiten mußte. Anlaß also vielleicht schon genug, jetzt auch die Pfortenfrage wieder aufzurollen. Es galt, das Kind fortan nicht nur zu gewisser Zeit auszustoßen wie einst das Fisch- oder Molchei, sondern

es vor allem auch längere Zeit im Innern zu bewahren und in dieſer Spanne gerade nicht Ausſtoßbewegungen zu unterwerfen. Schon das konnte gegen den Zuſammenhang mit der äußerſten Darmecke und ihren alltäglichen groben Ausſtoßungen ſprechen, konnte für eine möglichſt eigene, unabhängige Tür ſprechen. So hätte der Prozeß von der Mutter aus ſich einleiten laſſen und der Vater hätte dann auf dem Vererbungswege einfach mitgemacht. Aber gerade bei dieſem Säugetiermanne muß damals noch ein ganz andrer und noch viel ſichererer Weg auf die gleiche Notwendigkeit einer Trennung geführt haben: nämlich die immer kunſtvollere Ausgeſtaltung des Begattungsgliedes.

Doch damit berühren wir einen neuen Faden.

Bisher iſt nur von der Pforte die Rede geweſen. Immer nahmen wir als Urbild der Begattung ſtillſchweigend noch jene Blaufelchenart an: Pforte bloß zu Pforte gekehrt. Der Reihe nach ſahen wir dieſe Pforte wechſeln. Mundpforte, Bauchpforte, Urinpforte, Kloake und nochmals Urinpforte. Aber während die Pforten als ſolche ſich wandelten, hatte auch der ganze Akt ſelber ſich ſeine Fortſchrittsbahn geſucht. Aus dem Stadium der einfachen Türöffnung war er übergetreten in das der Schraube, des Scharniers. Die Gliedfrage der Miſchliebe iſt es, die ſich da vor uns erhebt.

„Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen:
Wir fühlen, was vom Herzen spricht,
Und was aus frischer Quelle bricht,
Das darf im Paradiese fließen."

Goethe (Buch des Paradieses)

Wallfahrt nach Italien. Was war der große Magnet, der dich hinzog? Der noch heute dein Herz klopfen läßt, wenn das Wort erklingt? Landschaft, lebendige Menschen und ihre Sitten. Das ist aber schließlich auch anderswo. Die Natur ist allerorten ein ewiges Jerusalem, und jeder Schritt nach Süd oder Nord in sie ist ein Kreuzzug. Über der Wallfahrt gerade nach Italien liegt noch etwas besonderes.

Du gehst in die Gesellschaft gewisser Männer und Weiber, die nie gelebt haben und doch fort und fort lebendiger wirken als Millionen lebendiger. In die Gesellschaft des Menschen gehst du auf einem höheren Stockwerk. Zum Menschen gehst du zu Gast, wie ihn die Kunst gesehen hat, zu herrlichen Menschenleibern, von Malern, von Bildhauern geschaffen.

Ja verachte einer den Menschenleib. Die alle von der großen Griechenzeit bis auf Michelangelo: sie wußten doch in Marmor und Farbe nichts besseres festzuhalten, nichts besseres mit Kunst zu verklären und zu vergeistigen als eben diesen Leib. Dich aber strahlt er so an mit mehr Geist, als deine ganze lebendige Mitmenschheit noch hat.

Nackte Leiber schauen dich an. Je höher die Kunst, desto unbefangener, desto hüllenloser in ihrer Nacktheit. Du bist wie in einer innerlich durchwärmten, durchsonnten, wieder paradiesisch gewordenen Welt, die das deckende, künstlich heizende, der Notdurft dienende Gewand nicht mehr braucht. Und doch hier: seltsame Erfahrung.

Groteske blecherne Feigenblätter gewahrst du, hier und da nachträglich über eine gewisse Stelle eines solchen marmornen Mannesleibes gestülpt. Inmitten der ewigen Herrlichkeit eines Gemäldes aus begnadeter Künstlerphantasie, wie dem „Jüngsten Gericht" Meister Michelangelos, siehst du solche Stellen von stümpernder Hand unsäglich roh mit Farbkleckſen, die ein Gewand bedeuten sollen, überpinselt.

Es handelt sich um eben das Gebild des Menschenleibes, von dem wir jetzt reden sollen.

Du lächelſt. Wunderliche Menſchheit. So reich ſchon und noch ſo arm.

Es gibt wieder nicht leicht einen Moment, wo man ſo deutlich fühlt, wie ſchwer unſer Weg zum Licht noch iſt. Wie hat die Kunſt ſeit alters gepredigt, daß alles, was zur echten Kunſt gehört, ſeinem Weſen nach rein ſei. Daß die Kunſt nicht noch einmal die Dinge ſelbſt gebe, nicht noch einmal das Reich von dieſer Welt. Daß es in ihr keine profanen, verhüllenswerten Stellen gebe. Was echte Kunſt geworden iſt, das iſt unnahbar dem Gemeinen. Es iſt nackt, weil es heilig iſt.

Aber ſo furchtbar war die Angſt vor der Wirklichkeit der Dinge an dieſem Fleck, ſo grenzenlos, daß ſie immer wieder ſogar in den Tempel der Kunſt eindrang. Wie unendlich ſchwierig muß es ſein, nun vor dem nackten Menſchenkörper ſelbſt einen Standpunkt zu finden, wo der Frieden, wo die Ruhe der geiſtigen Verklärung herrſcht bis auf dieſen Punkt, wo das Auge mit ruhigen Sinnen auch auf das unverhüllte wirkliche Geſchlechtsglied ſchauen kann, ſolange es ſo ſchauen *will*; ſolange es eine große, allgemeine Betrachtung walten laſſen will. Es gibt hier nur einen Fels, auf den du dich ſtützen kannſt. Das iſt der Gedanke, daß auch die Wirklichkeit eine Tiefe hat, wo ſie heilig iſt; daß ſie heilig in ihrer wahren Tiefe iſt.

Weißt du noch die alte liebe Sage von Meluſine? An Schönheit und Kraft war ſie edler als jedes Menſchenweib. Aber in ihren Sternen ſtand mit unerbittlicher Schrift, daß ſie einmal in jedem Monat den alten Fiſchſchwanz eines niederen Weltzuſammenhangs an ſich fühlen ſollte. Und dann barg ſie ſich wie eine zerknirſchte Sünderin im verriegelten Turm. Eine ſolche dumpfe Meluſinenangſt jagt auch uns alle noch. Es iſt der verriegelte Turm der Menſchheit, ein ſolches blechernes Feigenblatt, das ſich ſelbſt auf das nur noch künſtleriſch verwertete Mannesglied einer Schöpfung Michelangelos verirrt hat. Und dieſes Glied ſelber iſt Meluſinens Fiſchſchweif noch für unſre grobe Auffaſſung. Der Künſtler hätte auch Meluſine in der halben Fiſchheit ihrer böſen Stunde harmlos nachgebildet. Aber ſie ſelber ſchämte ſich, ihr graute vor ihr ſelbſt. Und ſo fühlt der Sinn, der dieſe Feigenblätter geſchaffen hat, ſich im Innerſten heute noch gekreuzigt gerade an dieſem Punkte als an dem Makel ſeiner vermeintlichen Niedrigkeit, ſeiner „Tierheit“ im gemeinen, herabdrückenden Sinne.

Und doch bedarf es nur eines Rucks, eines herzhaften Sichbeſinnens, eines Aufwachens aus altem Spuk und Traum, um Klarheit zu bekommen, daß auch in der Wirklichkeit unſrer Menſchennatur die Dinge ja tatſächlich gar nicht ſo liegen.

Sonderbare Dämmerungswanderung. Das nach der einen Seite zweifellos entſcheidende Organ ſeines ewigen Lichtgangs ſeit Jahrmillionen will der Menſch hier nicht gelten laſſen. Seinen Anblick ſcheut er ſelbſt in der Idealgeſtalt des größten Meiſters wie ein Gorgonenhaupt. An dieſem Stück Zellgewebe, das der Marmor ſymboliſch in der Geſtalt warmlebendiger Menſchlichkeit wiedergibt, iſt die Menſchheit in Wahrheit heraufgeklettert durch den unendlichen Strom der Zeiten. Hier lag die Unſterblichkeit, die Tier auf Tier ſchob und immer wieder abſchob in immer ſtärkeren Beſchwörungen, bis endlich der Pudel und das Nilpferd hinter dem Ofen des Weltenfauſtus platzten und der Menſch hervorſprang. Hier warf und verſchlang ſich immer wieder das goldene Parzenſeil, in dem jeder Knoten eine Seele iſt. Seele um Seele gab ſich hier die errungene Entwickelung weiter, die Übertierheit zuerſt, die Menſchheit ſelbſt ... dann in dieſer Menſchheit die Traditionen der Kultur, des Weltwiſſens, der Technik, der Kunſt, der Ethik und Menſchenliebe. Ja dieſer Meluſinenſchweif war die Erde in Wahrheit, zu der Antäus ewig zurückkehrte, die zähe Wurzel, die ſich immer und immer wieder mit jedem Individuum hinabbohrte in den heiligen Grund, wo Urdas Quell ſie umrauſchte.

Gewiß, das hat unſre Betrachtung bisher uns ja ſchon zu Genüge gezeigt: es liegt auch Vergangenheit in dieſem Gliede. Es iſt ein Meluſinenglied. Der Menſch lenkt hier hinab an den Fiſch, von dem er in purpurnen Tagen gekommen iſt. Der ewige Nix ſtreckt ſich hier auf zu ihm. Aber es liegt mehr darin. Es ſteckt auch der ganze Weg empor zur Menſchenkrone darin. Denke an die Myſterien der Chromoſomen, die hinter dieſem Gliede ſtehen. An das ganze Weltall an Wundern, das mit dieſen Myriaden Zellſtäubchen hier hindurch wandert, wie ſilberne Sternſyſteme fernen Rauchwölkchen gleich für unſern Blick in der grenzenloſen Raumesweite wandern. In dieſen unfaßbar winzigen Chromoſomenſtäubchen iſt in endloſer Zeit das Bild des Menſchen langſam, langſam aufgefangen, ſummiert, regiſtriert worden. Alle Fortſchritte haben hier einmal ge-

glimmt wie ein zweifelhaftes Flämmchen ... wird der Wind es jach verlöſchen oder zur hellen Flamme auffächeln ...? Alle Genien der Menſchheit haben hier einmal geſchlummert, der Auferſtehung bereit. Hinter dieſem Gliede iſt gewürfelt worden um deine, um meine, um unſer aller Exiſtenz. Dunkle Mächte des Schickſals in Geſtalt der geheimen Vererbungs- und Neubildungsgeſetze haben hier über dich zu Gericht geſeſſen, ehe du warſt, haben dein Glück und dein Verhängnis aus der großen Urne gezogen. Wahrlich: wenn du den Blick zu dieſer Höhe erhebſt, ſo weiß ich nicht, wo dich der Schauer des Erhabenen in der Welt heiliger durchklingen und durchbeben könnte als gerade hier. Im Sittengeſetz und im Sternenhimmel. Sagt Kant. Aber gewiß iſt dies dann die dritte ganz urgewaltige Stelle.

Wenn du die Kraft in dir findeſt, dieſen Aſſoziationen zu folgen über alle enge arme Feigenblattſchau des banalen Daſeins hinaus, ſo wirſt du der Natur auch im wirklichen nackten Menſchenleibe ſtill in das große offene unverhüllte Antlitz ſchauen können, ſo rein, als ſchauteſt du auf das Sternbild des Orion am ſchweigenden Nachthimmel, der dein kleines Hoffen wie Erſchrecken nicht bewegt, aber deine Seele in den Rat der Welten hebt, ſo rein, als ſchauteſt du auf eine ethiſche Tat, die dich mit nichts anderm erregt als nur der einen lauteren Empfindung: Das iſt gut. Von zwei Brennpunkten wird dein Blick dann dort vollkommen unbefangen am meiſten gerade angezogen werden müſſen. Von der Stirn mit ihren Himmelslampen, den Augen, hinter denen heute der ewig fortzeugende Geiſt des Weltalls in Menſchengeſtalt wohnt. Und von dem Geſchlechtsgliede, hinter dem die Äonenperſpektive der ewigen Generationen ſich ins uferloſe Blau der zeitlichen Weltenfolge verliert. Goethes Augen etwa. Und dem Mannesgliede eines geſunden Menſchen, auf dem die Kraft weiter wandert, in Goethes Namen zu ſiegen, an Goethes Werk weiterzubauen und eines Tages ſelbſt Goethe zu überbieten, ſo daß die Augen noch von abermals höheren Sternen ſtrahlen ...

Nicht die Keuſchheit, nicht die edle und echte Scham wird durch dieſe Auffaſſung der Dinge bedroht. Aber allerdings muß ſie in die ganze Wertung der Feigenblattfrage einen grundlegenden Umſchwung nach einer beſtimmten Richtung bringen.

Kein Gedanke, als ob jemals das Myſterium der Zeugung als menſchliche Handlung ſelber hinausgezerrt werden ſollte auf die Gaſſe. So wenig und noch viel weniger als das Myſterium einer Beethovenſchen Symphonie ſchon anders ausgeteilt und genoſſen werden kann als von wenigen in abgeſchloſſener Weihe der Stimmung und des Orts; ſo wenig der geiſtige Zeugungsakt in einer Dichterphantaſie ſich anders vollziehen kann als in der vollkommenen ſchweigenden Weltabgeſchiedenheit und Welterſtorbenheit des innerlich Schauenden; ſo wenig der innerſte Troſtmoment individuell erkämpfter Weltanſchauung anders erlebt werden kann als in der Feierſtille des keuſch verſchloſſenen Gemüts ... ſo wenig wird gar dieſes allertiefſte Myſterium der Menſchheit jemals ſeine heilige Einſamkeit verlieren, die Einſamkeit des Doppelmenſchen, der zum Liebesindividuum verſchmilzt und dabei jede Gegenwart eines Dritten als profanſte Störung empfindet, weil er in dem Augenblick ſich als die ganze Menſchheit fühlt und keine fremden Einzelmenſchen noch abgelöſt neben ſich dulden kann.

Es müſſen auch Grenzen und Markſteine geſetzt bleiben zwiſchen dem Willen zum Erotiſchen und den reinen Sozial- und Kultur- und Geiſtesmomenten des Menſchenlebens und Menſchenverkehrs, in denen jener große intime Inhalt des Daſeins nicht in Frage kommt. Das alte Wahrwort des Predigers Salomonis gilt auch hier: alles hat ſeine Zeit. Dazu treten wenigſtens für unſre Kulturepoche noch eigentümliche geſchichtliche Zuſammenhänge, die an die Tatſache der künſtlichen Bekleidung unſres Nacktkörpers anknüpfen und ſeit Urtagen der Menſchheit dahin gearbeitet haben, die Begriffe Unbekleidet und Erotiſch miteinander zu verwickeln; in dieſen Dingen ſtecken zwar keine ewigen Moralnormen, aber, wie in ſo vielem unſrer Natur und Kultur, einſtweilen noch höchſt wichtige Geſchichtstraditionen, aus denen wir nur durch weitere Entwickelung ganz langſam wieder herausgehen könnten; dieſes engere Kleider- und Nacktheitsproblem wird uns in unſerm Geſpräch noch einmal eingehend zu beſchäftigen haben.

Aber das alles bedeutet nichts gegen den einen und entſcheidenden Punkt.

In all ſeiner Einſamkeit und hinter all ſeinen Schleiern iſt dieſes Erotiſche deshalb nicht etwa ſelber etwas Schlechtes, nicht etwas Sündhaftes, nicht ein heimlicher Satan im Menſchen, der da noch ſeinen

Meluſinenſpuk hinter unſrer Geiſteshelle treibt und den man verbirgt, weil er eben ein ſcheußlicher heimlicher Fiſchſchweif iſt.

Um jeden Preis müſſen wir uns als unſre oberſte ſittliche Überzeugung wahren, daß jene Einſamkeit nie und nimmer die Iſolierung einer Schlechtigkeit, einer Unanſtändigkeit, ſondern die heilige Einſamkeit eines Opfernden auf einem Altar der Menſchheit bedeute.

Verhängnisvolle Kette der Irrtümer. Vor das Beſondere, nur beſonderer Stunde Vorbehaltene, vor das Heilige, das übermenſchlich Große wurde ein Schleier gezogen, um es vor Profanierung zu wahren. Und in der profanen Maſſe wohnte ſich der Glaube ein, der Schleier ſei gezogen, um etwas ewig in ſich ſelber Unanſtändiges, gleich der nächtlichen Geſetzesſünde ſcheu Verhehlenswertes zu verdecken! Was auch nur als äußeres Symbol daran erinnerte, was als einzelner Lichtſtrahl hier und da doch durch den Spalt des Vorhangs drang, das verfiel dem Bann der entfeſſelten Unanſtändigkeit. Der heilige Tempelvorhang wurde zum Kerker, in dem der unſaubere Geiſt an Ketten lag, um die unſchuldige Welt nicht zu vergiften.

Der Zug kehrt in der wirklichen Religionsgeſchichte öfter wieder. Geheimkulte von höchſter Reinheit werden in der Meinung ſchließlich zu ſchauderhaften Teufelsorgien verkehrt. Das keuſche Frühlingsopfer im geheimnisvollen nachtverhangenen Maienwalde wird zum Hexenſpuk, der das Taglicht ob ſeiner Unſauberkeit ſcheut.

Die edle Lehre, mit dem Armen das Brot zu brechen und dem Beladenen die Menſchenliebe zu verheißen, iſt in jungen Tagen ſelber einmal ſo geſehen und befehdet worden.

Mit dieſem Grundirrtum gegenüber der Geſchlechtsliebe müſſen wir allerdings endgültig einmal bei uns aufräumen, ſonſt verbauen wir uns dauernd zu jeder ernſten Verſtändigung ſelber den Weg.

Nur dann dürfen wir auf der einen Seite hoffen, einen wirklich unbefangenen und reinen Standpunkt für die Momente zu finden, wo eine gewiſſe Entſchleierung in der Darſtellung wenigſtens dieſer Dinge doch geboten iſt und ein Zuviel an Angſt Werte unſres oberſten Geiſteslebens, ſei es künſtleriſcher oder philoſophiſcher Art, hemmen könnte, die nicht gehemmt werden dürfen. Wir werden uns ſagen, daß auch das Verhüllen eine Grenze hat.

Es iſt Mene Tekel nach dieſer Richtung ſchon genug in jenem Beiſpiel des Mißverſtehens, das uns den Anblick unſres eigenen

nackten Körpers sogar schon in der Kunst verkürzen und die Kerkerwand schon dort über ihn hinwegziehen will; das selbst der idealen Auferstehung dieses Körpers im freiesten ästhetischen Geisteslicht Ketten und Narrenmützen anziehen möchte, Fluchmale des Hexenspuks und der Unanständigkeit. Wenn das marmorne Mannesglied einer ewigen Schöpfung Michelangelos nicht mehr mit reinem Auge gesehen werden darf, so frage ich mich, ob man nicht auch das liebliche Kindlein auf dem Arm der Mutter als unsittlich verbergen und auf tausend unsterblichen Werken übermalen müßte. Denn das Symbol des Liebesaktes steckt in ihm genau so gut wie in dem Mannesgliede. Wenn du aber das Kind bedeckt und die Mutter bis über die Brüste in formlose Gewandung verhüllt hast, so mußt du endlich auch über ihr Antlitz, ihr Haupt einen letzten Schleier ziehen. Denn auch das Auge ist noch immer in seiner Weise ein Geschlechtsglied. Das Frauenhaar hat tiefe Geschlechtszusammenhänge. Verhüllen mußt du die Blumen, die auf Botticellis liebliche Göttin niederregnen, weil sie Zeugungsglieder sind. Auslöschen mußt du die goldene Sonne, denn sie ist zuletzt das allgewaltige Mannesglied unsres Planetensystems, das mit der Feuchte des Erdenballes dich und alles Leben seit Urbeginn der Tage gezeugt hat. Sollen die Symbole fallen, so fällt zuletzt die Welt.

Was aber von der Kunst gilt, das gilt nicht minder auch von der Philosophie, von der Darstellung zum Zweck einer Weltanschauung.

Doch diese schiefen Einstellungen werden eines Tages selber hinstürzen wie der Koloß auf tönernen Füßen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so leben wir schon mitten im Anfang des Endes.

Ich glaube an eine Zukunftsepoche einer idealen Rehabilitierung und gründlichen Umarbeitung des ganzen Begriffs geschlechtlicher Unanständigkeit eben von jenem Standpunkte aus, daß der Schleier hier nicht eine Sache verhülle, die an sich ihrem Welt- und Menschheitssinne nach unanständig ist, sondern etwas seinem eigenen Wesen nach gerade Heiliges.

Und ich will dir dabei keineswegs bloß den Satz ausspielen: Naturalia non sunt turpia, nichts natürliches ist gemein. Auch der Schaden, den der Mensch sich und der Gesellschaft in bestimmtem Falle antut, ist natürlich. Natürlich handelt auch, wer das Heilige in den Kot tritt. Hier aber handelt es sich um den Naturwert, durch den die

Menſchheit allein iſt, um ihren Schöpferwert. Wir ſind im Dunkeln. Im letzten Geheimnis der Dinge ſteht für uns kein Stern. Wir wiſſen nicht, warum etwas iſt. Warum Entwickelung gepflanzt worden iſt, die unter unſäglichen Mühen bis zu uns geführt hat. Aber wir wiſſen, daß in uns Dinge zum Licht ringen, deren Erfolg uns das Höchſte iſt, das wir kennen, an denen all unſre Geiſtesſehnſucht hängt. Im weiteſten Sinne iſt es unſre Kultur ſelbſt, unſer ideales Menſchentum. Und wir wiſſen, daß es in dem unermeßlichen Zuſammenſturz der Individuen, in dem beſtändigen praſſelnden Garbenfall unter der Senſe des Todes, in dem vollkommenen Dunkel, das über dem weiteren Weltſchickſal dieſer abgemähten Halme für unſer ſicheres Wiſſen ruht, wir wiſſen, daß es nur einen Weg hier für dieſe unſre Sehnſucht gibt: den Weg über neue Menſchenſaat. Den Weg über Menſchenzeugung in der uns traditionell gegebenen Form. Alle unſre Hoffnungen, alle unſre Ideale liegen in dieſer Saat. Mag ein Glaubenselement in dieſer Kulturhoffnung ſtecken. Der Verſtand löſt noch nicht alles. Zugeſtanden. Unſre Beſten alle haben aber in dieſem Glauben gehandelt. Wenn ihn unſer Verſtand nicht ganz beweiſen kann, ſo iſt doch das eine gewiß: der Kulturglaube auch in ſeiner ſchlichteſten Form würde zum völligen Unſinn, wenn man die Zeugung aus ihm fortnähme. Er iſt nur ermöglicht durch ſie. Und ſie iſt geheiligt durch ihn.

Ich glaube an eine ſolche Zukunftsepoche mit vollkommenem Sieg dieſes ſchlichten Gedankens auch inmitten aller Kriſen eines Feigenblatts-Fanatismus mit immer ſtärkerer Zuverſicht.

Ich glaube an dieſen Sieg als eine einfach logiſche Vollziehung, deren Keim ſchon jetzt im Herzen gerade jedes echt reinen und keuſchen Menſchen lebt und leben muß, weil ſich gewiſſe ganz ſchlichte, ganz bettelwahre Tatſachen der Erkenntnis weder mit Schlafrockfetzen noch mit Roſenkränzen dauernd verhängen laſſen.

Gerade dieſe Rehabilitierung eines „Unanſtändigen" in etwas Heiliges im Kern dieſer Dinge wird auf der andern Seite aber auch eine ganz andre Waffe gegen alle wirkliche „Unſittlichkeit" darſtellen, ja die erſte überhaupt vollkommen brauchbare. Indem ſie von dem an ſich Heiligen des Aktes ſelber ausgeht wie von einer feſten Burg und von da die groben Profanierungen mißt und verwirft. Während unſer heutiger Kampf gegen das Unſittliche zumeiſt noch bloß ein

verſteckter Kampf wider die Sache ſelber iſt, die man eben noch nicht als das höchſte und reinſte Myſterium der ſich behauptenden Menſchheit, ſondern als eine verhüllenswerte Schwäche, Niedrigkeit, ja als eine Art leidiger Teufelei anzuſehen gelernt hat.

Inzwiſchen wird die geſchichtliche Auffaſſung von der Entſtehung der Dinge aber auch hier auf alle Fälle ein Stück Weges zur Verſtändigung ſein.

Wenn es auf ihn regnet, ſo wird der Berliner ſo gut naß wie der Südſee-Inſulaner. Deswegen braucht weder die Regenwolke über den beiden die gleiche zu ſein, noch muß der Berliner deswegen ein Samoaner ſein. Ganz im Sinne dieſes ſchlichten Satzes ſind zu ganz verſchiedenen Zeiten am ganz verſchiedenen Ort von höchſt unterſchiedlichen Tieren doch gleiche Organe gebildet worden. Dieſelbe körperliche „Erfindung" iſt ſoundſo oft gemacht worden, je nachdem der Regen äußerer Nötigung fiel. Die Schnecke, das Inſekt, der Fiſch ſind an drei grundlegend verſchiedenen Ecken der Tierheit aus dem Waſſer ans Land gekrochen und haben im Zwang der „Luft" dabei alle drei lungenartig luftatmende Organe entwickelt. Der Flügel iſt vom Vogel ſelbſtändig erfunden worden, aber ebenſo von der Fledermaus, von der Flugeidechſe Pterodactylus und in etwas veränderter Form bei gleicher Leiſtung auch vom Schmetterling. Bei ſoundſo viel himmelweit getrennten Tiergruppen hat das Lichtbedürfnis regelrechte Augen geſchaffen. Und ſo fort.

In dieſem Sinne iſt auch das Begattungsglied ein Kollektivprodukt. Wo immer bei den ſtreng geſonderten großen Tierſtämmen das Bedürfnis auftauchte, die Begattung möglichſt eng zu geſtalten, da trat auch die ähnliche Bildung einer eingeklemmten Liebesſchraube auf. Die Geſchlechter vernagelten ſich momentweiſe ineinander, und das Glied mußte den Nagel hergeben. Ein letztes Stück Diſtanz noch in den Weibeskörper hinein wurde zum Miſchakt abgekürzt und gleichzeitig ein mechaniſcher Halt während des Aktes für die großen Zellleiber der zeugenden Hälften des Liebesindividuums geſchaffen.

Dieſe Grundmechanik war zu einfach, um ſich nicht hundertmal genau ſo zu ergeben wie die Regennäſſe auf der Haut jener beiden weit getrennten Menſchenkinder. Und ſo findeſt du ein männliches

Glied bereits bei allerhand wirbellosen Tieren. Du erinnerst dich an die Schnecken, von denen wir früher gesprochen haben, an die Insekten, an gewisse Würmer. Beim Tintenfisch, der den Schnecken zunächst steht, war ein Arm, also im buchstäblichen Sinne ein Glied, dazu umgeformt. Und die Spinne machte die Sache gar mit den Kiefern. Alle diese separaten Methoden aber interessieren uns jetzt nicht weiter. Wir suchen speziell nur noch in der menschlichen Linie vom Fisch etwa an aufwärts. Wie die Sache hier „erfunden" wurde, das trifft auf uns und erklärt uns selber unmittelbar, erklärt wieder einmal menschliche „Liebesabsurditäten".

Die Sache mußte nun gerade bei den Wirbeltieren vom Fisch an aufwärts, den Menschentieren, wie man im geschichtlichen Sinne sagen könnte, tatsächlich erst noch einmal ganz von Anfang an neu erfunden werden.

Der wunderbare Amphioxusfisch, dieser Torhüter der Wirbeltiere, zeigt noch keine Spur eines Begattungsgliedes. Da er Samen und Eier durch den Mund herausspuckt, müßte auch geradezu der Mund bei ihm dazu umgebildet sein, sollte er eins haben.

Aber auch beim Neunauge, wo du doch zuerst echte Geschlechtspforten am hinteren Körperende findest, ist noch kein leisestes Mittel da, diese Geschlechtsstellen als solche nun miteinander zu verknüpfen. Und das bleibt so bei einer Unmasse auch noch von höheren Fischen. Wozu auch ein Glied, wenn die Begattung noch in zwei ganz gesonderten Akten vor der Liebesgrube besteht wie bei jenen Forellen und Lachsen? Das Weib legt ja unbefruchtete Eier in die Grube, und der Mann schüttet *dann* erst Samen darauf. Aber bei jenen Blaufelchen, die Leib gegen Leib ihren Liebessprung machen und gleichzeitig beides fahren lassen, verstände man schon den Zweck. Wenn das Glied nur zunächst einmal eine Stütze lieferte, eine erste Senkrechte von den beiden Parallelen bloß als gröbsten Anhaltepunkt!

Da siehst du denn, wie die Natur auch hier wieder anfangs nur mit dem sparsam zu experimentieren beginnt, was sie bereits hat. Ehe ein neues Glied, ein besonderes „Geschlechtsglied" entwickelt wird, wird versucht, ob es nicht mit den schon vorhandenen Gliedern allein gehe.

Hier wird zunächst der Mund noch einmal wichtig. Der Fischmund war vom Neunauge an ein sehr energisches Organ, zum

Packen, Festhalten, Beißen immer prächtiger gebaut. Schon das Neunauge hat wenigstens Zähne. Der Haifisch trägt diese Zähne dann bereits als Säge in einheitlichen Kiefern, und wir wissen ja, wie er damit zufassen kann. Warum diese Klammerfähigkeit des Beißens nicht für den Liebesakt verwerten? Skrupellos wird einmal wieder eine Freßsache für die Liebe mit benutzt.

Das Neunauge, das noch keine eigentlichen Beißkiefer im Maule hat, versteht unter Zupacken mit dem Munde noch nicht Beißen, sondern Ansaugen. Wie zu einem Kusse glühender Art preßt es sein Mäulchen auf den Gegenstand, an dem es haften möchte. Für gewöhnlich ist dieser Kuß allerdings das Gegenteil von Liebe. Als scheußlichste Plage schlängelt sich so ein kleines wurmartiges Vieh unter den Bauch eines viel größeren Fisches. Schwapp hat es geküßt, das heißt sich angesaugt. An einer Stelle, die der Fisch selber nicht erreichen kann gleich jenem berühmten Fleck in Siegfrieds Nacken, den er sich nicht mit Drachenblut salben konnte und der sein Tod wurde. Ein bitterer Kuß. Wie spröde kleine Mädchen noch nicht liebesweich zu küssen verstehen, sondern die spitzen Zähnchen mitbohren, so gibt auch der Küßmund des Neunauges dem armen Fisch zugleich etwas wie eine Raspel zu schmecken, die seine Haut angreift. Es sind die Zähne des lieben Neunäugeleins, denn es will ja fressen und nicht küssen. Die Raspel raspelt denn auch ganz gemächlich die Schuppendecke durch, die Haut, das Muskelfleisch. Immer tiefer taucht der Küßmund in den Leib des unglückseligen Fisches, das Neunauge frißt sich regelrecht einen Tunnel in den fremden Leib, bis der ganze Berg zu Tode gequält abstirbt.

Es liegt wahrlich nahe, daß ein Tier, das sich so elegant und schlechterdings unabschüttelbar an seinen Feind anzuküssen wußte, auch Rat fand zum Aneinanderküssen des Liebesindividuums. Du weißt, daß Berlin außer der Spree noch einen geheimnisvollen, sozusagen unterirdischen Fluß hat, der sich unter Straßen und Häusern des Kolosses herwindet wie eines der schwarzen Grottenwasser von Adelsberg: die Panke. In der Panke ist zuerst das Liebesspiel der Neunaugen beobachtet worden. Auch die Neunaugen bauen eine Liebesgrube. Unfähig den Sand nach Forellenart mit den Flossen herbeizufächeln, heben sie Kiesel aus, indem sie sich daran festküssen, und bilden so tiefe Höhlungen im Grunde. In der Grube aber voll-

ziehen ſie dann eine viel regelrechtere Begattung als jene ſonſt höherſtehenden Fiſche. Das Männlein ſaugt ſich am Nacken der Jungfrau feſt, natürlich jetzt bloß im echten Kuß ohne die bedrohliche Raſpelei. Wie ein geſchwenktes Strumpfpaar am Bändel umwickeln ſich dann die aalartigen Leiber und die Samenmilch ſpritzt auf die Eier im Moment, da ſie aus der weiblichen Geſchlechtspforte fallen.

Als deine Ahnen jenſeits dieſer unheimlichen Pankenküſſer echte Kiefer erhielten, hörte die Saugerei von ſelbſt auf. Aber nun wurde es mit den Kiefern verſucht. Aus dem Saugekuß wurde ein ſtumpfer Biß als Begattungsſtütze.

Bei den prachtvollen chineſiſchen Großfloſſern, die in den letzten dreißig Jahren eine Zier unſrer Aquarien trotz allen altberühmten Goldfiſchen geworden ſind, packen ſich die Liebespartner im Geſchlechtsſpiel aufs niedlichſte mit den Kiefern bei der Lippe und gaukeln und tollen ſo lange herum, bis der Bauch des Weibes nach oben die Eier ausgeſpritzt und der Mann nach unten den Samen darauf pollutioniert hat. Obwohl der Liebesbiß gewiß ſtumpf ſein ſoll, geht doch manche Lippe dabei in Fetzen, ein Beweis, daß ſolche ſcharfen Meſſer, wie die Zähne, für leidenſchaftliche Spiele der Art denn doch nicht das rechte Stützmittel waren.

Intereſſant bleibt aber, daß in gewiſſem Sinne das Verankern und Verklammern der Sichgattenden gerade durch Beißen bis hoch in die Welt der Wirbeltiere immer noch gelegentlich wiederkehrt.

Der allbekannteſte Fall iſt bei den Vögeln. Hier iſt das eigentliche Begattungsglied durchweg unvollkommen geblieben oder fehlt vielfach ganz. Dafür aber packt der Hahn die Henne im kritiſchen Moment wie ein Raſender mit dem Schnabel über den Hals, daß man meint, er wolle ſie verſchlingen, und wirklich wenigſtens mit einer Wucht, daß faſt allemal ein paar Federn fliegen.

Und bei uns Menſchen ſogar kann es keinem Zweifel unterliegen, daß gewiſſe Reminiſzenzen an jenes Liebesſaugen und Liebesverbeißen noch klar vorhanden ſind. Du kennſt das wundervolle Gedicht Heines: „Schlachtfeld bei Haſtings". Die nackte Leiche des gefallenen Königs Harold kann zwiſchen Blut und Toten nicht mehr herausgefunden werden. Da ruft man die ſchöne Edith Schwanenhals, die ſeine Geliebte geweſen. Und ſie erkennt den König:

„Auf seiner Schulter erblickt sie auch
Und sie bedeckt sie mit Küssen,
Drei kleine Narben, Denkmäler der Lust,
Die sie einst hineingebissen."

Du brauchst dich nur an jene kleinen violetten Liebesabzeichen eines weißen Hälschens zu erinnern, die der Volksmund als Lutschflecke bezeichnet, um das Neunauge im Menschen wiederzufinden. Eine der einfachen geschichtlichen Wurzeln des Kusses wird überhaupt hierher zurückreichen, obwohl gerade der Mundkuß in dem früher erwähnten Sinne sich bei uns mit zu vielem verknüpft hat, um noch irgendeine bestimmte Altertümlichkeit rein zu spiegeln.

Einerlei indessen, wie hoch diese Rückklänge an die Mundklammerei reichen mögen: jedenfalls bekam der Körper des Wirbeltiers schon auf der Fischstufe zu dem einen und ersten Klammerorgan, dem Munde, sehr bald energische weitere Klammermöglichkeiten durch die erste Anlage der eigentlichen Gliedmaßen. Sie tauchen beim Haifisch zuerst auf als mindestens zwei Paar Flossen an Brust und Bauch, die Urstufe der späteren vier Reptil- und Säugetierbeine und auch noch unsrer zwei menschlichen Arme und Beine.

Indem das verwertet wird, entsteht jene Tanzstellung. Die Fischlein fassen sich mit den Flossen. Auch diese Linie kannst du noch glatt bis zu dir selber herauf als äußerliches Hilfsprinzip verfolgen. Die Flossen wurden zu Bewegungsgliedmaßen des Landlebens, zu entwickelten Beinen, Pfoten, Klauen, Zehen, Fingern, kurz einem ganzen Arsenal allenthalben von Klammerorganen, die notwendig auch dem Liebesakt zugute kommen mußten.

Beim Amphibium, also bei Molchen, Fröschen und Kröten, die zumeist schon sehr gut ausgebildete Landbeine und Füße statt der Flossen besitzen, dagegen ein besonderes Begattungsglied noch nicht haben, siehst du die glänzendsten Versuche nach dieser Seite. Deine Krötlein mit den weißen Kehlchen da drüben im Tümpel sind schon wahre Meister darin, sich zum Geschlechtszweck mit den Beinen festzuhalten. Oder, besser gesagt, mit den Armen. Denn die kurzen Vorderbeine arbeiten genau wie solche. Frosch wie Kröte haben keinen Schwanz hinten, sie können also nicht bloß Bauch gegen Bauch

eng aneinander, sondern es glückt auch, wenn das Männchen sich auf das Weibchen setzt. Die Eier fahren nach hinten aus und der ebenfalls hinterwärts nachschießende Samen fällt von oben darauf. Aber dabei nun gerade dienen zum Festhalten die Arme des Froschprinzen. Huckepack auf der Prinzessin, packt er mit beiden Vorderpfoten die Jungfrau unter den Achseln oder um den runden Leib in die Leisten und bildet so viele Stunden, Tage, ja gelegentlich mehr als eine Woche lang das solideste Liebesindividuum im Zweck der Mischliebe.

Die starken Arme des Mannes besorgen dabei gleich noch ein zweites Werk, an das ein Mann bei uns ja nicht eben in solchem Moment denken würde: sie tun nämlich den Dienst einer derben Hebamme. Prall voll von Eiern, wie das Weiblein ist, bedarf sein Leib nur dieses Achsel- oder Leistendruckes der Manneshände, um seine dicken Eiergallerte oder langen Schnüre von Eiern aufs Glatteste hintennach von sich zu gebären. Sobald der Prinz aber merkt, daß sie kommen, läßt er, ohne vorne loszulassen, hinten ebenfalls seinen Samen darauf.

Zu leugnen ist nicht, daß diese Methode bei allem hübschen Festpacken doch ihre Gewaltsamkeit sich wahrt. Gar manche arme Frosch- und Krötenprinzessin wird im langen Akte durch die Umarmung und gleichzeitige Massage seitens ihres Galans und Geburtshelfers jämmerlich totgequetscht. Immerhin ist aber das Festklammern mit den Armen auch noch oberhalb des Frosches zäh wiedergekehrt, wenn es irgend nötig war, selbst nachdem die eigentliche Aneinandernagelung der beiden Körper durch das wirkliche Begattungsglied längst erfunden war. Gebrauchst du doch noch bei dir selber die „Umarmung" geradezu als ein mildes Wort für den Begattungsakt. Und als sich beim Menschen der ganze Begriff Gliedmaßen nochmals verdichtete und aufs Herrlichste vergeistigte in der „Hand", diesem wahren Premierminister des Gehirns, da bekam diese Hand sogar wieder eine starke Rolle im höchsten Akt, indem sie dazu half, das Glied in die Pforte einzuführen, eine erste Spur gleichsam von geistiger Beherrschung des Aktes selber vom Gehirn, vom Bewußtsein aus, denen sonst noch bei uns kein Gebiet des eigenen Leibes unabhängiger und selbstherrlicher gegenübersteht, als gerade die Vorgänge der Begattung.

Indessen alle diese Befestigungsarten, so sinnreich sie sein mochten, gingen schließlich doch sämtlich nur wie die Katze um den heißen Brei herum.

Wenn ich auf schwankendem Schiff aus einer Flasche in ein Glas gießen will, so ist ja gewiß eine erste Grundbedingung, daß ich Flasche und Glas mit Hilfe meiner Hände möglichst nahe nebeneinander bringe. Aber im entscheidenden Moment ist doch noch mehr nötig: ich muß sie „ineinander" bringen, so weit, daß der Flaschenhals wenigstens den Glasmund berührt und etwas in ihn eintritt. Nur so kann ich vermeiden, daß jeder Schwankungsstoß das Naß außerhalb verspritzt.

Und so mußte der Haupttrumpf endlich doch noch einsetzen: ein eigenes Glied ausdrücklich für den Geschlechtszweck. Ein Begattungsglied. Folgendes war der sinnreiche Weg dazu.

Zuerst wurde es wieder mit dem Sparprinzip versucht. Die Natur knüpfte an das Vorhandene an. Der Fisch hatte seine Bewegungsglieder, die Flossen. Konnte da nicht einfach eine solche Flosse unmittelbar in den Dienst des Geschlechtsaktes treten, noch weit über die äußere Tanzstellung des Leibes hinaus?

Denke dir es wieder an dir selbst. Eines deiner echten Glieder soll Mannesglied spielen. Der Samenöffnung immerhin am nächsten sind die Beine. Also denke dir, die Samenröhre ginge innerlich in deinen Schenkel hinein bis ans Knie. Am Knie erst öffnete sie sich nach außen. Jetzt solltest du zum Begattungsakt das Bein im Knie einknicken und dann mit der Knieecke voran in die Weibespforte pressen. In diesem Augenblick spritzte der Samen bei dir aus und in die Pforte hinein.

Nach solcher Methode haben nun manche Fische ungefähr die Sache wirklich versucht. Einige Zahnkarpfen haben eine überzählige Bewegungsflosse, die sogenannte Afterflosse am Bauch, sehr nett in ein solches „Begattungsbein" verwandelt. Der Samenkanal kommt aus dem Leibe heraus, geht in den vordersten Ruderstrahl der Flosse ein und mündet erst an der Flossenspitze. Wird diese Flosse beim Liebestanz dicht an die Weibesöffnung genötigt, so dient sie heiligen Ernstes wie ein Mannesglied. Haifische und Seekatzen haben sogar die echten Bauchflossen, also die Urformen unsrer wirklichen Menschenbeine, ähnlich verwertet und zeugen also regelrecht

mit den Beinen, wie du in jener Kniephantaſie tun würdeſt. Ein Teil der Bauchfloſſe iſt abgeſondert und durch ſinnreiche Umarbeitung der urſprünglichen Floſſenſtrahlen in ein Ding verwandelt, das unbenutzt einem zuſammengeklappten Regenſchirm gleicht. Beim Liebesakt tief bis in den Eileiter der Haifiſchfrau eingeſtoßen, wird dieſer Regenſchirm durch einen beſonderen Muskelapparat dort innerlich ſo weit aufgeſpannt, wie es eben geht, wobei er den Eileiter auseinander ſpreizt und dem Samenſtrom die breiteſte Bahn ſchafft.

Dieſe Geſchichte hat ſich aber einmal wieder ganz und gar ſo nicht halten laſſen, und du ahnſt weshalb. Aus den loſen Fiſchfloſſen wurden allmählich ſolide Rumpfglieder mit einem dicken Knochenapparat im Innern, auf den der Körper ſich bei ſeiner Einbürgerung auf dem Lande ſtützen konnte. Als allgemeine Klammerorgane wurden dieſe Gliedmaßen ja immer famoſer, wie dir der Froſch zeigt. Aber ſo ſubtile Innenſyſteme wie die ganze Samenleitung dauernd in dieſe ſtrammen Säulen und Haken einzuführen, war je weiter je weniger tunlich. Jene Afterfloſſe des Fiſches war ohnehin bei der Beſchränkung auf bloß vier echte Glieder ganz unter den Tiſch gefallen. Und ſo iſt es eine lange Zeit geweſen, als ſei jener alte Fiſchverſuch gar nicht dageweſen. Der Froſch, der Molch wiſſen ſchlechterdings nichts mehr davon. Und wenn ſie oder ihre Nachfolger doch wieder erneut Bedürfnis nach einem beſonderen Begattungsgliede bekamen, ſo mußte die ganze Hiſtoria nochmals neu anfangen, diesmal ohne jede Anknüpfung an die ältere Gliederfrage.

Du mußt dich inzwiſchen an etwas höchſt Wichtiges erinnern.

Deine Ahnenſchaft kriecht aufs Land und wird aus einem Fiſch zum vierbeinigen Landtier auf jener Stufe, wo konſequent Urin, Kot, Eier und Samen durch ein und dieſelbe Öffnung, nämlich die als „Kloake" bezeichnete Aftermündung, das Licht der Welt erblickten. Ein Begattungsglied bauen hieß alſo auf dieſer Stufe deiner Menſchwerdung: irgend etwas bauen, das von der Afterpforte des Mannes ausging und in die Afterpforte des Weibes wollte.

Ein „Afterglied" war die Preisaufgabe der Entwickelung, die der ganzen Sachlage nach zunächſt nur geſtellt und gelöſt werden konnte.

Bei Froſch und Kröte haſt du, wie erzählt, auch hierzu rein nichts. Die Eier fallen aus dem After und der Samen fällt aus dem After.

Aber beide treffen ſich erſt äußerlich. Hingegen beim eng verwandten Molch, alſo auf der geſchwänzten Seite des Amphibiums, fangen mit beſagtem After ſchon gewiſſe belehrende Experimente an, als wollte etwas werden. Da haſt du Molchweiblein, die mit ihrem After eine Art Saugbewegung vollführen. Sie freſſen, kann man in gewiſſem Sinne geradezu ſagen, den Samen mit dem After. Ihr Molcher liefert ihnen dieſen Samen gleich in handlichen Paketen nach Art jener Samenpatronen, von denen wir früher beim Tintenfiſch geſprochen haben. Nach einigem Liebesſpiel gehen ihm dieſe Pakete, die je eine tüchtige Portion Samen gleichſam in Aſpik, in einer Gallertſülze, enthalten, von ſelbſt ab wie den verliebten Fiſchmännchen ihre Milch. Um dieſe Zeit hat aber Frau Molchin noch keine Eier äußerlich nach Fiſchart zur Stelle gebracht, ihre ganze eigene Produktion ſtockt ihr noch tief im Leibe. So ſchwimmt ſie alſo dem Männchen nach, ſetzt ſich mit der Afterpforte über eine ſolche dort hinterlaſſene Samenſülze und pumpt den koſtbaren Stoff ſaugend in die eigene Afterpforte ein. Innen hat der Afterraum dann wohl tiefe Taſchen, in denen der Samen einſtweilen Unterkunft findet nach Art jener Aufnahme des Drohnenſamens in die berühmte Samen-Sparkaſſe der Bienenkönigin, von der ich dir auch ſchon erzählt habe. Je nach Bedarf werden die reifenden und endlich auch vortretenden Weibeseier dann von hier aus innerlich befruchtet. Bei unſerm ſchönen gelbgefleckten Feuerſalamander, dem altberühmten Wappen- und Alchimiſtentier, kann auch ſolcher Reſerve-Samen wohl ein Jahr und noch länger luſtig im Weibe weiterleben und fortgeſetzt ſo ſeine Pflicht nachträglich tun. Es gibt wieder nicht leicht etwas unglaublicheres und doch wahres, als dieſes Pumpkunſtſtück, das den After in äußerſter Umkehrung all ſeiner hergebrachten Zwecke für den großen Liebesmoment einfach zum Schlürfmunde werden läßt.

Gerade jener Prachtkerl und wahre König ſeines Typus verlegt im Einzelfalle ſeine Hochzeit aber ebenſo unbekümmert auch ſchon auf das Land. Verſchmäht er doch in einer ſeiner Abarten (als ſogenannter Mohrenſalamander in den Hochalpen) gewohnheitsmäßig ſo vollkommen das Waſſer, daß er ſelbſt ſeine Kaulquappen von ihm emanzipiert hat: ſie machen ihr Kiemenſtadium vollſtändig im Mutterleibe durch (er iſt hier ihr Waſſertümpel geworden; erinnere dich an das früher für die Samenzellen geſagte!) und werden gleich ſchon

als fertige Luftatmer geboren; dabei nähren die wirklich ausreifenden sich in diesem Mutterleibe solange von ihren eigenen zurückgebliebenen Ei-Geschwistern, auch wieder ein hübscher Beitrag zu jenem Thema vom Kampf ums Dasein vor der Geburt. Offenbar nun, um eventuell auch auf dem Lande ohne die leichten Beihilfen des Wassers jenen Afterschluck ordentlich durchführen zu können, siehst du solches Salamanderpärchen noch die kompliziertesten Körperannäherungen darüber hinaus probieren. Der Salamander setzt sich dazu nicht nach Froschweise huckepack von hinten auf seine Salamandra, sondern er klammert sich ihr von unten längelang unter den Bauch wie Odysseus bei dem Widder des Zyklopen tat. Und wie das geduldige Tier den erfindungsreichen Griechen, so schleppt auch hier das Weib den Mann tagelang mit sich herum, bis die Pforten möglichst zueinander kommen und im höchsten Moment der Schluck zielgerecht ohne Verlustrisiko glückt.

Einmal auf solche Enge gebracht, mag der Akt aber dann noch in mancherlei weitere Varianten auslaufen, wie du dir denken kannst.

Sperrt ursprünglich das Weiblein nur ihre nehmende Afterpforte möglichst weit auf, wie ein fressendes Maul, so sperren nun ihrerseits gewisse Molchmännlein auch ihren gebenden After noch gewaltiger auseinander, bis die Denkbarkeit entsteht, daß er den Weibesafter *umfasse*. Die Geschichte scheint hier auf dem Wege, schnurstracks das Gegenteil von dem zu erreichen, was du heute in deiner menschlichen Veranlagung für selbstverständlich hältst. Anstatt nämlich, daß das Glied in die Scheide eintritt und von dieser umfaßt wird, könnte sich hier der Mannesteil um die vorgeschobene weibliche Öffnung wie eine Kaffeetasse herumstülpen. Doch es bleibt nur ein Seitensprung ohne Belang im Feuer des Experimentierens.

Dann hast du aber eine kleine Gesellschaft dritter amphibienähnlicher Tiere, die weder Frosch noch Molch sind. Sie leben unscheinbar in den Tropenländern, wühlen sich ins feuchte Erdreich ein wie die Regenwürmer und haben bei solcher Lebensart im schwarzen Grunde ihre Augen so verkümmern lassen, daß man sie geradezu die „Blindwühlen" heißt. Die Blindwühle steht zum Molch wie die Blindschleiche zur Eidechse: sie hat ihre Beine vollständig aufgesteckt, ringelt sich dahin wie eine Schlange und ist überhaupt ein solches Sonderwesen, daß die Beziehung zu Molch wie Frosch nahe am

Rande des Problematiſchen iſt. Möglicherweiſe ſteckt in ihr der arme Nachzügler eines uralten Geſchlechts rieſiger Panzerdrachen, die in vorweltlichen Tagen an der Grenze von Amphibium und Eidechſe ſtanden und Labyrinthodonten genannt werden, maßen ihre Zähne im Querſchnitt ein Labyrinth innerer Falten aufwieſen.

Beſagte Blindwühlen nun haben trotz ihrer Schlangenform keinerlei Schwanz, ſondern der After ſitzt genau auf der hinteren Leibesſpitze. Sintemalen dieſer After aber auch hier noch zugleich echte Liebespforte iſt, ſtülpt der Blindwühlerich die Wand dieſes ſeines Afters als langen ſpitzen Kegel heraus, bis der After ſelber wie ein echtes Begattungsglied ausſchaut. Und das ſtößt er jetzt der Wühle tief in ihren Weibesafter als ein wirklich ſinnvoller Päderaſt, bei dem die Sache noch ihren echten Zweck vollführt.

Hübſch erdacht, aber doch eben auch nur ein Experiment. Und weiter hat es das Amphibium überhaupt nicht mehr gebracht. Wie in deiner Ahnenreihe der Lurch vom Reptil abgelöſt wird, ſo iſt es auch erſt dieſes Reptil, das ein neues Kapitel zur Gliedfrage auftut.

Zum Reptil gehören von bekannten Größen die Eidechſe, die Schlange, das Krokodil und die Schildkröte.

Das Reptil hat als Grundlöſung von der Blindwühle übernommen: es muß unbedingt vom After her etwas vorgetrieben und ineinander gepreßt werden. Aber das Heraustreiben des ganzen Afters will ihm nicht mehr gefallen. So experimentieren die Eidechſe und die Schlange zunächſt weiter. Der Eidechſerich ſtülpt nicht mehr die ganze Afterwand heraus und in den Weibesafter hinein, ſondern er treibt innerhalb ſeiner Afterhöhle bloß zwei beſonders vorbereitete Stülpſtellen gewiſſermaßen ſeparatim vor. Wie ein kleiner Opernglucker wächſt es ihm im höchſten Erregungsmoment der Liebe aus dem großen Mannesafter heraus: zwei pralle Kegel, die aber an der Spitze blind ſind wie ausgeſtülpte Handſchuhfinger. Jeder hat außen eine kleine Kerbe und an der träufelt beiderſeits der Samen ab. In der Leiſtung hat die Geſchichte einen Zug von zwei Fingern, die erſt in den Honigtopf eingetunkt werden und dann den Honig auf die Semmel ablaufen laſſen.

Jedenfalls iſt im Moment, da dieſe beiden Finger ſich feſt in den

Weibesafter einbohren und der Operngucker wie in ein Futteral dort kommt, das Zeugungsscharnier schon ein ganz famoses.

Ja die beiden männlichen Röhren entwickeln gar noch an ihrer vorgestülpten Seite Stacheln und Warzen, die den Verschluß vorübergehend reinweg unlösbar machen. Wie die Kletten hängen die guten Freunde, solange sie aufgeregt sind, ineinander. Manche Eidechsen, wie beispielsweise die blindschleichenähnlichen Scheltopusiks, würdest du in Stücke reißen, wolltest du sie gewaltsam trennen, so lange sie gerade ihren Operngucker ineinander haben. Kreuzottern liegen vom Abend bis zum Morgen verknäuelt so da, und wenn du sie aufstörst, daß sie fortkriechen wollen, schleppt die größere die kleinere am doppelt vernagelten After mit.

So wäre, scheint es, das große Problem hier gelöst. Aber wenn du genauer hinschaust, ist es das mindestens noch nicht für dich als das hochbelobte Schlußprodukt der Linie. Hier kommen zwei blinde, nur äußerlich überträufelte Mannesglieder, bestachelt und bewehrt wie die Igel, auf Verlangen aus dem Grunde des Aftertors vor. Aber das bist du doch wahrlich nicht, wenn es auch noch so fest schon schließt.

Das Experiment stand eben auch hier noch nicht still. Machte die Eidechse es so, immer schon im Fortschritt, so glückte es einem andern Reptil noch wieder etwas verbessert, nämlich dem Krokodil.

Das Krokodil entwickelte an seinem Afterrande zunächst bloß einen einzigen Begattungsfinger, aber dafür einen noch solideren: einen kleinen ganz massiven Fleischfortsatz, eine Art Warze. Unaufgeregt lag er still zurückgebogen da wie ein Hämorrhoidalknötlein. Wenn aber dem Krokodil im Liebeseifer sozusagen das Blut zu After stieg, so schwoll das Wärzlein zum straffen Kegel, gleich als säße es an eines kollernden Truthahns Hals. Das Krokodil ist ein wilder Geselle im Liebeskoller. Es schmeißt sein Weib derb auf den Rücken und preßt Bauch zu Bauch. Prall wie er stand, geriet der vollblütige Zapfen des Mannesafters in den Weibesafter hinein. Wie jetzt innen im After von beiden Samenstellen her die Samenflut heranschwoll, zeigte sich allerdings, daß auch diesmal der derbe Zapfen innen noch keinen Kanal besaß zum Ausspritzen dieser vereinigten Samenwelle, sondern er hatte äußerlich auch nur eine hübsche Rinne und wie an einer schrägen Dachfirst schoß durch diese vertiefte Regenrinne

das treffliche Lebenswässerlein zielgerecht abwärts in die Afterkloake der Frau Krokodilin und der Mündung dort der Eierkanäle entgegen.

Die Sache war nicht ganz so hermetisch scharf, wie bei dem Opernglucker des Eidechserichs. Aber sie hatte den Vorteil: sie war vereinfacht. Statt der zwei Glieder bloß eines. Und die innere Afterwand war noch mehr entlastet. Das alte Fischprinzip mit der Flosse, an der die Samenwelle entlang floß, war gewissermaßen noch einmal aufgenommen. Die aufrichtbare Warze hing lose am Afterrande wie eine kleine, beliebig einziehbare Flosse oder, besser noch, jetzt wirklich fortentwickelt zu einem bald dünnen, bald dickeren, aber durch und durch fleischigen Zeugungsfinger. An ihm floß der ganze Honig allein lang.

Du hast dir schon so manche seltsame Ahnenschaft gefallen lassen müssen. Bald das Neunauge, das du ißt, bald den Haifisch, der dich essen möchte. So laß dir auch das ungeschlachte Krokodil einmal in deiner Lichtbahn zum Halbgott willkommen sein. Dieser einfache Rinnenzapfen des Krokodilafters ist jetzt wirklich die echte Urform deines eigenen Gliedes. Die Schildkröte, nebenbei bemerkt, hat ihn gerade so wie das Krokodil, und da diese beiden Reptilformen geologisch schon sehr alte sind, ist sie offenbar schon recht früh herausgearbeitet worden. Dieser Afterzapfen weist zum erstenmal in strenger Magnetweisung auf dich als Pol.

Freilich: vergegenwärtige dir immer noch den Unterschied. Ein im Erregungsrausch durch Blutstauung aufrichtbarer solider Fleischzapfen hängt am Afterrande. An ihm strömt in einer äußerlichen Rinne der Samen beim Akte ab. Der Zapfen ist keineswegs innen durchbohrt wie deiner. Es fließt auch nur der Samen an ihm ab, keineswegs aber auch der Urin. Der passiert vielmehr nach wie vor die große Afterpforte vollständig unbekümmert um das Puterzäpfchen da vorne.

Da gibt es offenbar noch gute Stationen zwischen dem Krokodil und dem Doktor Faustus.

Zunächst ist hier einzuschalten, daß die Vögel ein Seitenast der Reptilien in der Gegend von Krokodil und Schildkröte sind.

Die meisten Vögel haben allerdings, wie es scheint, nachträglich noch wieder auf jedes Begattungsglied überhaupt verzichtet. Vielleicht war es ein Triumph der Gymnastik bei ihnen. Leicht, schwe-

bend, an kühnſte Stellungen gewöhnt durch ihre Luftſchifferei, temperamentvoll zugleich und förmlich epigrammatiſch raſch in allen ihren Bewegungen, mag ihnen jeder ſolidere Scharnierverſchluß beim Akt überflüſſig erſchienen ſein. Ein Odyſſeus ſchließlich treibt ſeinen Pfeil durch die Öſen von zwölf Äxten rein durch die voraus rechnende Vielgewandtheit ſeines Adlerblicks. Wenn man zwei Vöglein bei ihrem blitzſchnellen, virtuos gewandten Gebaren zuſieht, ſo ahnt man: die brauchen gar kein Glied. Da fliegt die Lebenswelle ein wie Odyſſeus Axt.

In der Mark liegt ein guter Ort. Rings Waſſerwieſen, ſmaragdgrün, wenn das Schilf hoch wallt, golden, wenn die Caltha blüht. Über dem Dorf ein Sandberg, mit leiſe ſummenden, lerchenüberſchwirrten Roggenwänden hier, dort kahl ausgehöhlt wie ein Mondkrater, der ſchönſte Ausſichtspunkt fernhin. Der Flecken heißt Goſen. Eine Seidenkolonie des alten Fritz. Hier iſt wirklich gut ſein, wenn auch nicht Milch und Honig fließt. Noch keine Bahn, bloß eine alte Rumpelpoſt von Erkner her. Grüne Moosdächer mit Wendenkreuzen auf allen Häuſern. Ein verwunſchener uralter Kirchhof, zugeſponnen von einem Dornröschenwalde dicker, ſchwer duftender Spaniſchfliederbüſche. Und Blumen, Blumen überall, vor jedem Hauſe, hinter dem moosgrünen Staket, auf das nach treuem Brauch des Hauſes Nachttopf geſtülpt iſt. Die Dorfſtraße ſauſen die ſtahlblauen Schwalben entlang und zwitſchern aus der Jugendzeit. Auf einem Dachfirſt mitten im Orte aber niſtet, ſelbſtverſtändlich noch, der Storch.

In dieſem Goſen habe ich mir das Liebesſpiel der Störche gelegentlich angeſehen und Reſpekt bekommen vor ihrer Balancierkunſt. Auf dem ehrwürdig ſtruppigen Dach, das wie ein Auerſtier da lag, der ſich im grünen Algenſumpf geſielt, kühn das Neſt. Im Neſt, ſchwindelnd aufrecht, Frau Adebar. Und auf ihrem Rücken, dem Blicke ins Blau bis zwiſchen die Lämmerwölkchen hinein, er, jetzt einknickend in dieſer Eiffelturmſtellung, von hinten gegen ſie anſchlagend nach Hahnesart und gleich wieder aufrecht, lebhaft klappernd, mit der ſpaßhaften Gravität dieſer Vögel, denen der Akt die höchſte Würde umſchließt. Sie ſind unbewußt darin klüger als wir. Aber wer ſo überhaupt die Sache abmachen kann, der braucht kein Eidechſenſcharnier.

Gerade die Störche ſelbſt haben ja noch eine Art Reminiſzenz vom

Krokodil, eine Warze als verwischten Rest des krokodilischen Rinnenzapfens. Und der altertümlichste, in vielfältiger Hinsicht auch sonst den Reptilien noch ähnlichste aller Vögel von heute, der afrikanische Strauß, hat den Zapfen selbst trotz dem besten Krokodil. Bei den andern Straußvögeln (die systematisch wahrscheinlich weit von jenem entfernt stehen) zeigen sich sogar leise Verwickelungen noch über das Krokodil hinaus, und ähnliches findet auch bei den Enten, Gänsen, Schwänen und einzelnen Hühnern statt. Aber in der Masse der Federwelt sind das gleichwohl Ausnahmen und jene Ansätze sind mindestens nicht durchgeführt. Der Weg zu dir lief aber auch gar nicht über den Vogel, sondern an ihm vorbei unmittelbar zum Säugetier. Und da rollt die Kugel jetzt unaufhaltsam zum Ziel.

Drei Akte vollzieht das Säugetier und es ist bei dir.

Den ersten Akt zeigt dir das vielgenannte Schnabeltier, dieser unentwegte Lehrer über alte Vormenschheitsverhältnisse in Australien. Es hat noch Urin, Kot, Samen und Eier, wie du weißt, in der gleichen Afterpforte, das erste und letzte Säugetier, das es so hat. Entsprechend wächst ihm denn auch noch der alte, nur etwas veränderte Krokodilzapfen direkt aus diesem After hervor. Aber dabei zeigt sich doch ein gewaltiger Fortschritt. Aus dem Tröpfelbrett mit einer Rinne ist eine hohle Röhre geworden. Die Ränder der Zapfenrinne sind oben so miteinander verwachsen, daß ein Kanal im Zapfen entstanden ist. Statt einer Glitschfläche, an der er beim Krokodil abwärts rann, hat der Samen jetzt im Erregungsfall ein Pusterohr im After herausstehen, durch das er hervorspritzen kann.

Den nächsten Akt inszeniert das Beuteltier, also etwa das Känguruh. Im einheitlichen After bildet sich jene Scheidewand, die fortan das echte Mastdarmende von der Ausfuhrstelle für Urin und Samen oder Eier trennt. Jetzt hat der kanalisierte Samenzapfen natürlich auch nichts mehr im Darmende, dem fortan echten After, zu suchen. Er gehört zur andern Seite hinüber.

Sobald die Natur aber hier wieder Samenzapfen und Urintor allein nur noch nebeneinander hat, beides Flüssigkeiten, die auszuspritzen sind, geht sie wieder nach dem Prinzip der Vereinfachung vor. Die Samenröhre wird auch als Urinröhre unmittelbar benutzt.

Prall mit Blut gefüllt, im Zustande der puterhaften Aufrichtung, dient sie dem Samen nach wie vor. In schlaffem Zustande aber läßt sie den Urin einfach abfließen.

In diesem Moment, beim Känguruh, ist das Begattungsglied in allem wesentlichen dein Glied! Ein vorspringender Fleischzapfen außer Zusammenhang mit dem Aftertor, innen von einem Kanal durchbohrt, und in diesem Kanal abströmend je nach Bedarf der Samen und der Urin.

Nur ein einziger dritter und letzter Akt ist noch nötig, um etwas Äußerstes beizufügen, das direkt aber mit dem Begattungsgliede selbst nicht mehr viel zu tun hat; auch er beginnt schon beim Känguruh.

Die eigentlichen männlichen Geschlechtsfabriken, in denen der Samen bereitet wird, die beiden Hoden, rutschen aus dem inneren Leibesverbande abwärts, so tief abwärts, daß sie schließlich unter dem Mannesgliede wie in einem Bruchsack frei herauskommen. Es ist, als wenn dieses Glied, immer größer, freier, entwickelter geworden und als gewaltiger Zapfen am Unterleibe schließlich sozusagen offen vortretend, dieses ihm so eng zugehörige Bereich zu sich heranzitiert, herab- und herausbeschworen habe. Einen Moment möchte man ja fast stutzen über das Riskante gerade dieser Neuerung. Ein so wertvolles, so unersetzliches Organ wie die Bereitungs- und Aufbewahrungsstätte des Samens wurde nachträglich doch noch wieder an den exponiertesten Außenwall der Leibesfeste verlegt, sozusagen in einen vorspringenden Erker ... wozu das? Ein gewisser leidiger Erfolg macht sich tatsächlich bis zu uns herauf geltend in der relativen Leichtigkeit, einen Mann bei solcher freien Hodenlage zu kastrieren, und du wirst auch vom Turnen wissen, wie es immerfort nahe liegt, daß man sich mindestens an diesem Außenposten quetscht. Es muß aber irgendein uns noch dunkler Sinn in der Sache gesteckt haben, dafür wird sie zu energisch von der Entwickelung auf einer gewissen Station deines Stammbaums durchgesetzt. Vom Beuteltier an aufwärts wird Stufe um Stufe diese Umlagerung, dieses Absteigen der großen Fabrik sichtbar. Bis endlich das ganze Samenorgan wie eine dicke Kürbisflasche außen unter dem Spritzzapfen hängt: der Hodensack mit den „Eiern".

Bei einer Reihe sehr bekannter Säugetiere von mittlerer Höhe ist

die Sache lange noch unklar. Schon früher habe ich dir gelegentlich erzählt, wie zum Beispiel beim Elefanten die Samenfabrik noch tief im Leibe bleibt. Bei den uralten Igeln, den Fledermäusen und einzelnen Nagetieren ist die Geschichte noch heute im Fluß: die Hoden rutschen hin und her, kommen zur Liebeszeit in einer Sackfalte herab und glitschen in den Ruhepausen wieder in den Bauch zurück; einen leisen Anklang auch an diese Abwechslungsmöglichkeit bietet bei uns Menschen heute noch das Vermögen einzelner Männer, den Hodenbeutel willkürlich wenigstens ein Stückchen aufwärts- und zusammenzuziehen. Schließlich klärte und festigte sich aber alles doch. Schon der Halbaffe und vollends der erwachsene Affe haben ihren Sack durchweg am rechten Fleck. Und so ist's zu dir gekommen, als könnte es nie mehr anders sein. Wenn die weisen Zellen deines werdenden Leibes heute ihren Bauplan „Mensch" durchführen, so bauen sie folgerichtig hier den After separat, hier das Mannesglied für Urin und Samen, und unter das Mannesglied hängen sie das kostbare Beutelchen, das die Samenfabrik selber umschließt.

Ein gewisser kleiner Kampf ist auch im Säugetier noch geführt worden um die äußerliche freie Lage und die innere Solidität des Mannesgliedes.

Beim vierbeinig laufenden Tier wird das Glied von vornherein möglichst an den Bauch angelegt. Die aufrecht flatternde Fledermaus läßt es zuerst im ruhenden Zustande senkrecht abwärts pendeln. Das machen dann der Halbaffe und Affe nach, deren Leib sich beim Klettern ebenfalls allmählich aufstellt. Und endlich auch der gehende Mensch, bei dem diese Befreiung des Gliedes auf dem Gipfel ist.

Sehr interessant ist das Experimentieren über die möglichst große Solidierung des Gliedes. Ganz allgemein auf die Höhe gebracht wurde die anatomische Erfindung, die schon bei dem Krokodil anhub: dieses Glied in seinem inneren Gewebe gleichsam mit Taschen zu versehen, in denen sich im erotischen Erregungsfalle auf bestimmten Nervenreiz hin das Blut sammeln und aufstauen konnte, also daß das Ganze plötzlich prall und fest wurde wie ein vorher schlaffer Handschuhfinger, in den man den wirklichen Finger erst hinein steckt. Diese Sache ist uns im ganzen Umfange geblieben. Versuchsweise traten dazu aber bei verschiedenen Säugetieren noch Hilfsexperimente.

In die Fleiſchmaſſe der Gliedſpitze wurde ein harter Knochen eingefügt, ein ſogenannter „Penisknochen". Wenn das Glied ſich jetzt ohnehin ſteifte, mußte er ihm noch einmal ein wahres Rückgrat verleihen. Das fängt klein bei der Katze an, zeigt ſich ſchon ſehr derb im Hund und Bär und erreicht ſeinen Gipfel im Walroß, wo ein wahrer Säbel durch das Glied zieht; bei Fledermäuſen bildet das Knöchelchen eine Gabel, die beim Begattungsakt vorne mit den Zinken direkt unter der Haut vorſtößt und das Weibchen erregen hilft. Lange muß gerade dieſer Schachzug ſich bewährt haben, denn der Penisknochen geht noch durch alle Affen mit Einſchluß ſelbſt der Menſchenaffen; bei uns ſelber aber hat er ſich doch noch wieder verloren. Nach einer andern Richtung wurde experimentiert über die Möglichkeit, das Glied auch nach erfolgter Samenausſtoßung noch eine Weile als Verſchluß für die weibliche Scheide zu verwerten, als eine Art Riegel, der auch das nachträgliche Wiederausſtrömen der Samentierchen dort noch verhinderte. So tritt bei den Hunden im Moment des Samenſpritzens im Akt eine urplötzliche koloſſale Schwellung der Eichel ein, die noch eine ganze Weile hinterher das Herausziehen des Gliedes hemmt; es muß ſozuſagen in einer natürlichen Falle bleiben, bis einige Sicherheit beſteht, daß die Samentierchen drüben ihre Reiſe ins Weibesinnere wirklich energiſch angetreten haben. Du kennſt den tragikomiſchen Fall, daß zwei Hunde noch nach vollendetem Liebesakt ineinanderſtecken und trotz heftigſter Verſuche nicht voneinander loskommen können. Dieſes „Verhängen" geht auf jenes Pfropfenexperiment zurück. Auch das iſt aber wenigſtens in ſo extremer Form nicht mehr bis zu uns gekommen.

Schließlich handelte es ſich in all dieſen Fällen wohl um Sicherungen, die zuallerletzt doch die Freiheit im Akt wieder etwas hemmten. Es läßt ſich aber an deinem Mannesgliede wie an all deinen andern Gliedern wundervoll jenes Prinzip der „Gliederlöſung" ſtudieren, dem der Menſch zweifellos einen Hauptteil ſeiner überlegenen nervöſen Gewandtheit verdankt. In deinem ganzen Gliederbau triumphiert die vergeiſtigte Beweglichkeit, und das ſo übermächtig, daß ſelbſt das flinkſte Tier im Grunde daneben wie ein aus Latten roh zuſammengenagelter Hampelmann erſcheint. Denke nur an den Bau deiner Hand, denke an die Zunge, denke an die Art, wie deine Wirbelſäule auf den aufrechten Gang eingeſtellt iſt.

Auf dieser allgemeinen Gliedervergeistigung zum Zweck eines wunderbar einheitlichen und zugleich wunderbar verfeinerten, durchgearbeiteten Handelns beruht dann wesentlich wieder die äußerliche Harmonie, die der nackte Menschenkörper für den Anblick gewährt: die Schönheit des nackten Menschen.

Zu dieser harmonischen Schönheit gehört heute auch das Mannesorgan selbst in seiner charakteristischen Winkellage zwischen den Kapitälen gewissermaßen der Schenkelsäulen, die den Leibestempel tragen. Und in diesem Sinne ist es schon aus rein ästhetischem Grunde eine Verkehrtheit, an der nackten Marmorstatue eines Kunstmeisters diesen notwendigen Teil der Harmonie durch einen absolut unzugehörigen Gegenstand wie das Blatt einer Pflanze, ein „Feigenblatt", zu durchbrechen.

Rein ornamental bildet das Mannesorgan, Glied und gedoppelter Hodensack, auf der Grenze gerade, wo die Einheit des Rumpfes durch die Zweiheit der Beinsäulen abgelöst wird, das schönste Forminter-mezzo durch seine kleine feine zwischengeschobene Dreiteilung. Durch das Organ an dieser Stelle verliert der Leib das von unten her Aufgespaltene, das Spalt-Ende wird verdeckt, ein harmonischer Linienstrom vom Unterleib in die Beinsäulen hinein erzeugt. Dem ganzen schweren, massigen Rumpfschenkelstück aber verleiht das scharf individualisierte, selbständig bewegliche Glied zugleich eine Art vergeistigten Mittelpunktes, es bildet gleichsam auch ornamental einen Finger, eine kleine dritte Hand an ihm, die mit den Händen rechts und links in eine rhythmische Beziehung für das Auge tritt. Der Manneskörper ist in dieser Gegend entschieden schöner gebaut als der weibliche.

Wenn du dir dazu nun aus der Kette der Bilder, die ich dir vorgeführt habe, vergegenwärtigst, was für eine unendliche Feinarbeit der Natur nötig gewesen ist, um gerade diesen Leibespunkt so herauszubringen, wie er da ist, und wie der Mensch sich auch in diesem Organ unaufhaltsam herauf- und herausgegipfelt hat, dieser innere, treibende Mensch, der über Nebelflecke und Sterne, Planet und Lebensformen tausendfältiger Art durch die Natur zu einem bestimmten Ideale heran- und immer herangeschwommen ist seit Äonen der Zeit ... wirst du wirklich meinen, daß dieser gewaltige historische Hergang, der auch hier wieder das höchste Interesse des Denkenden,

des Philoſophen notwendig wecken muß, bloß zu erſchöpfen ſei mit dem einen Wörtchen „unanſtändig"? Oder wirſt du weiter beten: Credo quia absurdum?

Nun iſt bloß noch ein kurzes Wörtlein vom weiblichen Begattungsteil nachzuholen. Zu ſeiner gleichzeitigen Ahnentafel. Die Hauptſache ſcheint ja auch hier klar. Je deutlicher beim Manne der Keil, der Flaſchenhals, deſto ſelbſtverſtändlicher erſcheint nach heutigen menſchlichen Verhältniſſen beim Weibe die einfache Öffnung, der Becher. Auch das Weib hat dabei natürlich den Sprung jenſeits des Schnabeltiers mitgemacht, daß nicht mehr ein und dasſelbe Kloakentor Verdauungsabfall, Urin und Eier ausgab und Samen einnahm. Es ſonderten ſich auch ihm die Pforten: der After nur noch für den Darmabfall und ein zweites Tor fortan für Urin- und Eierexport und Samenimport. Dieſe letztere Öffnung würde von da ab ausſchließlich der Becher geweſen ſein, der für den Akt in Frage zu kommen ſcheint.

Schauſt du indeſſen heute in dieſen geheimnisvollen Becher der Natur genauer hinein, ſo merkſt du, daß doch auch hier mancherlei kleine Kreuz- und Querwege der Entwickelung ganz in der Stille ſtattgefunden haben müſſen, die noch heute in ſeiner Schrift dadrinnen verewigt ſtehen wie in einem alten Stammbuch.

Denke jene Bilderreihe raſch noch einmal durch, aber beachte jetzt das Weib mehr als den Mann. Du biſt noch einmal jenſeits der Lostrennung des Afters vom Liebestor. Zuälteſt haſt du da die Außenzeugung der Fröſche und Kröten: das Weib läßt die Eier aus dem After ſchießen und der Mann gießt außen erſt den Samen auf. Dann haſt du die Feuerſalamander, wo ſich After an After drängt, das Weib behält die Eier noch drinnen, der Samen wird zu ihnen hineingeſchluckt, innen findet die Befruchtung ſtatt und dann erſt legt die Frau die Eier.

Aber die Aftervorhalle beider Liebenden iſt gar groß und hat verſchiedene Separatpforten in ſich. Es gilt, daß nun gerade der Erguß der männlichen Liebespforten genau auch an die engeren weiblichen Liebestüren innerhalb der aneinandergepreßten Vorhallen gelange. So ſiehſt du das Krokodil ſchon jenes Brettchen oder Falltrepplein

aus seinem After hervorschieben, an dem gerade der Samen eine engere Direktive drüben hinunter erhält, den erwähnten Fleischzapfen.

An dieser Stelle, für damals, könnte es nun gewiß nichts Wunderbares für dich haben, wenn auch das Weib seinerseits und innerhalb seiner Aftervorhalle ein Stückchen weit mit einem solchen Brett entgegengekommen wäre zur Aufnahme des Samens an die rechte Stelle: wenn es der einseitig offenen Samenleitung des männlichen Zapfens sozusagen eine Art Deckel und Gegenverschluß entgegengestreckt hätte in Gestalt eines ebensolchen unten eingekerbten weiblichen Fleischzapfens an seinem After.

Und in der Tat jetzt: etwas dieser Art muß bei deinen Vorfahren in der Gegend der Reptilstufe wirklich einmal bestanden haben. Bei all den genannten Reptilen, die als Männchen sich bereits eines Begattungsorgans erfreuen, tritt höchst bezeichnender Weise zunächst ein Seitenstück dieses Organs ganz wie selbstverständlich auch im Weibesafter auf. Ganz zweifellos ist es bei deinen speziellen Ahnen auch so gewesen. Auch das Weib entwickelte ein kleines Glied, ein Fingerchen, das im aufgeregten Moment anschwoll und sich vorreckte, auf daß das Mannesglied sich daran füge und nun ein vollkommener Kanal für den Samenstrom von den Samenpforten im Mannesafter zu den Eierpforten im Weibesafter auf die Dauer des Aktes hergestellt werde, während zugleich die intime Reibung bei dem Männchen den Samen durch automatischen Ruck gerade jetzt zum Ausströmen brachte.

Es muß eine ganze Weile lang den Anschein bei deinen tierischen Vorvätern gehabt haben, als sollten Mann sowohl wie Weib jedes in dieser Form dauernd ein solides Geschlechtsglied erhalten, ein Mannesglied und ein Weibesglied, die erst *aneinandergesetzt* das wahre Begattungsglied im ganzen ergaben.

Nun änderte sich da aber Entscheidendes bei den Säugetieren. Bei Mann wie Weib sonderte sich der After von den Urin- und Geschlechtszwecken. Für letztere entstand auch beim Weibe eine separate engere Pforte. Die Begegnung mit dem Manne fand fortan nicht mehr in der großen Afterkloake, sondern hier statt. Gleichzeitig hatte sich aber drüben beim Manne der ursprüngliche Rinnenzapfen endgültig in eine wirkliche geschlossene Röhre schon für sich verwandelt. Mit solcher Röhre drang der Mann jetzt beim Akt möglichst tief in die neue schmale Pforte drüben ein. Ein Gegenverschluß des Kanals

für den Samen war von seiten des Weibeszapfens dabei nicht mehr nötig. Man konnte sich denken, daß die einfache Reibung des Mannesgliedes an den engen Pfortenwänden fortan auch die Samenexplosion hervorrief. Wozu dann überhaupt noch das ganze Weibesglied? Man sollte meinen, es habe sich wieder rückgebildet, wieder aufgelöst in die einfache weibliche Pfortenwand selbst. Statt dessen sehen wir die Naturentwickelung im Bereich der Säugetiere aber auch hier einen höchst merkwürdigen Schachzug tun.

Statt das Weibesglied zu beseitigen, legt sie zunächst ein ganz besonderes Gewicht auch auf seine Erhaltung. Unbeschadet der Möglichkeit, daß sich das Mannesglied im Akt auch sonst an der Wand der Passage reibe, macht sie aus dem alten weiblichen Zapfen noch ein ganz spezielles, äußerst energisches weibliches Frottierorgan dicht am Eingang. Wie die dicke Tropfsteinzacke eines Stalaktiten hängt es dort von der Höhlendecke. Mit Sorgfalt wird ihm die alte Schwellfähigkeit in der Liebeserregung gewahrt. Ja auch hier wird sie bei einer Reihe von Säugetieren noch gesteigert durch dauernd feste Einlagen. Die Katze führt in ihrem weiblichen Grottenstalaktiten einen soliden Knorpel, der Bär gar einen Knochen ganz nach Art jener Penisknochen männlicher Tiere. Im Akt wird der Zapfen zu lebhaftester Gegenarbeit bewegt.

Im allgemeinen bleibt allerdings auch so diesem Weibesgliede eine gewisse Tendenz, sich räumlich nicht zu weit auszudehnen. Die wohnte ihm schon beim Krokodil inne. Sein Zweck darf ja nicht sein, das Eindringen des Mannesgliedes zu hindern. Es soll auch nicht zu sehr äußerlich vorragen, denn dieses Mannesglied soll möglichst tief in die Höhle hinein, anstatt daß es etwa selber draußen schon so energisch frottiert werde, daß die Samenexplosion erfolgt. Immerhin gibt es selbst davon Ausnahmen, wie jene des amerikanischen Klammeraffen, von dem ich dir früher erzählt habe, daß ihm ein Glied so weit aus der Weibespforte pendele, als sei er ein Mann. Auch das ist bei ihm nichts andres als der hier ins Riesenhafte vorgeschobene weibliche Frottierzapfen.

Einmal die Dinge hierher gediehen, mischte sich aber noch ein neues überraschendes Experiment auf gewisser Station der Säugetierentwickelung ein.

Du erinnerst dich: als bei den Männern dieser Säugetiere zuerst

der gefurchte Begattungszapfen zu einer vollkommenen Röhre geschlossen wurde, ging (beim Schnabeltier) zunächst bloß der Samen in die Röhre ein; erst beim Beuteltier kam auch der Harnkranen für die gleiche Röhre zum Anschluß. Beim Weib auf unsrer Stufe hat der Frottierzapfen mit der Samenleitung gar nichts zu tun und kann nie mehr etwas mit ihr zu tun bekommen. Im Akt geht die Mannesröhre unter ihm weg in die Grotte. Bei der Geburt rutscht ebenso das Kind unter ihm als unbeteiligt hängendem Deckstalaktiten aus der Pforte. Wird aber drinnen von der Blase aus der weibliche Topf gestülpt, so läuft auch dieses Wässerlein einfach unter ihm her zum Licht. Er selber ist gar nie Röhre geworden, er kann nichts leiten. Aber wenn er nun doch eines Tages auch hier wenigstens noch eine Funktion übernähme?

Geschlechtsakte sind selten, das Harnbrünnlein des Tiefenreservoirs sprudelt dagegen alltäglich. Noch ist in dem alten Zapfen da oben die alte Rinne erhalten. Wie oft mag es geschehen sein, daß rein zufällig die aufbegehrende Brunnenwelle doch gegen den Deckzapfen angebrandet und in der Rinne herabgeflossen ist. Zum Nutzen, denn jede Konzentrierung dieser Welle zum rasch und rastlos nach außen verspritzten Strahl ist nur ein Gewinn. Wenn sich die Rinne doch auch hier zum Kanal schlösse? Und wenn in allen Momenten, da der Weibesstalaktit geschlechtlich nicht gestrafft und als Frottierapparat in Arbeit ist, der Zapfen auch im Weibe aushilfsweise als Harnglied diente?

Die Sache ist gemacht worden und bei einer kleineren Anzahl von Säugern ist sie heute noch in Funktion. Bei den Maulwürfen und Spitzmäusen, bei vielen Nagetieren und bei allen Halbaffen findest du den Weibeszapfen durchbohrt. Er ist Kanal geworden in seiner Weise wie das Mannesglied. Kanal allerdings nur für den Urin! Unter den Nagetieren zeigt das Stachelschwein noch direkt den Weg. Ihm träufelt der Harnquell gewohnheitsmäßig durch die alte, offene Rinne des Zapfens wie von einer schräg nach außen gestellten Dachrinne ab. Die Ratte besitzt dann schon den endgültigen Kanal zum Zweck.

Dieser Versuch ergab aber noch eine weitere Chance.

Sobald der Harnbrunnen, der vom ersten Lebenstage bis zum letzten sprudelte, seine besondere Kanalleitung bis ins Freie besaß,

ließ ſich erwägen, ob nicht die übrige ganze Pforte hier wenigſtens zeitweiſe zu ſchließen ſei.

Du erinnerſt dich an den Horror der Zweckmäßigkeitswahl, überflüſſig offene Pforten am Leibe zu erhalten. Begattung und Geburt waren ſeltene Akte, zumal bei den Tieren mit regelmäßig geregelten Brunſtzeiten. Auf jeden Fall ging ihnen eine längere hier untätige Zeit der Unreife des Jungtiers voraus. In all dieſen Pauſen konnte die Hauptpforte ſehr gut verſchloſſen werden. So ſiehſt du hier eine neue Kette ſich anſchließender Experimente einſetzen.

Vor das Geſchlechtstor wird eine Haut, eine Falte gezogen. Sie kann den Urinquell nicht hemmen, da der ja in ſeinem Separatkanal herauslenkt. Aber ſie wehrt zeitweiſe allen gefährdenden Eingriffen von außen, dem Schmutz, den Schmarotzern und was für Möglichkeiten ſonſt. Soll endlich der Geſchlechtsakt ſelber kommen, ſo iſt ſie doch nicht ſo ſolid, wirklich zu ſtören. Das einbegehrende Mannesglied ſtößt ſie beiſeite oder zerreißt ſie einfach.

Ein Extrem dieſes Weges zeigen dir heute noch die Maulwürfe. Bei der annoch jungfräulichen Maulwürfin ragt der durchbohrte Zapfen als langes Glied bis nach außen vor. Ringsum aber iſt die übrige Pforte einfach hermetiſch zugewachſen. Der Verſchluß iſt in dieſem Falle derartig ſolid, daß das Mannesglied allein ihn nie ſprengen würde. So hilft die Natur in der Jungfrau ſelber nach, wenn ihre Liebeszeit kommt. Durch einen der Menſtruation ähnlichen Entzündungsprozeß löſt ſich das Zellgewebe des Verſchluſſes ſchon vor dem erſten Akt auf. Immerhin iſt die Sachlage während der Jungfrauſchaft ſo drollig, daß er lange die Zoologen irreführen konnte. Sie hielten alle Moll-Jungfrauen, die ein langes Harnglied da unten zeigten und ſonſt keine Spur einer Öffnung, für Jünglinge.

Solches Extrem iſt immerhin die Ausnahme, deren Methode im Einzelnen auch Moll-Original iſt. Aber Spuren eines ſolchen temporären Riegels, ſei er ſo oder ſo geſetzt und gebaut, findeſt du weit verbreitet, und immer hat die Funktion etwas gemeinſames. Und es kann dir ſchon während der Erzählung nicht entgangen ſein, daß du hier allem Anſchein nach auf die Urform einer hochintereſſanten Sache geraten biſt, die uns Menſchen noch betrifft: nämlich des auch bei uns noch ſogenannten „Jungfernhäutchens".

Dieſes ebenſo berühmte wie berüchtigte Ding iſt nichts andres als

auch eine kleine Falte, eine Art Segelchen, das im noch nicht berührten Zustande des Weibes die engere Geschlechtsseite des weiblichen Eingangs da unten zeitweise und provisorisch in etwa abschließt. Von echtem Zuwachsen ist bei unsern Mädchen wenigstens normal allerdings keine Rede mehr. Wir sind eben keine Maulwürfe. Für das kleine, schwache Ringelchen genügt auch durchweg der einfache erste Stoß des Mannesgliedes selber vollauf zum Zerreißen oder mindestens Verschobenwerden. Die entstehende kleine Blutung ist völlig ungefährlich. Was die menschliche Kulturgeschichte an Ernst und Spuk um diesen Rest des uralten Schutzverschlusses auf Widerruf gewoben und gelogen hat, besprechen wir später noch. Hier genüge der entwickelungsgeschichtliche Anhalt. Bei einzelnen Affen ist das Häutchen ganz genau so wie beim Menschen da. Wissenschaftlich ist immer und immer wieder über den ursprünglichen Zweck gestritten worden, ich sehe aber doch keinen plausibeleren Zusammenhang als mit dieser alten Schutztendenz. Die Art, wie diese Tendenz im älteren Säugevolk durchgeprobt worden ist, war offenbar eine mehrseitige, und in der speziellen Form, wie das Häutchen gerade bei uns sitzt und konstruiert ist, spiegelt sich eben noch einer der verschiedenen Wege. Auch das Pferd hat eine sehr ähnliche Ringfalte, die auf seiner Seite den gleichen Weg andeutet.

Besitzen wir aber an diesem Fleck den Rest noch, so fehlt uns Menschen doch ebenso evident die Gegenzeichnung der gleichen kritischen Gegend: nämlich die Durchbohrung des Weibesgliedes zum Harnkanal. Und wie sie uns fehlt, so der Hauptmasse der höheren Säuger. Hier überall ist das ganze Experiment nach dieser Seite doch wieder abgeschafft worden.

Es scheint wirklich, daß es erst nachträglich wieder beseitigt worden ist, nachdem es eine Weile einmal mehr oder minder weit überall bestanden hatte. Die Insektenfresser, zu denen der Maulwurf gehört und denen auch die Nagetiere geschichtlich nahe zu stehen scheinen, haben es überall in Flor; gerade sie gelten aber der heutigen Stammbaumlehre als die Ausgangsgruppe der gesamten obersten Säuger. Speziell dein Menschenstammbaum ist der Sache nahe, da auch noch die Halbaffen in seiner engeren Reihe sie besitzen. Gleichwohl aber ist der Versuch in der oberen Säugerschicht ebenso konsequent wieder verlassen worden. Es ist wohl ersichtlich, wo sein Fehler schließlich

doch gelegen haben mag. Die Verwertung des weiblichen Frottierzapfens als Harnkanal bei gleichzeitigem Temporärverschluß der übrigen Pforte mußte notwendig zu Verlängerung des Zapfens führen. Er mußte draußen münden, draußen erscheinen. Wie er ja auch beim Maulwurf tut. Das trat aber dann wieder in Konflikt mit seinem Zweck als erigiertem Frottierorgan im Geschlechtsakt. Als solches brachte er, zu weit nach außen gestellt, nur Schaden. In diesem Zwist zwischen Harnzweck und Geschlechtszweck ist, wie erklärlich, zuletzt doch der stets wichtigste Geschlechtszweck Sieger geblieben. Der eine Weile vorgespitzte Stalaktit ist allmählich wieder in die Höhle zurückgekrochen und das Brünnlein wieder unter ihm weggeführt worden. Das zeitweise Schließen der Geschlechtstür ließ sich damit auch nicht mehr in solchem Umfang durchführen und so ging es ebenfalls wieder wenigstens teilweise zurück, es bekam einen gewissen rudimentären, mehr oder minder verkümmerten Zug.

Aber es ist, als wenn auch der ganze jetzt wieder undurchbohrte Zapfen selber auf dieser allgemeinen Rückzugslinie eine gewisse Verminderung erfahren habe, die ihn auch innen nicht mehr seine ganze alte Kraft wiederfinden ließ. Er verkürzte sich. Die Knocheneinlage verschwand endgültig. Von seiner immer mehr verbreiterten Basis aber wurden allmählich Faltenteile doch noch in die Pfortenränder hineingezogen, wo sie, beiderseitig flügelartig herabgreifend, portierenhafte Schutzwülste bildeten, die selber auch einen Teil der alten Frottierzwecke fortan mit übernahmen. Beim Akt klafften diese Flügel einfach auseinander und faßten zugleich wie Lippen das eindringende Glied zwischen sich. Zu den andern Zeiten dagegen schlossen sie sich wirklich wie Lippen eines Mundes und verhalfen so dem innersten Heiligtum der Grotte zu einer Art Generalverschluß mit denkbar bequemster Öffnungsmöglichkeit. Diese Art verschiebbarer dicker Portieren mit Doppelflügeln wurde in dieser Gegend jetzt überhaupt Trumpf statt aller Experimente mit jungfernhäutchenhaften reißenden Sperrketten. Pralle Fettpolsterfalten aus dem äußersten Randmaterial der Pforte, das beim Manne längst den Stoff zu dem Hodenbeutel geliefert hatte, gestalteten sich auf der Höhe dieser Situation noch einmal zu zwei großen äußeren Portieren aus, die die inneren erst enger in sich beschlossen. Im Verlauf dieses gesteigerten Barrikadenbaues blieb schließlich von dem Deckenstalaktiten, dem uralten Weibes-

zapfen ſelber, nur mehr das äußerſte Zäpfchen, die Spitze, übrig, die zu allerletzt bloß noch wie ein Schürzungsknoten ganz oben in der Kreuzungsſtelle der inneren Portieren hing.

Im übrigen blieben in der Grotte ſelbſt dauernd die beiden Spezialverbindungen nach innen beſtehen, ohne daß ſich da noch irgend etwas verſchoben hätte: der Waſſerhahn des Harnapparats, durch den der von den Nieren geſpeiſte Topf der Harnblaſe regelmäßig umgeſtülpt wurde, ohne daß die ganzen Portieren an ſeinem einfachen Abfluß etwas änderten oder hemmten; und der bedeutſame Korridor gegen die Gebärmutter hin, in den der Mannesſamen hinein mußte und aus dem ſpäter das ausgereifte Kind heraus mußte. Kam jetzt das ſtraff geſpannte, zu ganzer Kraft entfaltete und mit Samen geladene Mannesglied im Akt heran, ſo ging es zunächſt zwiſchen allen verſchiebbaren Portieren glatt durch, um ſich endlich in dem innerſten Raum in jenen entſcheidenden Korridor ſo einzuzwängen, daß bei der (auf Grund der vielfältigen Reibung endlich erfolgenden) Exploſion ſeine koſtbare Samenladung genau dahin kam, wo der Weg für die Samentierchen im ganzen ſchlechterdings nicht mehr zu verfehlen war. Erfolgte der Akt zum erſtenmal, ſo fiel auf dieſer Bahn auch das (ohnehin nur mehr als Reſt erhaltene) alte Sicherheitskettchen des Jungfernhäutchens noch ein für allemal mit dahin.

Wir ſind beim Menſchen ...

Die äußeren groben Portieren ſind die ſogenannten großen Schamlippen der weiblichen Geſchlechts- und Harnpforte. Die inneren Portieren ſind die ſogenannten kleinen Schamlippen. Das Reſtchen des alten weiblichen Zeugungsfingers ſelbſt, die Spitze des uralten Zapfens, der beim Manne heute noch wirkliches Zeugungsglied iſt, iſt in unſerm Weibesſchoße dagegen deutlich noch jetzt erhalten in der ſogenannten Klitoris (der Ton liegt auf dem i) oder, mit deutſchem Wort, dem Kitzler, der noch immer genau als zugeſpitzter Knoten in dem inneren Portierenwinkel ſitzt.

Noch heute kann man bei jedem menſchlichen Embryo, alſo beim Werden jedes menſchlichen Neuweſens im Mutterleibe, ganz genau verfolgen, daß dieſer Kitzler im Weibesſchoße ein urſprüngliches Geſchlechtsglied iſt, das dem männlichen Gliede dort entſpricht. Wie die alte Reptilienkloake bei ſolchem Menſchenembryo zunächſt noch einmal auftaucht, ſo kommt auch der alte, bloß mit einer offenen

Furche verſehene Reptilzapfen noch einmal wieder und zwar vollkommen gleichmäßig bei dem werdenden Mädchen wie bei dem werdenden Knaben. Vom vierten Monat der Mutterleibsentwickelung an beginnt ſich bei dem Knaben aus dieſem Zapfen dann das geſchloſſene Mannesglied zu entwickeln, während beim Mädchen aus dem Zapfen der Kitzler entſteht. Nach dem biogenetiſchen Grundprinzip wiederholt hier der Embryo noch einmal den geſchichtlichen Vorgang. Er würde aber auch ſchon durch die einfache anatomiſche Vergleichung der heutigen Tierverhältniſſe mit dem Menſchen deutlich genug.

An dieſer Stelle könnteſt du allerdings verſucht ſein, in dem ganzen Kitzler wenigſtens bei uns nur ein ſogenanntes rudimentäres Organ zu ſehen, wie unſer bekannter Blinddarmfortſatz eines in unſerm Leibe iſt. Nichts iſt an ihm erfüllt, ſcheint es, von ſeiner uralten Miſſion. Nicht er bildet den Becher, in den der Flaſchenhals ſeinen Unſterblichkeitstropfen gießt. Nicht einmal das Abflußrohr des Urins tritt in ihn ein. Die Zeiten ſeiner ſelbſtändigen Größe ſind dahin. Und ſo ſcheint er wirklich bloß ein überflüſſiges Stammbuchblatt dieſes vielbewegten Entwickelungsſchauplatzes zu ſein, ein Stammbuchblatt höchſtens für die paar vorgeſchrittenen Menſchheitsgehirne, die anfangen, auch die halb verwiſchte Runenſchrift der wahren Weltgeſchichte mit Intereſſe zu leſen; aber ein Nichts für die Millionen, die ihren Leibesbeſitz nur nach der praktiſchen Leiſtung meſſen.

So einfach liegen die Dinge indeſſen doch nicht. Mit dem derben Worte „Kitzler" wird eine ganz neue Melodie noch wieder unſres merkwürdigen Liebesepos angeſchlagen. In unſrer ganzen letzten Betrachtung nämlich iſt ein gewichtiger Punkt unerledigt geblieben. Der Weibeszapfen diente urſprünglich, noch in der Zeit der Kloake, als Deckelteil der gemeinſamen Samenbrücke im Akt. Damals war er die einzige Stelle, wo der Körper des Weibes in dieſem Akt bei höchſter Geſchlechtserregung das entſprechende Mannesglied berührte. Auch bei völlig veränderter ſpäterer Sachlage hat die Entwickelung aber gleichſam verzweifelt immer und immer wieder darum gekämpft, dieſer urſprünglichſten weiblichen Berührungsſtelle auch fernerhin eine beſondere Rolle, eine beſondere Pointierung zu bewahren. Warum das? Hier mußte noch ein Geheimnis ſtecken.

Mit ihm ſchlägſt du tatſächlich die dritte jener großen oben geſtellten Fragen der Miſchliebe an: die Luſtfrage.

„Geheimnisse sind noch keine Wunder."
Goethe (Sprüche in Prosa)

Die Naturgeschichte der Liebe, wie wir sie hier miteinander besprechen, ist, wie ich dir des öfteren jetzt gesagt habe, nur erst eine Andeutung. Eine Kette von Lichtpünktchen, von denen gar manches erst noch wieder verglimmen mag, ehe die Funkenreihe ein echter Sonnenstreifen wird.

Die Naturgeschichte der Wollust ist aber noch einmal wieder nur das Surrogat eines solchen Pünktchens. Sie glimmt in das vorläufig dunkelste Feld unsrer ganzen Weisheit hinein: in das Feld nämlich der Empfindungen. Ein Kapitel aus der Chronika irgendeiner „Empfindung" über den Menschen hinaus ins Historische des Tierreichs treiben, heißt gegenwärtig noch in Nacht und Nebel fahren. Ich möchte also, daß du die folgende Betrachtung ganz besonders mit dem Vorzeichen der Reserve versehen möchtest, obwohl ich sie an sich nicht überschlagen kann und auch durchaus nicht mag.

Um alles „Empfinden" steht es mit uns Menschenkindern zunächst ja so.

Es ist ein Gebiet, wo jeder von uns, ob gelehrt oder ungelehrt, vorweg einmal die volle Ehre genießt, Fachmann zu sein. Wir haben das nicht von Hörensagen: wie es ist, wenn uns etwas gut tut und etwas andres schlecht, wenn uns wohl ist und wenn übel, wenn eine Rose uns duftet oder ein Dorn uns sticht. Der Dümmste kennt das als Tatsache so gut wie der Philosoph. Das Kind bringt es mit und alle Erziehung durch Lehre und Leben stützt sich auf diese seine Grundweisheit.

Aber diese stolze Fachmannschaft erkaufen wir auch durch das gegensätzlich Mißliche, daß wir streng genommen bloß unsre eigene Empfindung in der Welt als Maßstab kennen. Die Empfindungen aller übrigen Menschen und Wesen um uns her erraten wir stets nur auf Grund eines Ähnlichkeitsschlusses, einer Analogie.

Ins Herz seiner Empfindungen selbst sehen wir keinem andren hinein. Immer ist ein Umweg über einen Schluß nötig. Dich sticht einer mit einer Nadel und du schreist vor Schmerz auf. Du stichst einen andren Menschen und er schreit ungefähr im gleichen Verhältnis auch. Schluß: er wird wohl auch Schmerz empfunden haben. Aber die Empfindung selber gewahrst du niemals, es ist eben nur ein Schluß, bei dem das wichtigste Glied ergänzt wird.

Wenn ich eine Sprechmaſchine erfinde, die auf einen Nadelſtich hin Au! ſchreit, ſo iſt der Schluß in dieſer Nacktheit ſchon bedenklich. Wenn ich fröhlichen Herzens und verliebt bin, ſinge ich. Wenn der Kuckuck im Sommerwalde Kuckuck ruft, ſo ſchließe ich, daß er auch luſtig und der Liebe voll iſt. Aber auch meine Kuckucksuhr zu Hauſe ruft zwölfmal Kuckuck, wenn der Zeiger ihrer Maſchine die Ziffer Zwölf berührt. Ich muß offenbar für meinen Empfindungsſchluß noch andres zu Hilfe nehmen.

Ich betrachte mich alſo im Spiegel und ſchaue dann die andren Menſchen an. Und die Ähnlichkeit iſt ſo frappant, daß ich einen engeren Beweis zu haben glaube. Ich ſehe doch total anders aus als eine Kuckucksuhr, und du und der und jener Menſch ebenſo. Nur wer auch annähernd wenigſtens wie ich dreinſchaut, der wird alſo wohl zwiſchen dem Nadelſtich und der Luftwelle „Au!“ eine Empfindung haben. Aber der Kuckuck ſchaut ja ſchon keineswegs wie ein Menſch aus. Nun ſo brauche ich eben noch eine Hilfe.

Ich habe erkannt, daß das Stechen und das Au bei den andren Menſchen in einem entſchiedenen Zuſammenhang ſtehen mit einer gewiſſen Zellmaſſe, die als Nervenſubſtanz, vor allem als Gehirn, im Körper dieſer Menſchen ſteckt. Ich erkenne aber die ſicherſten Anzeichen dafür, daß ſolche Maſſe körperlich greifbar auch in meinem eigenen liebwerten Leibe enthalten iſt und daß ſie hier gerade mit meiner Empfindung irgendwie enger zu tun hat. Iſt der Apparat dieſer Sorte in Unordnung, ſind zum Beiſpiel auch nur meine Armnerven, die von der Hand zu meinem Gehirn laufen, durchſchnitten, ſo kann ich in die Hand ſtechen ſoviel ich will: es kommt keine Schmerzempfindung bei mir mehr zuſtande. Ich ſchließe alſo abermals, daß nun auch dieſe Nervenſubſtanz überall, wo ſie beſteht, einen Wahrſcheinlichkeitsſchluß auf Empfindung zuläßt. Solche Nervenſubſtanz hat aber die Kuckucksuhr ganz und gar nicht; wohl aber hat ſie der Kuckuck.

Jetzt dieſer Kuckuck iſt jedoch immer noch ein ſehr hohes, mir naheſtehendes Tier. Ich ſoll aber tiefer hinab mit meiner Empfindungsfrage in die Welt des Lebendigen. Und abermals häufen ſich Schwierigkeiten. Ich komme zu niedrigen Tieren, wo der Nervenapparat ſich mehr und mehr auflöſt im Geſamtleibe, bis er endlich völlig darin verſchwindet. Zugleich werden die Symptome des Au-

Schreiens immer dünner und zweifelhafter. Wie ſchwer die Sache bei der Pflanze, auch der hoch entwickelten, wird, weißt du. Ob da noch etwas irgendwie unſerm Nervenapparat Vergleichbares exiſtiert, iſt lange gänzlich abgeleugnet worden, während heute immerhin ein Teil der Botaniker wenigſtens darüber wieder mit ſich reden läßt. Der Hydrapolyp hat beſtimmt noch Nervenzellen in der doch ſchon geringen Zellarbeitsteilung ſeines Leibes. Aber eine Amöbe, ein Bakterium, deren Leib nur noch aus einer Zelle überhaupt beſteht, führt beſtimmt keine irgendwie lokaliſierte Nervenſubſtanz mehr.

Nun fehlen allerdings dieſen äußerſten, einfachſten Organismen, dem Wort zum Tort, ſchließlich die Organe überhaupt ſo gut wie ganz, nicht aber fehlen ihnen darum die Eigenſchaften, die an ſolchen Organen hafteten, ohne weiteres auch. Die Amöbe hat keinen Magen und verdaut doch, das Verdauungsvermögen iſt offenbar eine Eigenſchaft ihres ganzen belebten Zellſtoffs geblieben. Und ſo ſoll es mit der Empfindung alſo auch einmal gelten. Ich will ſie ebenfalls ganz allgemein einmal an die lebendige Subſtanz, an das Leben überhaupt geknüpft denken. Ich empfinde, weil ich lebe im ganzen Umfang des Wortes, ſage ich mir, und alſo wird alles, was lebt, normalerweiſe auch empfinden.

Indeſſen das Leben wandert zuletzt ſelber, wie du dich erinnerſt, hinab in das Grenzviolett zum ſogenannten Anorganiſchen, wenn wir ſtreng bei der Stange bleiben wollen. In einem gewiſſen Moment meines Zuendedenkens und Zuendeanalogiſierens ſage ich mir, ob Empfindung nicht vielleicht eine Grundeigenſchaft aller Materie ſein könne. Das ganze „Sein" erſcheint mir nur als ein andrer Ausdruck für „Selbſterleben". Ein Selbſterlebnis ſetzt aber allemal eine Empfindung voraus. Das Ding, das nichts empfindet, kann auch nichts erleben, kann nicht ſein.

Es fragt ſich jetzt nur noch, ob ich dieſe Empfindungsfähigkeit bloß jedem winzigſten Teilchen einer atomiſtiſch zerſplitterten Materie zuerkennen will. Oder auch verwickelteren, aus ſolchen Atomen aufgebauten Syſtemen. Ich ſehe wieder auf mich und es kann mir wahrſcheinlich vorkommen, daß in mir ein Syſtem, eine große körperliche Vielheit (denke bloß an die Zellenzahl in deinem Gehirn) wenigſtens bei normaler, geſunder Sachlage einheitlich empfindet und nicht bloß ein einzelnes monadenhaftes Atom. Damit iſt aber nun vollends

eine ungeheure Analogie offen. Überall in der Natur, wo geſchloſſene Syſteme auftreten, tritt auch eine Denkbarkeit auf, daß hier nicht bloß ein atomiſtiſches Empfinden aller Teilchen, ſondern auch eine Geſamtempfindung höherer Ordnung durch das ganze Syſtem ſtattfinden könnte.

Schon mit dieſen beiden letzten Analogien bin ich alſo der Kuckucksuhr nun doch noch ſeeliſch näher auf den Hals gerückt. Sei es, daß ich bloß ihre winzigſten Teilchen, ihre Atome und Moleküle, empfinden laſſe; ſei es, daß ich ſie als Syſtem betrachte, von dem mein eigener einheitlich empfindender Organismus zuletzt doch nur als ein unendlich viel verwickelterer Empfindungskomplex durch einen puren Unterſchied des Grades getrennt wäre.

Inzwiſchen reckt ſich aber vom Moment an, da das Anorganiſche überhaupt berührt worden iſt, von dort unten her eine ganz andre, genau umgekehrte Auffaſſung vor, die dich gern wieder aus allen früheren Poſitionen herauswerfen möchte. Da wird dir geſagt: wenn ein ſogenannter anorganiſcher Körper fällt, alſo ein Stein oder auch das Gewicht der Kuckucksuhr, ſo iſt das einfach ein mechaniſcher Vorgang. Das Geſetz von der Erhaltung der Energie kommt dabei in Betracht und die Empfindung ſpielt in dieſem kauſalen Zuſammenhang überhaupt keine Rolle. Und nach dieſer Analogie von unten her ſollen wir nun aufſteigen auch ins Organiſche hinein. Da iſt das Bakterium: faſſen wir es doch einmal rein auch als ſolchen fallenden Stein oder ein mechaniſch abrollendes Räderwerk, ob nicht ſo auch alles genau klappt, ja der gleichen exakten Rechnung ſchließlich zugänglich wird, die dort unten auf jenem Geſetz fußte. Da iſt die Pflanze: treiben wir die Analogie doch auch hier weiter. Auch die Pflanze eine Maſchine! Iſt uns das aber ſo weit gelungen, ſo ſei nun endlich das Tier wieder erklärt nach Analogie dieſer mechaniſchen Pflanze. Wo ein Nervenſyſtem auftritt, da wird es lediglich beſchrieben als ein Apparat, den beſtimmte Kräfte nach den Regeln des Energiegeſetzes durchlaufen. Auch das Gehirn des Kuckucks wird ſo beſchrieben. Und in das Tier, das mit der Nadel geſtochen wird und Au ſchreit, wird eine einfache Kraftverbindung gelegt, bei der der Nadelſtich in verwickelter Wirkung rein mechaniſch das Au auslöſen muß.

Du merkſt: im nächſten Schritt hat dieſe Welle der umgekehrt

arbeitenden Analogie von unten nach oben dich ſelber erreicht und umfaßt.

War vorher die Kuckucksuhr auf dem Wege der Vermenſchlichung, ſo ſiehſt du jetzt umgekehrt vor dem Satz: der Menſch iſt eigentlich bloß eine ſehr viel verwickeltere Kuckucksuhr im Sinne einer reinen Kraftmaſchine.

Im Augenblick, da ſich das vollzieht, hat ſich aber nun doch auch hier etwas höchſt Seltſames vollzogen. Anſcheinend hat dieſe zweite Beweisführung dir von unten her anſteigend deine früheren Analogieſchlüſſe einen nach dem andern zerſetzt und vernichtet. Selbſt die menſchliche Gehirnrinde iſt nichts andres als ein Tummelplatz für mechaniſche Kraftvorgänge, ja ſie iſt ſozuſagen bloß ein einiger ineinander verwickelter Strang Kraft. Genau in dem Moment aber, da du auch von hier aus im Menſchen dich ſelber berührſt, iſt es, als ſei das alles neuerdings wieder wie fortgeblaſen und als drehe ſich alles von ſich aus nochmals um.

Denn nun biſt du ſelber alſo der Typus einer echten und rechten Maſchine. Du ſelber aber bleibſt doch, mit Verlaub, derſelbe, der du auch vorher warſt. Wenn die Nadel dich ſticht, empfindeſt du das als Schmerz, und weil du Schmerz haſt, ſchreiſt du nach deinem Innenerlebnis Au. Es bleibt nichts andres übrig, als um deinetwillen an die Definition der Maſchine außer der vollkommenen Durchführung des Energiegeſetzes doch noch ein „etwas" anzuſchließen: nämlich eben dieſe Tatſache der Empfindung. Wie du das machen willſt, iſt ja wieder eine Hiſtoria für ſich.

Der Materialiſt von der ganz extremen Sorte wird dir ſagen: dieſe deine Empfindung iſt eben bloß ein Vorgang innerhalb des Mechanismus. Etwa ſo: von außen kommt eine mechaniſche Kraftwelle bei jedem Nadelſtich, dieſe Welle geht in dich ein, in deinem Gehirn ſetzt ſie ſich nach demſelben Äquivalenzverhältnis, wie Bewegung in Wärme übergeht, in Empfindung um und dieſe Empfindung wird dann wieder Ausgangspunkt für gewöhnliche Kraftwirkungen, deren letztes Ergebnis das Au iſt.

Oder die Kraftwelle, die einheitlich von dem Nadelſtich bis zum Au deinen Leib durchquert, gibt auf irgendeiner Teilſtrecke innerhalb des Gehirns ſoundſo viel Prozent Kraft ab zur Entwickelung der kurioſen Nebenerſcheinung, die wir Empfindung nennen. Vor ſolchem

Gedankengang werden dir andre Naturdenker dann allerdings in den Ruf ausbrechen: „Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind ...“ und dich fragen, wie um des Himmels willen ein Ding wie eine Bewegung ſich in ein ſo heterogenes Ding wie eine Empfindung umſetzen ſolle und umgekehrt.

Über dieſem Einwurf kannſt du dann zum völligen Denkpeſſimiſten werden, kannſt predigen Ignorabimus, hier liegt ein ewig Unfaßliches, wie etwas nicht in der Rechnung ſein kann und doch darin iſt; du kannſt auch im philoſophiſchen Kämmerlein vor dem ſublimſten Welträtſel einmal wieder bekennen: Credo quia absurdum. Oder aber du kannſt im Sinne des ſogenannten Parallelismus die mechaniſche Kette auch durch dein Gehirn vom Stich bis zum Au für eine in ſich geſchloſſene halten, über der aber gleichzeitig die Empfindungslinie wie ein geheimnisvoller Regenbogen parallel erglänzt, ohne „erzeugt“ vom Mechaniſchen aus zu ſein.

Willſt du konſequent ſein nach dieſer Seite, ſo wirſt du dieſen ſeeliſchen Regenbogen aber wohl noch viel weiter ſpannen müſſen: du wirſt ſagen, daß ſchon jede ins Gehirn eintretende Kraftwelle auch eine ſeeliſche Parallele mitbringen müſſe. Alſo auch der Nadelſtich. Und daß dieſer Stich alſo ſeeliſch ebenſo empfunden, als „Schmerz“ empfunden wird, wie mechaniſch ſein Stoß als Kraftwelle eine Rolle in dem Mechanismus ſpielt. Und daß mit dem Au eine ſeeliſche Parallele zum mechaniſchen Abſtrömen dich auch ebenſo wieder verläßt. Das iſt der Weg, den Fechner ſo glänzend ausgebaut hat und der zuletzt auch von dieſer Idee der allüberall, durch alle Weſen und Elemente und Sonnen und Milchſtraßen mitgehenden ſeeliſchen Parallele aus zu einer durch und durch beſeelten, wenn auch in verſchiedenen Graden ſeeliſcher Syſteme innerlich verflochtenen Natur kommt.

Die Luſt mag dich an dieſer Ecke aber anwandeln, dieſes wunderliche Parallelweſen nachträglich nochmals zu vereinfachen.

Zuerſt wirſt du fragen, ob es nicht bloß ein Anſchauen desſelben Dinges von zwei Seiten bedeute: nämlich erſtens von einer innerlichen ſubjektiven und zweitens von einer veräußerlichten, gewaltſam objektiven. Die Empfindung wäre der ſubjektive, die mechaniſche Kraftwelle der objektive Anblick desſelben Dinges. Das Ding ſelber alſo wäre nicht mehr dualiſtiſch; ſondern die Zweiheit, der Dualismus ſteckte bloß noch in deiner Anſchauungsweiſe.

Hier dann könnte dich abermals die weitere Luſt anwandeln, auch noch über dieſen Anſchauungs-Dualismus zu einem wenigſtens grundlegenden Monismus, einer Einheitslehre hinſichtlich deiner geſamten Erfahrungswelt überzugehen.

Du könnteſt dich nämlich auf die einfache Tatſache beſinnen, daß zunächſt alle deine Erfahrung bloß Empfindungserfahrung und alſo ſeeliſcher Natur iſt, während die ganzen Begriffe der Kraft und des Mechanismus erſt innerhalb dieſer grundlegend ſeeliſchen Erfahrung geſchaffene Abſtraktionen deines Denkens ſelber ſind, die dir zur Ordnung des Weltbildes unſchätzbare Dienſte tun, aber mit keinem Finger irgendwo aus deinem ſeeliſchen Welterlebnis poſitiv herausragen können. Es wäre ſchließlich die mechaniſtiſche Anſchauungsart nur eine Loge ſozuſagen innerhalb des umfaſſenden ſeeliſchen Theaters, und damit wäre die Einheit auch von hier aus erreicht, die am andern Pol der Materialismus errungen zu haben glaubt.

Dieſe Lehre berührt ſich auf der einen Seite mit den bedeutendſten Gedankengängen aller älteren Philoſophie; beſitzt aber gleichzeitig ihre Anhänger auch unter einer Schule exakteſter Phyſiologen von heute. Sie räumt im ganzen dem Seeliſchen das machtvollſte und einheitlichſte Weltbild ein. Das Körperliche erſcheint in ihr immer nur wie ein ſymboliſcher Wert, der, einmal aufgeſtellt und geſetzmäßig begründet, allerdings auch ſo durchaus reſpektiert werden will und in ſeiner eigenen Kauſalverknüpfung keinerlei Durchbrechungen und Übergriffe erlaubt; er erlaubt ſie ſo wenig, wie eine Rechnung ſie erlaubt, wenn ich eine Sache einmal durch Rechnungswerte ausdrücken will. Tatſächlich kann mit dieſem Standpunkt auch der ſtrengſte Mechaniſt auf ſeinem Gebiet genau ſo gut praktiſch arbeiten wie von dem paralleliſtiſchen und dem materialiſtiſchen aus.

Jedenfalls haſt du an dieſer Stelle über das Verhältnis der Maſchine in dir zum Empfindungserlebnis in dir einen ganzen bunten Blütenſtrauß von Meinungen zur Wahl.

Sei es aber nun ſo oder ſo oder noch ſo damit: in jenem entſcheidenden Moment iſt eben auf alle Fälle im Faktum alles wieder beim alten. Ich ſelber bin vom neuem das Maß aller Analogien. Ich bin konſequente Maſchine, zur Definition gerade meines Weſens gehört aber auch irgendwie die Empfindung. Ich ſehe nun, daß alle andern Menſchen in allem mir Sichtbaren auch Maſchinen ſind wie

ich, folglich werden ſie wohl auch Empfindung beſitzen und ſogar ein mir ſehr ähnliches Empfindungsleben im einzelnen haben, da ihre Maſchinen meiner ſo ähnlich ſind. Die Maſchine dort, die ich einen lebendigen Kuckuck heiße, wird entſprechend aber ebenfalls wohl irgendwie etwas empfinden. Und ſo geht das nun abermals abwärts ins Unaufhaltſame. Alle Lebensmaſchinen da unten ſind ja nur Unterſchiede des Grades, nicht der Art gegen mich. Und endlich überhaupt alles Mechaniſche. In alle Tiefen ſinkt die Empfindungsanalogie jetzt erſt recht mit, und alles ſcheinbar vom Mechanismus Umgeworfene richtet ſich auf wie ſtrotzende Kornhalme nach dem Regen.

Nur wird, da die ſichtbare Konſtruktion dieſer Maſchinen ſich immer mehr von meiner entfernt, es immer ſchwerer werden, über den Inhalt des Empfindungslebens da unten in die Weiten und Breiten der Natur hinaus noch etwas auszuſagen. Die Analogie bleibt, aber das Bild, das ſie ausdrückt, wird gleichſam immer ſchemenhafter.

Wie ſollen wir uns nach unſerm Menſchenbilde etwas vorſtellen von dem Empfindungsinhalt eines Moleküls oder Atoms! Beinahe wirkt es hier wie eine ſtille Beruhigung, ſich zu ſagen, daß in der Gegend von Atomen, Elektronen und Jonen und ihresgleichen ja heute auch in der exakten, bloß die Maſchinenteile ſelbſt ſuchenden ſtrengſten Phyſik noch eine fröhliche Epoche der Metaphern und ſchwankenden Zahlmarken ſtatt der echten Werte blüht.

Und wenn du nun an anorganiſche Syſteme höheren Grades denkſt! Es iſt ja gewiß, daß wir auch da maſchinell auf wunderbare Einheitsgebilde ſchauen. Denke an einen Kriſtall. Erhebe deinen träumenden Blick zu Sonnenſyſtemen und Milchſtraßen. Empfinde einen Moment, da dein Auge von den Flammenſternen des Orion zum Herkules, dem Ziel unſrer Sonnenbewegung, ſchweift, den Schauer des Gedankens, daß dieſes ganze All, dieſe ganze Natur mit all ihren Sonnen und Nebelflecken und Milchſtraßen, all ihren Energien und all ihren Gehirnen zuletzt doch auch ein einiges umfaſſendes maſchinelles Syſtem dieſer Art darſtellt... Und wenn du dann dir ſagſt, daß auch dort überall eine letzte Analogiemöglichkeit noch beſtände des Zuſammenſchluſſes einfacher Empfindungselemente zu höheren Syſtemen...?

Es ist für unsern Zweck indessen hier nur wieder nötig, daß wir innerhalb der Analogien des Lebens auf unserm Planeten bleiben, wie es uns zwischen einfachsten Zellen und Menschengehirnen sich abspielt und den engeren Schauplatz des großen Liebesabenteuers, von dem wir reden, gibt. Wir dürfen durchaus praktisch so tun, als gäbe es tatsächlich nur eine Methode der Natur, die zur wahren steigernden Bildung komplizierterer Empfindungssysteme aus molekularen oder noch tieferen Empfindungselementen geführt hat, nämlich das organische Leben unsres Planeten, wie es an die Zellenform und ihre Ausgestaltungen bei uns geknüpft ist. So bleibt die maschinelle Ähnlichkeit auf dieser engeren Linie zwischen dir und einem Rumpelstilzchen der einzelligen Infusorienregion ja immerhin im ganzen noch eine frappante. Schließlich verharren wir doch überall noch bei dem Maschinenbilde der Zelle selbst. Auch der höchste Organismus ist nur eine Kombination aus Zellen, deren einzelne Ressorts als Organe eigentlich nur die Grundeigenschaften der Einzelzelle noch einmal zerlegt widerspiegeln. Die befruchtete Eizelle, aus der du ganz hervorgegangen bist, ist wieder eine Einzelzelle, und, um es zu wiederholen: was in dir menschlich über alle Welträtsel nachdenkt, dichtet und forscht, ist zuletzt maschinell gesehen nur ein Haufen Ganglienzellen, die wie eine Schar klebriger Amöben unter deiner Hirnschale dicht gedrängt beisammen sitzen.

Unter diesen Umständen glaube ich, daß die Empfindungsanalogie hier wirklich bis zur Amöbe hinab auch noch Inhalt für uns haben kann. Ich glaube nicht, daß eine Amöbe sich bloß benimmt, wie etwa das Molekülkonglomerat eines Stückes Bronze; rein maschinell rechne ich sie unendlich viel näher einer menschlichen Ganglienzelle, und so denke ich mir auch ihren Empfindungsinhalt noch durchaus im engeren greifbaren Analogiebereich von meiner Geistespersönlichkeit aus. Aber, aber . . .

Verzweifelt schwer wird die Geschichte doch auch hier noch, und daran ändert jener ganze Kreis philosophischer Möglichkeiten, den wir jetzt kurz abgeschritten haben, immer noch nichts. Es bleibt im Einzelfall jeder Empfindungsvergleichung zwischen der Amöbe und dir dem Menschen die Unsicherheit, die Gefahr einer Analogie. Hier hast du eine Maschine: die Amöbe. Hier soundso viel andre: Pflanzen, Tiere. Und hier die Maschine Mensch. Die Unterschiede sind nicht

zu wüſt, aber da. Sie kannſt du bequem ſtudieren. Zum Empfindungsinhalt haſt du nur einen Fall: den Fall Menſch. Alle andern Typen mußt du von da aus konſtruieren.

Es gibt ja weiſe Leute, die hier hübſche Rezepte aufſtellen. Ich ſoll als Pſycholog alles aus ſich ſelbſt ſehen, ſoll mit keinem Titelchen vermenſchlichen. Ja ich ſoll, ſoll. Ich ſoll den Kuckuck in ſeinem Empfindungsleben aus ſich ſelbſt, die Pflanze aus ſich ſelbſt, den Bazillus aus ſich ſelbſt begreifen. Im Moment aber, da ich überhaupt dieſes „Aus ſich ſelbſt" einführe in die Rechnung, ſetze ich eben mich ſelbſt hinein vermöge des Analogieſchluſſes. Ich muß es, ich ſelber bin das einzige Mikroſkop, um hierher überhaupt zu ſehen.

Aber ja: ich fühle auch ſofort die Schwierigkeiten, die Schranken meines Werkzeuges. Ich bedarf ſchon jenes großen Glaubens an die Grundähnlichkeit aller organiſchen Natur, um nicht völlig zu verzweifeln. Auch ſo aber werde ich im Einzelfalle ſchwanken, werde mich in einem Labyrinth ſehen, werde nicht wiſſen, wo die Analogie zu weit geht oder nicht reicht. Ich werde gehen, werde unendlich vorſichtig ſein, werde auf jeden Schritt achten und werde doch immerfort ſtolpern.

Das iſt das Los, ſowie du wirklich nicht mehr die Geſchichte eines Maſchinenteils wie etwa die bequeme des menſchlichen Begattungsgliedes erzählen ſollſt, ſondern die Geſchichte einer Empfindung. Wir müſſen es hinnehmen.

Wo immer einmal in der Liebe eine echte Empfindungsfrage nackt aus den Wellen des Körperlichen ſtößt, da mußt du dich aber auf dieſe Sachlage mit derſelben Unbefangenheit beſinnen, die dich das Körperliche nackt hat anfaſſen laſſen.

Ein ſolcher Punkt iſt die Wolluſt.

Wir haben unmittelbar, aus den vor Augen ſtehenden Maſchinenakten heraus, keine Ahnung davon, was einzellige Urtiere auf der Stufe von Amöben oder Radiolarien empfinden, wenn ſie ſich einzeln in zwei Stücke teilen oder aus zwei Individuen wieder zu einem vermiſchen.

Warum ſollen ſie nicht etwas dabei fühlen? Es ſind für ihr kleines Leben wohl die intenſivſten aller ihrer Handlungen. Nach jener

Hauptanalogie iſt es ſelbſtverſtändlich. Zugleich gilt es aber dabei ihre Liebesakte und damit die hiſtoriſche Grundlage aller Liebe, die Liebesurakte. Bei uns Menſchen iſt die Wolluſt eine typiſche Liebesempfindung. Stände alſo auch ſie etwa hier bei ihrem Urphänomen?

Das Mißliche iſt, daß wir die Sache erſt von uns aus dort hineintragen, um ſie dann als „Urform" wieder herauszuziehen. . . .

Immerhin: verſuchen wir uns einmal irgendwie an die Sache heranzupirſchen. Da iſt zuerſt der Zerteilungsakt einer Amöbe oder eines Bazillus. Man möchte ſich ausdeuten, er verlaufe unter einer beſtimmten Begleitkette wechſelnder kleiner Gefühle. Zuerſt Gefühl einer Überfülle, des Strotzens, des überquellenden Dranges, eventuell bis zum Unbehagen. Dann der eigentliche Akt der körperlichen Spaltung: doch wohl ein bißchen ſcharfen Schnittſchmerzes, verbunden allerdings bald mit Erlöſungsgefühl, wie beim Einſchnitt etwa des Arztes in eine quälende Geſchwulſt. Dann Entlaſtung, Friſche, beruhigte Wohligkeit.

Zu dieſer nüchternen Reihe fände ſich jetzt leicht eine menſchliche Analogie. Jede alltägliche Ausſcheidung unſres Leibes gibt ſie. Eine höchſt eklatante, die auch bei uns ſchon ans Liebesleben rührt, bietet dann der Gebärakt. Der entſetzliche Mutterſchmerz dabei iſt wohl bei uns nur Säugetierzutat. Bei dem Huhn, das ſein Ei legt, haſt du auch hier die ganz friedliche Entlaſtungsſkala mit bloß etwas Drang und nachher dem behaglichen Aufatmen der Befreiung.

Aber das alles gibt hier wie dort noch nicht die ungeheure Plusbeſeligung der Wolluſt.

Indeſſen findeſt du doch auch ſie wenigſtens in gewiſſem Sinne bei dir ſelbſt in Verbindung mit einem Trennungsakt, nämlich bei der Ausſtoßung der Samentierchen beim Manne. Alſo eine Möglichkeit der Verknüpfung von Trennung und Wolluſt beſteht nach deiner Analogie.

Auf der andern Seite ſiehſt du aber bei ſelbſtteilenden Einzellern auch noch maſchinell auf etwas, was weit über jene ſimple Analogie des einfachen Überlaufens und Platzens hinausgeht. Erinnere dich an die verwickeltere Rumpelſtilzgeſchichte: an die Kernteilung mit all ihren Fineſſen, all ihrem inneren wunderbaren Leben. Und erinnere dich an das wahre Weſen zugleich dieſer ganzen Situation. Die Selbſtteilung geht als Schnitt nicht durch einen beliebigen überfließenden Topf, ſondern durch ein echtes lebendiges Individuum.

Der Akt enthält eine Art Tod und dann doch in den Teilen beiderseits auch eine Art Wiederaufleben: ein seltsamstes Mysterium. Etwas zweifellos ganz Durchrüttelndes, Umschüttelndes von innen heraus.

Die Empfindung zu diesem Mysterium kennen wir nicht. Machen wir aber einmal die Hypothese, daß es etwas wie Wollust wäre, was in dieser ungeheuren Erschütterung und Erneuerung aller Grundfesten des Individuums empfunden würde.

Nun nimm die andre Seite der Rumpelstilzliebe: die Mischung zweier Zellen.

Der Weg ist zunächst ebenso. Eine erste, gröbste Analogie würde hier etwa auf etwas führen, was unsern Hunger- und Sättigungsgefühlen entspräche. In jedem der beiden Urwesen ein Gefühl der Schwäche, das Auffrischung verlangt. Dieses Unbefriedigte, Unbehagliche dann im Mischakt umschlagend in Befriedigung, Sättigung, erhöhtes Kraftgefühl. Das bleibt aber wieder viel zu klein und gibt abermals nicht das mark- und beinerschütternde Plus der Wollust, in dem der Organismus in einem Krampf vor Lust aufbäumt.

Diesen Lustkrampf sehen wir bei uns selber indessen ganz evident an unsern geschlechtlichen Mischakt geknüpft. Normalerweise tritt er ein bei der innigsten Vereinigung der beiderseitigen liebesreifen Geschlechtsteile, so weit eine solche überhaupt hier möglich ist. Auch jenes Zusammenfallen der höchsten männlichen Wollust mit der Trennung von den eigenen Samenzellen wird in der normalen Form mechanisch selbst erst ausgelöst durch diesen Mischakt als Voraussetzung.

Bei den verschmelzenden Einzellern, den Rumpelstilzen, siehst du aber in ihrem Mischakt abermals auf eine völlig aparte Handlung, unendlich viel komplizierter und tiefergreifend als ein einfaches Hungerbefriedigen durch Fressen. Erinnere dich an das Mysterium jetzt der früher geschilderten Kernverschmelzung. Die innersten Lebenszentra der beiden Zellindividuen reißt ein ungeheurer Wirbel rettungslos zusammen, sie zerbrechen aneinander und leben doch auch wieder auf ineinander. Ganz verschmelzen sie wirklich zu neuer Individualität, in der die beiden früheren zugleich erstorben und auferstanden sind. Tod und neues, erhöhtes Leben.

Wenn auch das in seiner unbekannten Empfindung sich als eine Wollust gäbe?

Todesschmerz und Lebensglück, stürmende Selbstvernichtung und jubelndes Sichselbstwiederfinden, in dem dumpfen Urempfindungsleben dieser Zellen am Grunde erst alles Lebenswerdens zusammengegriffen, in eine einzige dumpfe Gefühlserschütterung vereinigt: Wollust . . .?

Es kann dir bei dieser Diagnose nicht belanglos bleiben, daß unsre menschliche Wollust im höchsten Liebesmischakt seit ältesten Zeiten bei allen scharf sehenden Dichtern und Philosophen eine Deutung, eine Schilderung erfahren hat, die, dumpf wie das Gefühl auch bei uns erschien, dumpf und schwer faßbar dem Verstande, doch eines immer und immer wieder hat herauslesen wollen: ein impulsives Gefühlserlebnis auch da von Tod zugleich und Seligkeit. Der Geschlechtsakt hat als Gefühl für Mann und Weib hier etwas von einem Sterben. Schon äußerlich strebt das Auge dabei, sich zu schließen oder mit der Pupille von der Welt fortzudrehen. In aller Kraft ist es wie ein momentaner absoluter Zusammenbruch. Die Welt sinkt dahin. Alles zerfließt. Aber zugleich das alles in der Gestalt unsagbarer Süße. Die Empfindung stürzt durch alle Stockwerke der Welten ab und doch ohne jede Spur von Schwindel, von Angst, wie getragen von absolut sicheren, wohlig weichen Flügeln. Die Individualität zerschäumt im Meer und scheint sich doch nie erhabener in äußerstem Selbstbesitz gefühlt zu haben.

Schwer ist ja die Psychologie dieser Sekunden, die fast außerhalb der Psyche zu stehen scheinen und doch wieder zum stärksten bewußten Erleben gehören, das wir haben. Wer hat sie je erschöpfend geschildert! Immer ist nur versucht worden, das Undenkbare nachzudenken. Aber diese eine Spur nach dieser rätselhaften Verknüpfung von Tod und Seligkeit hat sich immer wieder aufgetan!

Gewiß, wir wandeln auch dabei durchaus auf der Grenze des uns völlig Nachtverhangenen. Wir reden von Empfindung des Todes. Wenn du mich fragst, wie das momentane Ersterben jener beiden Zellindividualitäten von zwei Einzellern im Mischakt eine Lustempfindung sein könnte, so möchte ich dir die Gegenfrage stellen: ist der wirkliche Tod bei uns Menschen eine Lust- oder eine Unlustempfindung? Wer hat von ihm erzählen können? Vor dem Tode geht die Angst her. Vor der Liebe die Sehnsucht. Oft ist es aber auch, als vertausche sich das schon. Den äußersten Liebesmoment

kennen wir. Den äußerſten Todesmoment nicht. Die Mauer ragt. Unſre Unkenntnis über uns ſelbſt!

Aber ich meine, es dämmert doch durch, als wenn wirklich etwas in unſern pſychologiſchen Wolluſterfahrungen eine Ähnlichkeit weiſe mit dem, was die Einzellerliebe uns ſozuſagen maſchinell unter dem Mikroſkop noch vormacht.

Nun freilich: unſer eigenes menſchliches Maſchinenbild im Zeugungsakt paßt ſo ohne weiteres wieder ja nicht auf dieſe Akte der Rumpelſtilze. Wie viel iſt da ſchon im einzelnen anders. Der Miſchakt fällt, wie geſagt, bei uns zuſammen mit dem letzten Teilakt des Mannes. Der letzte Teilakt des Weibes in der Geburt bleibt dagegen überhaupt aus der Wolluſt heraus. Aber das iſt nur geringfügig gegen das andre, daß wir ja überhaupt als große vielzellige Menſchenperſonen gar keine ganz wahre Selbſtteilungsliebe und Miſchliebe im Sinne der Einzeller mehr erleben. Das heißt: wir erleben ſie, aber nicht mit unſerm Gehirnintellekt.

Es iſt ja nicht auszuſagen, wie dumm wir klugen Menſchen wieder einmal in unſrer eigenen Haut ſtecken. Wir wollen das Geheimnis der Bazillus-Empfindungen löſen durch Analogie mit unſern eigenen Empfindungen und merken allerorten, wie wir ſelber uns ſelber ein rabenſchwarzer Urwald ſind, in dem der Knabe Simplizius verloren an einer Einſiedlerklauſe ſitzt.

Jawohl: gewußt, empfunden, denn gemacht wird die Sache ganz ſicher auch innerhalb unſrer Leiber, nur nicht von „uns".

Die einzige ganz wahre Maſchinen-Analogie zu jener Bazillus-Liebe bildet ja offenbar das Liebesleben unſrer eigenen Samenzellen und Eizellen. Da wird alles noch nach der Urſchablone durcherlebt. Samenzelle und Eizelle verſchmelzen genau ſo miteinander, und genau ſo ſpaltet die befruchtete Eizelle ſich abermals in zwei Zellen auseinander. Was dabei an Luſt oder Schmerz zu empfinden iſt, werden die Kleinen da unten ſchon genugſam erfahren. Reine Zellteilungen gehen ja auch ſonſt noch in uns weiter, aber alles als Akt zwiſchen Zellen im engeren. Wir großen Menſchenindividuen dagegen (als einheitlich empfindender Staatskörper aus Billionen ſolcher Zellen) ſind einmal wieder haarſträubend viel „dümmer als wir ſelbſt". „Jeder Dichter", hat Viſcher gelegentlich geſagt, „iſt dümmer als er ſelbſt und geſcheiter als er ſelbſt." Will

ſagen: in jeder Dichterindividualität gibt's ein kleines Lichtfeld und eine ungeheure Abgrundtiefe darunter, die faktiſch unendlich viel mehr umfaßt, als oben ſichtbar wird. So ſchweben wir Menſchen auch alle miteinander beſtändig über einem Ozean von Dingen, die eigentlich alle „wir" ſind und die wir gleichwohl auf Verlangen nicht haben können. Das Seelenleben deiner eigenen Samentierchen iſt dir ſo fremd wie das der Marsbewohner.

Aber nehmen wir wirklich einmal an, es ſei das Wolluſtgefühl im Sinne deſſen, was wir heute an uns als Grundbeiſpiel darunter verſtehen, urſprünglich das höchſte Liebeserfüllungsgefühl der Einzeller geweſen. Alſo „erfunden" worden in irgendeinem Urmeer vergeſſener Grautage der Erdgeſchichte bei den Rumpelſtilzen unſres Schöpfungsmärchens. Stehe es ſo einmal als Aperçu, als ein Einfall, der aber doch, wie ich meine, ſeine Wahrſcheinlichkeiten hat. So wäre nun zu überdenken, was die geſchichtlich einſetzende Stufe der Vielzeller, der wieder auf höherer Stufe aus vielen ſolcher Einzeller vereinheitlichten Zellenſtaaten, dazu getan haben, wie ſie ſich dazu geſtellt haben müßte.

Du kennſt zur Genüge jetzt die alte Melodie.

Die Einzeller wurden zu Zellgenoſſenſchaften zuſammengedrängt. Anfangs iſt jede Einzelzelle auch in ſolcher Genoſſenſchaft noch ein ſelbſtändiges Weſen. Jede Zelle beſitzt alle Lebenseigenſchaften in ſich: ſie frißt, verdaut, atmet, bewegt ſich, empfindet Lichtwellen, Schallwellen, Geruchs- und Geſchmackseindrücke, ſie orientiert ſich in ihrer Umgebung nach Kräften und ſo weiter. Allmählich aber ordnen ſich die Genoſſenſchaftszellen dann nach dem Prinzip der Arbeitsteilung. Jede kultiviert in ſich nur mehr ein Reſſort, genießt aber die Arbeit aller andern dabei mit. Beſtimmte Zellen freſſen nur noch, andre fangen bloß Lichtwellen auf, wieder andre bloß Schallwellen, gewiſſe bewegen die ganze Kolonie vorwärts. Kurz: die Zellgenoſſenſchaft, der Zellſtaat, bildet ſchließlich ein neues Individuum, das wie eine vergrößerte, geſteigerte Auflage der urſprünglichen Einzelzelle erſcheint. Auch dieſes Geſamtindividuum, dieſer Zellenſtaat, bewegt ſich, frißt, atmet, hört, ſieht wieder, bloß daß alle ſeine Organe engere Verbände urſprünglicher Einzelweſen nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ſind.

Auch die Liebe erhält nun bei diesem Vorgang ihr Ressort im ganzen, wo fortan alles, was auf Fortpflanzung geht, enger zu Hause ist. Wohl halten in den verschiedensten Ressorts jedes Zellstaats allgemein noch einfache Zellteilungen der Genossen durch. Aber das, was eigentlich dem ursprünglichen Liebesteilakt der echten Einzeller entsprach: völlige Loslösung vom Alten, wird allmählich nur noch von gewissen Zellen berufsmäßig und für alle andern mit besorgt; nur hier werden noch wirkliche Auswanderzellen geschaffen, die über den einen Staat hinaus auf neue Staatsindividuen gehen. Anfangs teilt wohl gelegentlich auch noch einmal der ganze Staat als solcher; du erinnerst dich der alten Seesterngeschichte. Später läßt das aber auch als Möglichkeit völlig nach. Jeder Staat teilt nur eben noch in der Abspaltung seiner delegierten Liebeszellen mit; die mögen dann außerhalb neue Staaten bauen. Solche Ressortzellen übernehmen aber von früh an ausschließlich auch die Mischung, die echte Mischliebe mit fremden Zellen, fremden Staatssendlingen. So schon bei den früher geschilderten Volvoxen. Von Anfang an kommt es nicht vor, daß ganze Staaten mischen. Je mehr aber das Mischen (also die geschlechtliche Zeugung) überhaupt Trumpf wird, desto mehr verlegt sich die ganze staatliche Fortpflanzungsarbeit hierher. Nur aus einem Mischakt dieser Ressortzellen kann zuletzt, im höheren Tier bis zu dir selbst hinauf, noch ein Neustaat hervorgehen. Alle neu staatenbildende Zellteilung liegt fortan erst jenseits des Mischakts. So werden diese Mischzellen des Liebesressorts endlich die ganz und gar entscheidenden Fortpflanzer im Staat. Ihre Trennung, Mischung, Weiterteilung ist der entscheidende, zuletzt der einzig mögliche Staatsliebesakt.

Hier muß sich aber jetzt eine wichtige Folgerung für die Wollust ergeben.

Die große Masse der Staatszellen (also der Körperzellen des höheren Geschöpfs) außerhalb des Ressorts erlebt überhaupt keine echten Liebesakte mehr im Sinne wirklicher Lösung vom eigenen Staat, wirklicher Mischung mit fremden Zellen. Die anknüpfenden Zellgefühle werden also auch direkt hier gar nicht mehr ausgelöst. Wohl, wie gesagt, gibt es auch hier noch einfache Zellteilungen ohne echte Fortpflanzungsziele, Zellteilungen innerhalb des internen Lebens- und Wachstums jedes Einzelstaats für sich. An sie mögen einfachste Gefühlserregungen immer noch gelegentlich wieder anknüpfen, von denen

ſich aber doch ſchon fragen ließe, ob ſie nicht ſehr abgeſchwächt ſind. Denn hier handelt es ſich ja tatſächlich bloß noch um Teilung von Zellindividuen innerhalb der großen Ganzumfaſſung durch das geſchloſſene Staatsindividuum, eine Sachlage, die ſich doch höchſtwahrſcheinlich auch in der Stärke der Empfindungen beim Spaltakt geltend macht; eine wirkliche Löſung aus dem Staatsverbande müßte einen ganz andren Ruck geben, den ſchließlich wohl ganz echt nur mehr die delegierten Liebeszellen des Reſſorts auskoſten. Auf jeden Fall aber gibt es dort drüben, jenſeits des Reſſorts, überhaupt keine Wolluſt auf Grund von echter Zellmiſchung mehr.

So könnteſt du für einen Moment meinen, von hier ab ſei die ganze Wolluſt in dem übrigen Zellenſtaat verkümmert, ja im Hauptteil den Zellen ganz abhanden gekommen und es hätten die delegierten Liebeszellen, wie die ganze Arbeit, ſo auch die ganze Vergnügensprämie der Fortpflanzung fernerhin allein gehabt.

Indeſſen entſpräche ſolcher Verlauf wieder nicht dem Sachverhalt, wie ihn ſonſt das ſchöne Prinzip der Arbeitsteilung garantiert. Dieſes Prinzip beſagte ſonſt, daß, wenn ein Reſſort in der allgemeinen Teilung eine beſtimmte Leiſtung tat, doch der ganze Gewinn dieſer Leiſtung auch allen andern zugute kam; er erhielt ja dafür umgekehrt auch den Gewinn aller übrigen Reſſortarbeit mit. Wenn beiſpielsweiſe das Darmreſſort fraß, ſo hieß das nicht, daß jetzt die andern Reſſorts darbten, ſondern die Nährkraft floß zuletzt allen gleichmäßig zu. Anfangs (ich habe es dir früher erzählt) ergab ſich das mehr oder minder rein zufällig, durch Überquellen der Produktion einer Zelle in benachbarte; ſpäter, auf höheren Stufen der Lebeweſen, wurde es aber immer ſinnreicher auf korrekteſte Wechſelſeitigkeit ausgebildet und durch beſondere Vermittlungsmethoden und Kreislauforgane erleichtert, zum Beiſpiel bei der Ernährung durch das überall hinſpülende Blut.

Von dieſen Dingen machte aber nun auch das Empfindungsleben keine Ausnahme. Wenn eine Zelle des Staates etwa von außen einen Nadelſtich empfing, ſo gab ihre Erregung ſich auch hier zunächſt rein zufällig den umliegenden Zellen mit, zitterte dort gleichſam in ausſtrahlenden Wellen weiter, alſo daß man auch dort etwas Stechſchmerz empfand. Der Schmerz (reſpektive die beſtimmte Erregung des Zellſtoffs, die ſtets dieſem pſychiſchen Ausdruck parallel lief) war

in dieſem Falle aber das Warnſignal, das wieder eine widerſtrebende Schutzhandlung, etwa ein Zurückzucken vor dem ſtechenden Gegenſtand, auslöſte, und es war von Nutzen, wenn möglichſt die Geſamtheit des Zellſtaates eine ſolche Schutzaktion gemeinſam vornahm; die Überleitung war alſo eine praktiſche Sache, und ſo ſehen wir auch hier allmählich immer ſinnreichere Apparate in den Zellſtaaten auch für ſolche Empfindungsleitungen und Empfindungszentraliſierungen auftauchen. Bei angenehmen Empfindungen, die etwa eine Annäherung des Geſamtſtaats nützlich machten oder ſonſt eine verlängernde, entgegenkommende Handlung, liegt der Zweck dazu ja vollends ſelbſtverſtändlich vor Augen. Dieſe Empfindungsleitung und Empfindungszentraliſierung, bei der die Empfindung von einer oder ein paar Zellen möglichſt dem ganzen Staat als Einheit zugeführt werden ſoll, ſiehſt du auf ihrem Höhepunkt bei dem verfeinerten tieriſchen Nervenſyſtem. Hier wird zuletzt im Gehirn eine Art beſonderer Zentralſtation mit einer koloſſalen Lärmglocke eingeſchaltet, die jeden zugeführten einzelnen Zellreiz noch einmal im großen für das Ganze ausläutet. Wenn dieſe Nadel hier dich in die Hautzellen deiner Fingerſpitze ſticht, ſo geht die Zellerregung (die zunächſt wohl in den wirklich getroffenen Zellchen auch eine individuelle kleine Schmerzempfindung der Zellſeelchen dort iſt) ſogleich fortzitternd auch bis zu deiner Zentralſtation im Gehirn und löſt dort eine ganz gewaltig multiplizierte Erregung aus, deren ſeeliſches Reſultat eine ſtarke Schmerzempfindung auch der Staatseinheit in deiner wachen Perſönlichkeit iſt. Vom Gehirn wird dann folgerichtig auch in großer Geſamt-Staatsaktion, die keines der getroffenen Hautzellchen ſelber ſo zu leiſten vermöchte, die ganze Hand ſamt dem Finger von der Stechſtelle weggezogen oder gleich mit der andern geſchickt dirigierten Hand die Nadel ſelber entfernt. Eine ſchier unermeßliche Entwickelungsarbeit liegt in dieſem Ausbau bis zum Gehirn, das alle Empfindungen noch einmal bekommt und noch einmal pointiert, aber jedenfalls iſt auch für dieſe Sphäre die Sache ſo gut möglich geweſen und geglückt, wie etwa bei der Blutordnung für die Ernährung.

Dieſer Sachbeſtand konnte aber nun auch für die Wolluſtempfindung nicht belanglos bleiben; ſchlechterdings konnte er es nicht. War ſie auch zunächſt kein Gefühl auf Grund eines äußeren Anſtoßes wie etwa der Zellſchmerz der Haut bei dem Nadelſtich, ſondern wurde einer Art

internſtem Eigenvorgang im Zellleben verdankt, ſo hatten doch auch ſolche Eigenempfindungen ſonſt gut und gern den Anſchluß zum Nervenapparat gefunden. Du brauchſt nur an den Hunger zu denken, der deutlich bei uns auch eine zentraliſierte Gehirnempfindung iſt. Alſo warum nicht auch die Wolluſt?

Nun freilich: das Liebesleben hat ja ſtets ſein Apartes. Zwiſchen den Liebeszellen als etabliertem Reſſort und den übrigen Leibeszellen hat im Punkte Anteil an allem Vorteil in der Arbeitsteilung die Rechnung in gewiſſem Sinne von Anfang doch nie ganz glatt geſtimmt.

Du erinnerſt dich, wie gerade hier ausnahmsweiſe den Teilhabern des übrigen Zellenſtaates gegenüber den Inhabern des ſpeziellen Liebesreſſorts etwas wirklich verloren gegangen iſt: nämlich der Anteil an der Unſterblichkeit der Fortpflanzung. Die Volvoxe haben hier (du weißt unſre Rede noch) ſymboliſch ſozuſagen Goethes Tod verurſacht. Sie trennten nämlich zuerſt Liebeszellen von ſonſtigen Leibeszellen. Erſtere blieben in der Lebensunſterblichkeit. Letztere fielen eines Tages als tote Attrappen ab. Aber in ſolche Gründe ſich gerade auch mit der Wolluſt zu verlieren, liegt durchaus kein Anlaß vor. Sie war eine große Zellerregung nach wie vor im Liebesreſſort. Warum ſollte die nicht wie andre auch Anſchluß an die große Nervenzentraliſierung des Geſamtſtaats und den Gehirnmultiplikator im Dienſte der Staatseinheit bekommen haben?

Wenn eine Zelle des Reſſorts (angenommen einmal, ſie ſtand ſonſt noch in Anſchluß an ihren Staat) den Miſchakt mit einer fremden vollführte; wenn ſie dabei eine ungeheure Erregung durchmachte, die ſie ſeeliſch als Wolluſt empfand; warum ſollte dieſe Erregung nicht auch auf benachbarte, ſelber nicht miſchende Zellen überzittern und dort ebenfalls einen Anklang wenigſtens von Wolluſt erzeugen? Warum ſollte das nicht ſo bis zu Zellen des Zentralnervenſyſtems kommen? Warum ſollte es nicht auch dort die Taſte Wolluſt anſchlagen, die als Möglichkeit auf einen Reiz hin ja als uraltes Lebenserbe in jeder Zelle lag? Warum ſollte die geſteigerte Empfindſamkeit dieſer Zentralſtellen (ſie iſt ja ihre Reſſortſpezialität im ganzen!) die Anregung nicht ſozuſagen exploſiv verſtärken und alſo einen ganz koloſſalen Wolluſtſchauer der Staatseinheit hervorbringen?

Die Nützlichkeit auch dieſes Anſchluſſes lag doch auf der Hand.

Erſtens, weil die Wolluſt überhaupt eine „Luſt" war, alſo eine Annehmlichkeit für die betreffende Perſon war, der jedenfalls doch auch pſychophyſiſch irgendein erhöhter Harmoniezuſtand der Körpermaſchine entſprach. Dann aber auch wegen Umſtänden, die du von dir ſelbſt genau kennſt.

Die erſte Bekanntſchaft mit der Wolluſt iſt ja für jede reifende Menſchenperſon, jeden Zellenſtaat in uns, wieder eine Überraſchung. Das heißt: für unſer Gehirn. In der unteren, tieferen Schicht unſres Körpers iſt die Natur da auch ſchon in feſter Tradition. Hier weiß ſie genau, wie die Sache gemacht wird, und normalerweiſe weiht ſie dich ſchon vor der erſten wirklichen Berührung eines andersgeſchlechtigen Menſchenweſens auch einigermaßen oben darein ein; zum Beiſpiel im halben Dämmerfelde nächtlicher Träume der erſten Reifezeit, wo die dumpfe Körpertradition dem neuen, in dieſem Punkte noch ganz weißen Gehirnbewußtſein gleichſam als erſter Lehrer gegenübertritt und einen geheimnisvollen Schleier vorläufig ſchon einmal halbgelüftet zeigt. An dieſe Vorahnungen ſchließt aber dann ſchon Gehirnerinnerung beim erſten wirklichen Liebesakt an. Und von da ab aber kannſt du gar nicht mehr an Sinnenliebe auch nur denken, ohne daß ſolche Erinnerung an die Wolluſtflamme mit hineinloderte. Das Gehirn, wo immer es auftaucht, iſt ja zugleich ganz beſonders auch ein Erinnerungsſammler.

Das ſetzte aber ſchon früh ein. Die Erinnerung an die Wolluſt mußte ſchon früh zu einer großen Macht werden, die auch bei den Zellſtaaten, den vielzelligen Perſonen, zum immer neuen Suchen und Sichfinden der Geſchlechter antrieb, alſo die Intenſität der Geſchlechtsliebe verſtärkte. Das aber wieder wurde der Fortpflanzung ſelbſt und dem Beſtande der Art im ganzen zum Heil.

Zumal mußte dieſer beſtändige Anſporn wichtig werden, wo der Geſchlechtsakt zwiſchen Mann und Weib zugleich enger und dadurch für die eigentlich erſt miſchenden Liebeszellen ſicherer, aber rein techniſch auch kompliziert bis zum Akrobatiſchen wurde. Denke an Akrobatenkunſtſtücke des Akts wie bei den Schnecken oder gar den Tintenfiſchen. Da ſind ſchon ſtarke Peitſchen nötig. Denke auch, was der Liebestrieb an Gegentrieben zu überwinden hatte, zum Beiſpiel in der Spinnengeſchichte. Bis zu uns: was da klügelnder Verſtand, anerzogene und bis zu gewiſſer Grenze kulturell auch ſo

unentbehrliche Scham, was egoistische Angst und egoistischer Trotz für schier unüberbrückbare Schwierigkeiten immer und immer wieder schaffen würden ... wenn die Natur diesen Dämon nicht hätte, der uns vom ersten Lenz unsres Lebens an in Träumen schon nahe ist und uns später keinen Moment mehr aus der Erinnerung frei läßt. Die Kunst hat sich öfter bemüht, die Wollust als ein wildes Mazeppa-Roß zu bilden, das mit uns armen angeketteten Menschenkindern durchbrennt und ruhelos dahinstürmt, wohin es will. Es ist aber auch ein Roß der Entwickelung gewesen, das da mit den Wesen durch die Zeiten gerast ist, der Lebens- und Liebesentwickelung. Immer und immer wieder hat es bahnbrechen helfen. Als eine „Prämie" des Liebeslebens habe ich dir vorhin die Wollust bezeichnet. Jede Prämie hat aber nicht bloß belohnende, sondern auch werbende Kraft. Wenn eine Möglichkeit bestand, auch die Zellstaaten im ganzen auf dem Wege ihres Nervenapparats an der Wollust teilhaben zu lassen, so mußte alles mit äußerster Macht dazu drängen, diesen Anteil auch tatsächlich zu realisieren. Die Möglichkeit muß aber hier so gut wie bei jeder andern Empfindungserregung bestanden haben.

Das heißt ...

Ganz sollte es doch nicht ohne das Schwänzchen des Absonderlichen an dieser Liebesecke ablaufen.

Du erinnerst dich: der Mischakt der einzelnen Liebeszellen (also der Samenzelle mit der Eizelle) hatte sich schon früh vielfältig nach außen verlegt. Aus beiden Staaten, denen diese Liebesdelegierten angehörten, frei heraus. Ganz von Anfang traf das mindestens sehr allgemein auf die Samenzellen zu. Sie verließen auf einer gewissen Reife ihr Eltertier, ihren Elterstaat und erlebten erst draußen, mehr oder minder weit davon fort, ihre Mischung mit fremden Eizellen. Aber wir haben gesehen, wie auch diese Eizellen sich vielfach schon lange vor der Mischung von der Mutter völlig trennten. Denke an die Heringe, die Lachse. Eier wie Samen fallen ins freie Wasser. Dort erst halten sie für sich Hochzeit. Dort erst erleben sie den Mischakt und also auch (wenn unsre Annahme überhaupt richtig ist) die Mischaktswollust.

Keine Möglichkeit, daß diese späte Wollusterregung der Ausge-

ſchwärmten in dieſem Falle wirklich noch die Wolluſt im Zentralnervenſyſtem der Eltern „über Meer, Gebirg und Tal" hinweg direkt mit auslöſen ſollte ...

Die Staatswolluſt konnte auch bei noch ſo glänzender Nervenleitung hier unmöglich mehr entbrennen an der Miſchwolluſt des Reſſorts, denn dieſe vollzog ſich ja gar nicht mehr innerhalb der Staatsgrenzen und Staatsanſchlüſſe!

Sollte alſo doch ein Anſchluß zuſtande kommen, ſo blieb offenbar nichts andres übrig, als die Auslöſung dieſer Staatswolluſt allein an den letzten Akt der Liebeszellen zu knüpfen, der noch ſozuſagen auf der Schwelle des elterlichen Zellenſtaates ſtattfand: nicht den Miſchakt, aber den Akt der Ablöſung der Geſchlechtszellen. Etwa wie man in einem Elternhauſe, wo man der Braut nicht bis zu ihrer eigenen Hochzeit folgen kann, wenigſtens ein kleines Erſatzfeſt aus dem Tage macht, da ſie das Elternhaus verläßt, um ſich zu dieſer Hochzeit zu begeben.

Immerhin war die Wolluſterzeugung an der Endſtation damit auf mindeſtens die Hälfte herabgeſetzt, und es konnte ſich fragen, ob das genügen werde, an der Zentralſtation doch noch den ganzen Effekt auszulöſen. Ich meine aber, daß es wirklich auch ſo noch ging, wenn nämlich die Zentralſtation ſich immer mehr zugleich verfeinerte, immer ſenſitiver wurde, auf immer geringere Reize ſchon zu reagieren lernte. Wie man bei einer Telephonleitung auch mit einer auf halbe Kraft gedämpften Stimme auskäme, je beſſer der Apparat funktionierte. Je leichter die Wolluſttaſte im Gehirn ſich anſchlug und doch den ganzen Klang gab, deſto eher konnte der wahre Fingerdruck ſich abſchwächen, konnte auch als Hauch der alten Kraft noch wirken.

Es mag daran erinnert ſein, daß wir in der Gegend dieſer Reizübertragungen und Zellerregungen (alles immerfort jetzt nicht bloß einſeitig ſeeliſch, pſychiſch, ſondern auch phyſiſch, alſo als Ganzes pſychophyſiſch gefaßt, einerlei wie du den Zuſammenhang im Engeren dir denkſt) ein großes Gebiet von Vorgängen haben, wo auch ſolches Herabſetzen auf halbe und noch mehr verkleinerte Anſtöße bei doch vollkommenem Wirkungseffekt allgemein gang und gäbe iſt: nämlich das Gebiet der Gedächtnisvorgänge im weiteſten Sinne. Beim erſtenmal bedarf es einer ſehr ſtarken Erregung, um uns irgendeine Sache einzuprägen. Bei Wiederholung kann der äußere Eindruck ſchwächer

ſein und es gibt doch das ganze Bild: es kommt von innen ſchon ein Reſt früherer Erregung im Moment mit hoch, eine „Erinnerung" erſetzt das fehlende Stück. Je öfter dann Wiederholungen, deſto energiſcher dieſe innere Mitarbeit. Zuletzt bedarf es nur noch eines Schattens, einer Andeutung der Sache: und das Gedächtnis wirft ſie ganz herauf. Richard Semon hat das in jener geiſtvollen, früher ſchon einmal erwähnten Theorie von der „Mneme" (wie er den geiſtigen und körperlichen Geſamtkomplex dieſer „gedächtnisartigen", das heißt: von ähnlichen Geſetzmäßigkeiten, wie ſie unſer menſchliches Gedächtnis zeigt, beherrſchten Vorgänge nennt) eingehend verfolgt.

Es ließe ſich erwägen, inwiefern das direkt ſogar hier zu verwerten wäre für die allmählich mit der Entwickelung der Tiere zunehmende Leichtigkeit der Auslöſung der Staatswolluſt im höheren Nervenapparat durch immer geringere wirkliche Reize aus dem engeren Liebesreſſort.

Jedenfalls iſt die Regulierung dieſer Anſchlüſſe ja nicht auf einmal fertig geweſen. Zu der ganzen Ordnung und Proklamierung der Staatseinheit in den vielzelligen Gebilden ſind offenbar lange, lange Zeiträume mit unzähligen Experimenten nötig geweſen. Oft mag das Zünglein geſchwankt haben, ob überhaupt eine Staatswolluſt zuſtande kam. Mindeſtens auf der männlichen Seite, wo die Samenzellen von früh an zur Miſch-Hochzeit in die Ferne ausſchwärmten, mag lange ein Manko mit wirklich halber Kraft beſtanden haben, ehe ſich auch da der Nervenapparat ſoweit verfeinert und ſummiert hatte, daß er mit dem halben Reiz doch auf ganz für ſein Teil heraufkam. Vielleicht mahnt noch heute daran, daß die Wolluſtempfindung, wie es ſcheint, beim Weibe etwas intenſiver iſt als beim Manne; doch iſt dieſe Abwägung eine dunkle Sache, und es mag auch andres mehr hineinſpielen.

Wenn aber der halbe Reiz ſchon einmal ſtaatlich das Ganze auslöſen konnte, ſo lag noch eines gewiß nahe.

Für die allgemeine Staatsnützlichkeit war der wichtigſte Moment dieſer Trennung der Liebeszellen vom Elterſtaat, alſo des Braut- oder Bräutigamsauszuges aus dem Elternhauſe, nicht ſo ſehr die wirkliche, innerlichſte Einzelabſpaltung der Samen- oder Eizellen vom Liebesorgan. Sondern er lag in der gröberen Ausleitung, Ausführung, Ausſtoßung der auch äußerlich befreiten Liebeszellen aus dem Zellen-

ſtaat, dem vielzelligen Körper. Dieſer Akt ſtellte ja wirklich das Endgültige, die Entſcheidung dar. Er war die äußerſte Station zum Miſchakt, die dem elterlichen Zellſtaat noch als eigenes ſeeliſches und phyſiſches Ereignis mitzumachen verliehen war. Es konnte auch ein ſummariſcher Akt ſein, bei dem eine Unmaſſe Liebeszellen gleichſam vereint den letzten Segen des Elternhauſes empfingen. Für den Geſamtſtaat hatte dieſer Akt ganz zweifellos ſachlich am meiſten Ähnlichkeit mit dem urſprünglichen Teilakt, der aus einer Amöbe oder einem Bazillus zwei ſchuf. Warum ſollte ſich die Gehirnwolluſt nicht gerade auf dieſen Akt konzentrieren?

Allerdings war dazu jetzt noch mehr nötig, als bloß ein Einſtellen der Staatswolluſt auf halben Reiz.

Der Reiz als ſolcher mußte jetzt vollſtändig umprojiziert werden. Er mußte gleichſam auf einen Erſatz, ein Surrogat, übertragen werden.

Bisher war der Verlauf doch immer im Prinzip noch ſo, daß eine Wolluſterregung einer oder meinetwegen auch mehrerer gleichzeitig reifender Reſſortzellen des Liebesorgans fortzitternd bis in die Zentralleitung des Zellſtaates dort die Staatswolluſt des Elterweſens auslöſte. War die Miſchungswolluſt der Reſſortzellen dafür ſchon preisgegeben worden, ſo blieb doch bis zuletzt wenigſtens noch ihre Abtrennungswolluſt im letzten Zellteilungsakt am Eierſtock oder in der Samenwerkſtatt, gleichſam die Wolluſt des Bildungsmoments von echten neuen Keimzellen, die in ſich die Auswanderungsmöglichkeit fortan beſaßen.

Diesmal aber kam der eigentliche Ausſtoßungsruck ſelbſt in Frage. Nicht die Mündigerklärung der Braut, ſondern ihr wirklicher phyſiſcher letzter Schritt über die Hausſchwelle.

Die eigentliche Ablöſungswolluſt mußte hier für die Zellen mit größter Wahrſcheinlichkeit längſt überſchritten ſein, zumal wenn es ſich um ein ſummariſches Türöffnen für viele, die ſich nacheinander in bereits freier Warteform angeſammelt hatten, handelte. Wenn die Staatswolluſt an dieſes Türöffnen alſo als Auslöſungsreiz anknüpfen ſollte (ſtatt an das pochende Herz der Braut, bildlich geſprochen, gleichſam an das Knarren der Türangel!), ſo mußte die Auslöſung durch irgendeinen ganz andern Zellreiz dieſer Körpergegend erfolgen. Durch das Surrogat einer zwar ſtets hier ſich einſtellenden, aber von der Wolluſterregung an ſich jetzt prinzipiell verſchiedenen Zellerregung.

Etwa (es ist das schlechterdings Nächstliegende) durch einen Reibungsreiz der ausschwärmenden Liebeszellen auf die Zellen des Pfortenrandes, den sie passierten.

Diese Reibungserregung zitterte dann durch den angeschlossenen Leitungsapparat bis zur Zentralstation: dort aber diente sie als Klingeldruck, der die ganze Feuerwelle der Staatswollust heraufzauberte.

Denkbar nach allgemeinen Analogien des Gebiets scheint mir auch solche vollkommene Surrogateinschaltung.

Bei den Gedächtniserscheinungen tritt sie dir alltäglich entgegen in der einfachen Tatsache der sogenannten Assoziation. Zwei Dinge haben sich wiederholt in enger Verknüpfung eingeprägt, im Gedächtnis „assoziiert". Zum Beispiel der Körper eines schönen Mädchens und ein bestimmter Parfüm. Später genügt es, die eine Erinnerung neu zu wecken und es kommt in unvermeidlicher Assoziation auch die andre mit. Du riechst an ganz anderm Fleck den gleichen Parfüm und augenblicklich zaubert sich dir das Bild jenes bestimmten schönen Mädchenkörpers wieder vor die Seele, zum Greifen deutlich.

Auch der Randreiz der Zellen an der Geschlechtspforte beim Ausspritzen etwa der Samenzellen ist sicherlich lange schon im Zentralapparat eng verknüpft gewesen mit dem Wollustgefühl, zunächst aber rein zufällig wegen der engen zeitlichen Folge der beiden Dinge. Eines Tages könnte es aber so geworden sein, daß jedesmal dieser Reibungsreiz auch dann, wenn ihn gar kein echter Wollustreiz begleitete, zum Beispiel bei zufälligen äußeren Frottierungen, allein schon etwas Wollusterregung im oberen Staatsstockwerk ausgelöst hätte. Allmählich wäre dann das echte Wollustgefühl an seiner ursprünglichen Stelle gar nicht mehr erregt worden, aber die Taste im Gehirn hätte jedesmal geklungen, so oft jener Pfortenreiz sich meldete. Und so hätten die Dinge sich nach und nach ganz sachte, ganz unmerklich umgeschaltet, bis die Gehirntaste es gar nicht mehr anders kannte, als daß sie auf die Pfortenfrottierung mit voller Wollust für ihre Sphäre reagierte.

Jedenfalls kann diese Analogie dir die Sache durchaus anschaulich machen. Daß solche Gedächtnisgesetze auch in den scheinbar entferntesten organischen Vorgängen ihre Rolle spielen können und für Erklärungen herausgezogen werden dürfen, ja müssen, hat eben Semon aufs deutlichste dargetan. Erinnere dich aus früherem, daß er sie für das ganze Gebiet des Wiederaufbaues neuer Embryonen aus den Keim-

zellen in höchſt ſinnreicher Behandlung herangezogen hat. Denke auch an das, was wir früher bei der Befruchtung beſprochen haben: wie man Eizellen durch Zuſatz gewiſſer Chemikalien, ja durch grobes Bürſten dazu gebracht hat, die Zellteilung zum Zweck ſolchen Embryobaues zu beginnen, auch wenn keine Befruchtung durch eine Samenzelle vorher dazu gleichſam das Signal gegeben hatte. Die Sache war an dieſer Stelle gewiß ernſthaft genug. Und doch konnte die Eizelle durch ein Surrogat, durch ein Erſatzſignal bis zur Ausübung der ganzen Arbeit gereizt werden! Warum ſollte es nicht möglich geworden ſein, auch die Wolluſttaſte des Gehirns durch ein Surrogatſignal zu reizen und zum vollen Tönen zu bringen; und warum ſollte das nicht eines Tages eine vollkommene Vertauſchung der Reize ermöglicht haben?

Denken kannſt du es dir durchaus. Damit aber haſt du den Schlüſſel des weiteren Hergangs völlig in der Hand.

Ein Reiz der Randzellen der Geſchlechtspforte trat als Surrogat für die Auslöſung der Staatswolluſt ein. Das läßt ſich zunächſt noch etwas näher definieren. Wie ſollen wir uns dieſen Reiz als eigene Empfindung urſprünglich dort vorſtellen? Er iſt jetzt nicht ſelber Wolluſt. Dieſe Zellen der Geſchlechtspfortengegend ſind ja ſelber keine Liebeszellen an ihrem Fleck. Es ſind ſimple Hautzellen, die von den ausſtrömenden Liebeszellen bloß im Moment erregt werden, eine Erregung, die dann allerdings *nachher*, im Gehirn, wieder die große Taſte der Wolluſt *anſchlägt*. Eine Empfindung wird aber doch auch unmittelbar in ihrer eigenen Erregung von Anfang an geſteckt haben. Wie ſollen wir uns dieſe Empfindung denken? Wir ſchauen uns um, was ſonſt einfache Haut für Empfindungen, die auch unſer Gehirn als ſolche ſonſt erfaßt, zu haben pflegt.

Laß dein Denken einmal für einen Moment bei dem Ding ſelber geſchichtlich verweilen, das uns hier in den Weg kommt, nämlich der Haut.

Haut iſt, du erinnerſt dich, eigentlich die Urbildung, die Urtat der beginnenden Zellſtaaten überhaupt geweſen. Geſellige Volvoxe konſtituierten ſich als Zellhaut einer hohlen Blaſe, als erſte Blaſenwand; damit begann der Zellenſtaat, die vielzellige Perſon, begannſt du im Urnebel der Erdendinge als Gegenſatz zur bloß

einzelligen Amöbe. Auf der Gastraastufe schied diese Urhaut sich dann in echte Haut und Darmwand, die eine außen, die andere innen.

Der Darm besorgte die Ernährung. Die Haut dagegen bewegte, verteidigte ... und war der entscheidende Sitz der Außenweltsempfindungen. Sie nahm Lichtreize auf, Schallreize, äußere Stöße und Stiche und Berührungen jeder Art.

Die Haut war hier im ganzen Umfange auch noch das, was später das Nervensystem wurde und was sich als solches dann allerdings auch wieder teilweise einwärts vertiefte. Dieses ganze Nervensystem mit all seinen Sinnesorganen wie inneren Werkstätten ist ursprünglich rein aus der Haut hervorgegangen. Die feineren Verarbeitungsateliers wurden aber allmählich in Gruben, Rinnen, Säcken dieser Haut aus Schutzgründen mehr und mehr nach innen verlegt. So ist das Gehirn, das Rückenmark, das ganze feinere Nervennetz langsam von Stufe zu Stufe gleichsam eingesunken aus Hautstücken, in die sicherere Tiefe des Leibes hinein, genau nach demselben Grundprinzip, das zuerst den Magen nach innen sich hatte einstülpen lassen. Je feiner, je verwickelter das gesamte Innenkunstwerk des Tierkörpers sich ausgestaltete, desto feiner und verwickelter spann sich auch dieses ursprüngliche Hautnetz durch sein ganzes Inneres hindurch. Immer aber mußte auch jetzt noch die strengste Verbindung zwischen den Empfindungswerkstätten im Innern und den Empfangsstationen für die Außenwelt bleiben. Zog sich auch der eigentliche Sitz des Gesamtempfindens, der „Staatsseele" des Zellenstaates, tief in den harten Schädel und in die Wirbelsäule zurück als Gehirn und Rückenmark, so wahrten doch diese uralten einwärts gewanderten Hautteile fort und fort auch dann noch durch Nervenverbindungen, also auch letzthin nur feinste Hautverlängerungen, nach innen geleitete Hautspitzen gleichsam, ihre „Fühlung" im eigentlichsten Sinne mit der Körperoberfläche, also dem alten echten Sitze der Haut. Noch immer, auch bei dir, nimmt diese Außenhaut zunächst die Lichtwellen, wie die Schallwellen, das ärgerliche Piken der Nadel wie die behagliche Wärme der Maiensonne und so weiter und weiter zunächst auf. Der eigentliche Sitz deiner persönlichen Gesamtempfindung ist dann freilich nicht mehr gleich an der Aufnahmestelle der Oberfläche, sondern es schaltet sich noch der Telegraphendraht des Nervs ein, der den Licht-, Schall-,

Stoß- oder Wärmereiz bis ins innere Hautorgan, also das Rückenmark und Gehirn, fortzittern läßt.

Aber auch die Hautoberfläche selbst hat sich mehrfach bei dir schon wieder in bestimmter Weise in die Arbeit geteilt. Zwei Stellen, die Augen, passen ausschließlich auf Lichtreize. Zwei, die Ohren, nur auf Gehörreize. Die Nase lediglich auf Geruchreize. In diesem Falle haben sich sogar diese äußeren Aufnahmestellen nochmals wieder etwas eingesenkt und geschützt: die Netzhautstellen für das Licht liegen tief hinter einer durchsichtigen Oberhautstelle; ebenso ist das Ohr eine geschlossene Kapsel geworden; und die Nase bildet mindestens eine Tasche mit ihrer riechenden Schleimhaut. Nur die Reaktion auf Druck und Temperatur ist fast der ganzen Hautoberfläche gemeinsam geblieben: wo ich dich zum Beispiel an Arm oder Bein oder Schulter oder Brust mit der Nadel steche oder kitzele, da fühlst du es, und zwar den Stich unangenehm als Schmerz, und ebenso fühlst du mit jeder dieser Stellen auch die wohlige Wärme der Sonne da droben.

Die Allgemeinempfindung hat zwar auch Anschluß an das Nervensystem und Gehirn erhalten. Sie hat sich auch hier am Leibe feiner, hier derber eingestellt. Denke daran, wie fein deine Fingerspitzen tasten. Wie gewisse Stellen deiner Haut kitzeliger sind als andere. Bei manchen Tieren ist das noch raffinierter als bei dir, manche Säugetiere tasten mit der Schwanzspitze wie mit einem Finger; die ausgespannte Hand- und Seitenhaut, mit der die Fledermaus fliegt, ist ein wahres Präzisionsinstrument für den allerfeinsten Druckunterschied schon der freien Luft, weshalb Fledermäuse auch blind zwischen ausgespannten Fäden durchfliegen, ohne anzustoßen. Aber dieser allgemeine Hautsinn hat es doch nirgendwo zu so raffinierten Apparateinschaltungen gebracht wie Auge oder Ohr.

Alle diese Ausgestaltungen sind erst Schritt für Schritt zwischen den ältesten Hauttieren und dir entstanden. Noch hast du Tiere deutlich heute vor dir, bei denen die ganze wirkliche Oberhaut auch noch das ganze Gehirn darstellt und in ihrer Ganzheit hört oder Licht empfindet. Und erst allmählich siehst du das Gehirn sich sondern als eine Zentralstelle, die alle Erregungen sämtlicher Hautzellen noch wieder in eins für das Ganze greift und pointiert, wie eine Spinne die Fäden ihres Netzes. Allmählich siehst du dann auch, daß zum Beispiel diese oder jene Stelle der Haut nur noch Licht empfindet für

alle andern mit. Du ſiehſt dieſe Stelle nach innen in Kontakt bleiben mit jenem Gehirn durch eine beſtimmte Hautfaſer, den Sehnerv, und du ſiehſt zugleich, wie ſie außen einſinkt, eine Grube erſt bildet, dann eine Taſche, endlich eine geſchloſſene, bloß vorne für Licht durchläſſige Kapſel, wie ſie, mit andern Worten, erſt nach und nach zum Auge wird. Das ganze höhere Tierreich iſt dieſer ſinnreichen Fortſchritte fortlaufendes Exempel.

Je prächtiger dieſes Gehirn, je kunſtvoller dieſe eigentlichen Sinnesapparate werden, deſto mehr tritt allerdings dann die große Hautfläche der Haut ſpäter wieder als Empfindungsfeld dahinter zurück, bis ſie beinahe wie ſtehen geblieben, wie in einem gewiſſen Urzuſtande erſtarrt erſcheint in ihrem Reagieren bloß auf die mehr oder minder primitiven Druck- und Wärmewirkungen. Sie hatte ja auch ſo viel andre Aufgaben noch, die dort fortfielen: Einatmung, Ausſcheidung, in den meiſten Fällen auch beſondere Schutz-, Waffen-, Bedeckungszwecke, daß man verſteht, wie ihrer ſenſitiven Verfeinerung Grenzen geſteckt ſein mußten.

Und doch ſollte es gerade dieſe allgemeine, unſpezialiſierte Reſthaut mit ihren ſchlichten Druck- und Kitzelfähigkeiten ſein, die jetzt für die weitere Geſchichte der Wolluſt entſcheidend wurde und eben durch dieſen Anſchluß ſelber auch noch eine unverhoffte Erweiterung ihres Gefühlsbeſitzes erfuhr.

In der anfänglichen Haut im urſprünglichſten und weiteſten Sinne hatten zu Beginn der Zellſtaatenentwickelung auch die Liebeszellen ſelber geſteckt. Hier vollzogen ſich anfänglich noch ihre letzten Löſungen, hier ihre Miſchungen, wenn ſolche noch am elterlichen Zellſtaate ſelbſt erfolgten. Kein Wunder, daß auch aus dieſer urſprünglichſten eigenen Hautkindſchaft ihre älteſten eigenen Beziehungen zum Nervenapparat datierten; daß ihre Privatwolluſt dorthinein zitternd auch in dieſem vertiefteren Apparat lange noch direkt zur Staatswolluſt werden konnte. Es war zunächſt ja nur Wolluſterregung von Hautzellen, die wieder als ſolche durch erweiterte Hautzellen zitterte.

Schließlich aber nahm dieſer direkte Anſchluß jenes beſagte Ende. Es geſchah wohl weſentlich im Gefolge ſchon der früher geſchilderten zunehmenden Verinnerlichung des Geſchlechtsreſſorts. Du erinnerſt dich: die Keimfabriken begannen im Zellſtaate lange auf die Wohnungsſuche nach dem beſten Unterſchlupf zu gehen. Sie etablierten

ſich im Magen; in Magentaſchen; endlich in der geſchloſſenen neuen Leibeshöhle. Aus der mußten ſie dann gelegentlich zur Reifezeit durch irgendeine Pforte wieder ins Freie zu gelangen ſuchen. Wir haben verfolgt, wie die Niere eine ſolche Pforte bot, die ſich nachher wieder mit dem After vereinigte. Und ſo weiter. Jedenfalls kam es zu einer feſten Pforte.

Auf dieſer Stationenfolge iſt wohl weſentlich auch jene Verlagerung der Wolluſtreizſtelle eingetreten, jene Surrogatſetzung, daß nicht mehr die Erregungen der auswandernden Liebeszellen ſelber im Anſchluß an das Nervenſyſtem die Staatswolluſt auslöſten, ſondern nur noch die Erregungen gewiſſer echter Hautzellen der Pfortengegend beim Paſſieren dieſer Liebeswanderer. Für ſolche Erregungen an dieſer Stelle konnte aber damals ſchlechterdings nur in Betracht kommen eben jene Allgemeinfähigkeit der Haut, auf Kitzel-, Druck- und Wärmereize zu reagieren.

Nimm als Exempel einmal wieder dich ſelbſt und orientiere dich dort. So kompliziert du in allen Liebesdingen biſt: eines wird ſogleich deutlich. In gewiſſem Sinne iſt ja auch bei dir noch deine ganze Haut, ſei es wo es ſei, irgendwie zuſammenhängend mit Wolluſtmöglichkeiten. Eine einige große Kupplerin iſt ſie für die Wolluſt. Auch alle die Stellen, die zu beſonderen höheren Sinnesorganen ausgeſtaltet ſind, tun da in etwa mit. Als Netzhaut im Auge, als Taſtorgan und Klaſſifizierorgan für Schallwellen im Ohr, als Naſenſchleimhaut, die Gerüche aufnimmt, wiſſen auch dieſe Hautrubriken unter Umſtänden recht merkbar ſchon die Wolluſttaſte im Gehirn anklingen zu machen. Nicht ohne Sinn ſpricht man von wollüſtigen Bildern, wollüſtigem Anblick, wollüſtigen Parfüms, ja wollüſtiger Muſik. Indeſſen merkſt du in dieſem Falle unzweideutig, daß das alles doch ſtark zurückbleibt, ſobald du dich der eigentlichen körperlichen Oberflächenberührung im viel weiteren Sinne näherſt. Eine unverkennbare Steigerung der Intenſität der ſpeziellen Wolluſtgeneigtheit tritt ſchon mit dem einfachen Hautdruck in der Umarmung, dem Kuß, der beſtimmten Form des angenehmen Kitzels, den warme, weiche menſchliche Haut auf Haut hervorbringt, ein. Und dieſe Empfänglichkeit ſteigert ſich rapid, ohne doch ihren Allgemeincharakter dabei einzubüßen, gegen die Geſchlechtsgegend hin, ſie wächſt im reinen Verhältnis der immer größeren Annäherung des Berührungsreizes

an die Geschlechtspforten. Als Gipfelpunkt endlich erscheint dort ein ziemlich eng umschriebener Ort bei beiden Liebespartnern: beim Manne das äußere männliche Geschlechtsglied, beim Weibe eine bestimmte Gegend des inneren Liebesorgans.

Untersuchst du die betreffenden kritischen Körperstellen, an denen es für die versteckte Möglichkeit des ganzen Wollustreizes gleichsam bei dir „brennt", auf ihren anatomischen Bestand, so findest du dort allerdings bestimmte Nervengeflechte, die uns geradezu von „Wollustorganen" reden lassen. Indessen erweisen auch sie sich doch nur als eingeschaltete stärkere Sensitivplatten und Konzentrierer des allgemeinen Hautsinnes. Keine Rede kann von dem Organ etwa eines besonderen „Geschlechtsinnes" sein, soviel man sich auch seit alters bemüht hat, etwas derart bei uns Menschen aufzuspüren. Die einfache Hautreizung, der einfache, wenn auch besonders stark hier empfundene Hautkitzel lösen auch an diesem Fleck das ganze kolossale Gehirngewitter der voll entfesselten Wollust aus. Wohl merkst du: es hat in der unmittelbaren Nähe der Geschlechtssphäre, also wohl irgendwie auch beeinflußt von ihr, eine quantative Steigerung der Hautempfindlichkeit stattgefunden, die sich in jenen Nervenknäueln der sogenannten Wollustorgane körperlich dokumentiert. Die Empfindlichkeit nimmt auch periodisch zu und ab mit dem Grade deiner Geschlechtsreife im Leben. Aber der Apparat bleibt in jedem Zuge doch auch hier der ursprüngliche Kitzelapparat. Und es gibt noch einen besonderen Vorgang gerade bei der Hauptarbeit dieses Apparates wenigstens auf deiner männlichen Geschlechtsseite, bei der Arbeit im sich vollziehenden Geschlechtsakte selbst, der diese innerste Verwandtschaft auch dem Widerstrebendsten, meine ich, aufs klärlichste beweisen muß.

Ich weiß nicht, ob es dir bei der Selbstbeobachtung des Zeugungsaktes auf der männlichen Seite einmal genügend aufgefallen ist, was für eine wirklich frappante Ähnlichkeit in gewisser Beziehung zwischen diesem Akt und einem andern, dir höchst geläufigen, ja alltäglichen Akt deines Körpers besteht: nämlich dem schlichten Vorgang des Niesens.

Das Niesen ist ein typischer Kitzelvorgang, der in seinem maschinellen Verlauf einem bestimmten praktischen Zweck dient. Irgendetwas kitzelt leicht deine Schleimhaut in der Nase. Es entsteht ein prickelnder

Reiz mit raſcher Steigerung. Endlich erfolgt eine mehr oder minder heftige, eruptive Auslöſung, bei der durch einen ſchließlich rein automatiſchen, von deinem Gehirnwillen unabhängigen Akt der kitzelnde Körper mit ausgeſtoßen wird. Im urſprünglichen praktiſchen Naturgebrauch handelt es ſich dabei um eine ſehr hübſche Selbſtregulierung: der kitzelnde Körper, bei dem als läſtigem Fremdkörper eine gewaltſame Wiederabſtoßung erwünſcht ſein muß, löſt ſelber die kleine Kitzelexploſion aus, die ihn entfernt. Da der leichte Kitzel und ſein Erlöſungsgefühl eine ſchwache Luſtempfindung ergeben, hat allerdings der Menſch, dieſer unentwegte Luſtſucher, ſelbſt dieſe harmloſe Geſchichte zu einem kleinen Sport und Luxus ausgeſtaltet, indem er (unter Heranziehung noch von Nikotinreizen) das Schnupfen darauf gebaut hat. Doch das berührt uns hier nicht weiter.

Nun halte daneben den männlichen Geſchlechtsakt. Auch hier ſteigert ſich ein intenſiver Hautkitzelvorgang allmählich zu einer jähen automatiſchen Eruption, bei der endlich im Höhepunkt ohne unſern Willen in höchſt gewaltſamem Kraftſtoß der bereitſtehende Mannesſamen weithin vorgeſchleudert wird. Der Zweck iſt diesmal ein andrer, aber die Methode wirklich frappant ähnlich. Findet doch ſelbſt das allbekannte „Zuſammenknicken" des Körpers im Geſchlechtsakt ſeine Analogie im Verhalten des endlich Nieſenden. Ja, ich wüßte, wenn ich nach einer beſtimmten reinen Maſchinenſeite und ihren unmittelbaren Empfindungsanſchlüſſen die beiden Akte in Gedanken vergleichen ſoll, bei beſtem Willen überhaupt keinen ſtichhaltigen Unterſchied anzugeben, mit einziger Ausnahme ... nun, daß eben das vollbrachte Nieſen der Naſe bloß das minimale Gefühl der Kitzelerlöſung ſelbſt ſeeliſch auslöſen kann, während in den Gipfelakt jenes „Geſchlechtsnieſens" gleichzeitig das ungeheure obere Nervengewitter der plötzlich mitausgelöſten männlichen Wolluſt fällt, ein Gegenſatz, den ſelbſt ein Bild wie das von einem Kanonenſchuß gegen eine Prieſe Schnupftabak nur ganz unzulänglich ausdrücken würde.

Denn das mußt du ja natürlich jetzt nicht meinen, als wenn ich dir einreden wollte, der Geſchlechtsakt ſei überhaupt bloß eine Art Nieſen. Das iſt ja ſein zuletzt eben Charakteriſtiſches, das ihn ohnegleichen macht: daß er mit ſeinem Hautkitzeln und ſeinem männlichen Samenniesapparat tatſächlich die Wolluſt auslöſt, deren Exploſionsſtelle im Sinne des erzählten Hergangs ſich an dieſen Apparat auch

bei unſern Ahnen irgendwo einmal heranprojiziert hat. Dieſe ganz ungeheure, ganz einzigartige, märchenhafte Steigerung, dieſe bis zu einem Todes- und Wiederauferſtehungsgefühle in dir vertiefte und erhöhte Luſt, die von der Hautkitzeltaſte und Niestaſte da unten bei dir im Geſchlechtsakt und nur hier angeſchlagen iſt, daß ſie dein ganzes innerſtes Selbſt durchdröhnt wie mit einem überindividuellen Weltbaßklang ... das eben, meine ich, iſt die Folge davon geweſen, daß der Hautkitzel der nieſenden Geſchlechtsecke hier das ganze dämoniſche Plus auf ſich bekommen hatte, das in dem höheren vielzelligen Individuum an Luſtempfindung vakant und anderswohin vergebbar geworden war vom Momente des Verzichts auf alle Anteilgefühle an der Luſt des wirklichen Teilens und Verſchmelzens der Einzeller.

Auf der andern Seite iſt aber gerade dieſe Lokaliſierung der höchſten Wolluſtmöglichkeit nicht nur allgemein auf den Hautkitzel an der Geſchlechtspforte, ſondern beim Manne von heute auch zugleich noch auf eine dem Nieſen ähnliche Eruption zum Samenſchleuderzweck eine Sache, die uns im geſchichtlichen Zuſammenhang wieder ſelber weiterführen kann.

Ich bin der Anſicht, daß gerade der Menſchenmann uns hier noch ſehr hübſch wieder eine allgemeine Urſtufe ſpiegelt.

Auf einer beſtimmten Entwickelungsſtation ſcheint mir die Wolluſt bei beiden Geſchlechtern noch regelmäßig ausgelöſt worden zu ſein durch eine Steigerung des Hautkitzels der Geſchlechtsgegend bis zu einem richtigen Nieſakt, der ſowohl Eier wie Samen ſo hervorſchleuderte, wie jetzt bei uns bloß vom Manne der Samen in heftiger Nieſexploſion des Mannesgliedes ejakuliert wird. Es war das jene Station, die überall der eigentlichen Begattung der höheren Zellweſen noch voraufging. Die Stufe der Zellſtaaten, der vielzelligen Zellperſonen, wie du und ich eine ſind, war als ſolche ſchon erfunden. Die ganze echte Miſchliebe war fortan endgültig auf die Eizellen und Samenzellen dieſer großen Perſonen beſchränkt. Aber noch war nicht durchgeführt, daß auch die elterlichen Zellperſonen dieſen Miſchakt der Kleinen erleichterten durch einen nach Möglichkeit doch noch recht engen eigenen Begattungsakt. Noch warf der Vater den Samen, die Mutter ihre Eier pollutionsartig frei ins Waſſer hinaus, auf daß ſie ſich dort auf gut Glück fänden und einten. Auf dieſer Stufe war das Wolluſtgefühl bereits konſequent angeſchloſſen an den Hautreiz

der Ränder der beiderseitigen Geschlechtspforten. Den auslösenden Druckreiz erzeugten aber direkt noch lediglich die in höchster Reife selbsttätig vorquellenden Geschlechtsstoffe, also beim Männchen die Samenmilch, beim Weibchen der Eirogen.

Gleich schon hier mußte es aber nun sehr praktisch sein, den an andern Hautstellen längst gegebenen Kitzelmechanismus in Ausgestaltung des einfachen Hautreizes auch noch mit heranzuziehen. Die vordrängenden Geschlechtsstoffe kitzelten drängelnd den Pfortenrand so lange, bis er zu „niesen" begann. Der Ejakulationsstoß dieses Niesens förderte dann selbständig den Austritt der Eier und Samenmassen: er gab den von selbst schon drängelnden gleichsam noch einen kräftigen Tritt auf die Kehrseite, daß sie wie der Blitz hinausflogen, ohne noch ein Augenblickchen in der Schwelle zu zögern. Allmählich wurde das so eingestellt, daß die bereiten Wandersleute sich zunächst alle drinnen ansammelten und durch gemeinsames Tippen die Feder des Niesmechanismus reizten, bis endlich der Apparat einschnappte und alle miteinander per Schub weit vor die Tür beförderte. Auf dieses äußerste Schnappen der Feder wurde dann als den jetzt entscheidenden Moment auch die Wollust noch enger lokalisiert; ganz also, wie es heute noch bei uns als Männern der Fall ist.

Pollutionsartig ist dabei immer wieder auch ein gutes Wort. Bei unsern reifenden Knaben und enthaltsamen reifen Männern vermag vielfach auch noch bloß der einfache innere Druck und Reiz des reich angesammelten reifen Samens während des Schlafes sowohl die Schleuderfeder des Ausstoßapparats wie damit zugleich die Wollust in Gang zu setzen, genau wie es auf jener Stufe noch allgemein Regel war. Wobei es bei uns allerdings auch noch besondere eingeschaltete Dinge gibt, die den Drangreiz verstärken helfen: die eingestauten Blutmassen des erigierten Gliedes, deren eigentlicher Zweck nur für den wirklichen Begattungsakt im Weibe in Tätigkeit treten kann. Allgemein stärkerer Blutzudrang zu den Geschlechtspforten wird aber auch früh schon mitgewirkt haben. Mit ihm müssen bei den höheren Wirbeltieren dann auch Wärmereize in die Sache hineingespielt haben, für die ja die Haut immer sehr empfänglich ist. Beim Auslösen der weiblichen Wollust bewährt wohl auch bei uns noch die innere Bluthitze des Mannessamens eine kleine Rolle. In den Hexenprozessen heißt es charakteristisch vom Teufel, daß sie ihm fehle.

Bei Mann wie Weib, ſagte ich, fiel auf dieſer Stufe die Auslöſung der Wolluſt mit dem Ejakulationsnieſen der Geſchlechtsſtoffe zuſammen. Ich glaube, daß hier der gewichtige Grund für die ſonſt höchſt ſeltſame Tatſache liegt, daß heute auch noch bei der Frau der höchſte Wolluſtmoment eine immerhin deutlich bemerkbare Beziehung zu einem Überbleibſel mindeſtens eines Ejakulationsaktes, eines Spritzaktes bewahrt hat. Auch das Weib wahrt im Akt typiſche Züge des Geſchlechtsnieſens, denen gerade die Wolluſt noch ganz zäh bis heute angegliedert geblieben iſt. Kein Gedanke zwar, daß dieſes Nieſen das weibliche Ei etwa ſelbſt noch ſchleuderte. Mit dem hat es, rudimentär wie es iſt, offenbar jeden Zuſammenhang verloren. Tatſächlich wird zu dem fernen Ei ganz indifferente Flüſſigkeit ausgeſtoßen. Aber die Bewegungen und Gefühle ſind noch durch und durch die im alten Sinne charakteriſtiſchen.

Auf dieſes Stadium der reinen Doppelpollution von Mann und Weib mit reiner Drangwolluſt von innen her mußte aber im Sinne der früher erzählten Entwickelungsbahn bald ein neues folgen, das wenigſtens in einem Punkte nochmals bedeutſam verſchob. Mochte die Pollutionsſtufe in deinem Stammbaum teilweiſe bis in die Gegend der Fiſche ſich halten, ſo trat doch eben hier (und anderswo ſogar weit früher) allmählich die Begattung entſcheidend hinzu. Zunächſt in dem ſanften Übergang, daß Mann und Frau ſich wenigſtens mehr oder minder eng einander näherten, ohne doch noch ihre Pforten aneinander zu riegeln.

Hier wurden zunächſt die inzwiſchen entwickelten Sinnesorgane wichtig. Die Geſchlechter ſahen ſich, hörten ſich, rochen oder (bei Waſſertieren) ſchmeckten ſich. Einen Moment könnteſt du denken, es hätte die Wolluſt auch das von früh an ſchon enger verwerten können. Etwa: der innere Drang der Geſchlechtsprodukte hätte nur dann die Ejakulationsfeder in Aktion bringen können, wenn noch ein Geſichts- oder Gehör- oder Geruchsreiz dazu kam, der vom andern Geſchlecht ausging. Auch die Wolluſt hätte ſo ſehr direkte Anſchlüſſe dort hinüber erhalten müſſen. Vielfach hineingeſpielt haben ſicher auch ſolche Dinge. Wir denken daran bei gewiſſen krankhaften Verlagerungen unſres Liebeslebens, wo tatſächlich ſchon ein Augeneindruck eines nackten Körpers, eines verfänglichen Bildes oft recht unliebſam den ganzen Schleuder- und Wolluſtapparat in Tätigkeit ſetzt. Normal iſt

das immerhin bei uns gewiß nicht. Bei Tieren wird aber mindeſtens die von Guſtav Jäger einſt ſo energiſch angeregte, ſeither aber noch ſo wenig weiter erforſchte Geruchsfrage eine ſtarke Rolle hier herüberſpielen. Doch führt das mehr ins Gebiet der allgemeinen Geſchlechteranlockungen überhaupt, von denen wir noch zu reden haben, als in die engere Linie der unmittelbaren und eigentlichen Wolluſtauslöſung.

Entſcheidend für letztere wurde dagegen das, was in vielen Fällen wohl die feinere Diſtanzausbildung wenigſtens der höheren Sinnesorgane ſchon früh überholt hat: die echte Körperberührung der beiden Liebespartner. An die Haut rührend, taſtend, kitzelnd fremde Haut. Haut eines zweiten Weſens der eigenen Art, zu dem allgemein vielleicht ſchon irgendein angenehmer Geruch oder ſonſt etwas hinzog. Zunächſt nur rührend an eine beliebige Stelle der Haut, von wo der Kitzel dann über die Zentralſtation ausſtrahlen mochte bis zu der Gegend der Geſchlechtspforte, dort den Apparat raſcher in Schuß bringend. Allmählich aber als Druck, als Kitzel direkt die Geſchlechtspforte reizend. Wieder zunächſt mit irgendeiner Körperſtelle, einer beliebigen von drüben. Endlich die Geſchlechtsgegend des einen Partners aber geradezu die des andern reibend, erregend. Und allgemein aufkommend der Brauch: es iſt auch das normalerweiſe noch nötig, um das ganze Liebesnieſen bei beiden Parteien auszulöſen und mit ihm die volle Wolluſt zu wecken.

Du brauchſt jetzt nur die früheren Bilder wieder vorüberziehen zu laſſen. Die Blaufelchen, die ſich mit dem ganzen Bauch berühren im Liebesſprung und denen dieſe Berührung einfach Signal iſt der gleichzeitigen beiderſeitigen Pollution von Milch und Rogen. Die Lachſe. Und ſo weiter. Die reifen Liebesgaben liegen hier ſtets ſchon ſo bereit, daß es nur noch des geringſten Drückers im buchſtäblichen Sinne bedarf, ſie vortreten zu laſſen. Deshalb iſt es ſo leicht, Fiſchen künſtlich, durch ſchwaches Bauchſtreichen mit Menſchenhand, Milch und Rogen ohne jede Verletzung abzunehmen, worauf das Glück künſtlicher Fiſchzucht ruht. Nach und nach gab es aber auch dazu immer mehr, mußte es mehr geben.

Die Kröten dort im Teich regen ſich offenbar noch ganz durch Hautreibung auf, die nicht auf die Geſchlechtsgegend direkt bezogen iſt. Das Männchen, huckepack auf das Weibchen geklammert, reibt ſeine

Bauchhaut gegen die Rückenhaut der Liebsten. Bei den Molchen, die Pforte an Pforte lieben, ist die Empfindung dagegen sicherlich schon stark auf diesen Pfortenrand lokalisiert. Aber es sind ja noch die Kloakenpforten. Also das Wollustzentrum sitzt sehr im Gegensatz zu dir noch am After. (Der Fall ist, nebenbei bemerkt, wieder interessant zur Geschichte der Päderastie.) Dieser Sachverhalt hält sich noch über Eidechse und Krokodil fort bis in die Gegend des Ursäugetiers.

Inzwischen hat sich aber allgemein auch ausgebildet, daß das Weib die Eier noch mehr oder minder weit über den Einigungsakt der Gatten hinaus im Leibe behält. Sollen die Wollustmomente von Mann und Frau nicht weit voneinander verzettelt werden, so muß wenigstens für die weibliche Wollust abermals eine entscheidende Krisis eintreten. Sie muß bei ihrer Auslösung endgültig fortan verzichten auf den inneren Reiz der eigenen vorquellenden Eier; und sie muß sich also ganz fortan einstellen auf die äußere Kitzelung, die Reibung der Geschlechtspforte durch einen fremden, von außen kommenden Gegenstand, normalerweise eben durch das Männchen.

Gerade in dieser Gegend der Liebesentwickelung, vom Molch an aufwärts in deiner eigenen Ahnenreihe, legt die Natur aber das größte Gewicht auf das Zustandekommen eines möglichst engen Geschlechtsaktes der Gatten. Dazu kann die gemeinsame Wollustauslösung beider im höchsten Einigungsmoment unmöglich entbehrt werden. Zugleich aber wird gerade jetzt auch ausreichend gesorgt, daß eben die reine Kitzelung und Reibung von außen auch für das Weib genügt, indem nämlich die Kitzel- und Ausschleudergegend des Mannes in ein wirkliches Begattungsorgan verwandelt wird, das sich im Akt als Zapfen in die Weibespforte direkt eindrängelt und so dort die allerenergischste Reizung erzeugen muß.

Das Weib behielt seine Eier jetzt wieder über den Begattungsakt hinaus im Leibe. In ihm fand (eventuell erst lange nach dem Akt) wieder die wahre Mischung der Samen- und Eizellen statt. In gewissem Sinne war damit wieder etwas von dem uranfänglichen Zustande der Lebewesen zurückgekehrt. Es hätte sich fragen lassen, ob die Wollust des Weibes nicht erneut an diesen allerintimsten Akt hätte anknüpfen können. Das Weib hätte Wollust in sich fortzittern gefühlt in dem Moment, wo jede einzelne Eizelle seines Innern sich mit einer

Samenzelle (mehr oder minder lange nach dem äußeren Geſchlechtsakt) vermählte. Das iſt nicht eingetreten. Keinem Menſchenweibe ſagt ein ſolcher nachträglicher Wolluſtſchauer noch etwas davon, ob dieſe innerſte Konzeption (vielleicht Tage nach dem entſcheidenden Akt mit dem Manne) ſtattfindet. Man verſteht aber auch, daß ein ſolches nachträgliches und einſeitiges Wiederumkrempeln der Dinge keinen Sinn mehr gehabt hätte. Die Verlegung der Wolluſttaſte in die Hautzellen der Geſchlechtspforte war nun einmal da, auch beim Weibe. Als Einigungsmagnet der Gatten hatte die Wolluſt gerade hier einen Zweck erhalten, der den Samen- und Eizellen und ihrem Miſchakt ſelber aufs glücklichſte entgegenkam. Und für das genügende Spiel auch auf der weiblichen Taſte an dieſer Stelle war geſorgt, je mehr das männliche Begattungsglied ſich als kunſtvoller Spieler ausbildete. Alſo!

Der Mann behielt das Ganze nach wie vor: Entlaſtungsdrang von innen, Kitzelreibung am Weibe, wirkliche Niesexploſion im Höhepunkt mit Ausnieſen des Samens und auf dieſen Höhepunkt konzentriert die Wolluſt. Das Weib ſtellte ſeine ganze Karte weſentlich auf die fremde Kitzelreibung, mit deren Höhepunkt auch die Wolluſt ausgelöſt zu werden pflegte; was an Drang-, Pump-, Spritzerſcheinungen auch des weiblichen Organs dabei noch in altem Erbe mitſpielte, diente ausgeſprochen nur noch der Aufnahme (nicht mehr der eigenen Ausfuhr) und dieſer Wolluſtauslöſung; es glättete teils (durch Feuchtigkeit) den Samenweg, teils verengte es durch krampfhafte Spannungen und Schwellungen den Weg des Begattungsgliedes zur Erhöhung der Reibungsmöglichkeit. Die eigentliche innere Eierbefruchtung ebenſo wie die ſpätere mütterliche Eier- oder Kindesausfuhr blieb von der weiblichen Wolluſt fortan total unabhängig, ja ſozuſagen mit ihr unbekannt.

An dieſen Dingen hat ſich im weſentlichen bis zu uns nichts mehr geändert. Der engere Ausbau der männlichen wie weiblichen Reibeſtellen an den Geſchlechtspforten und damit der immer feineren Einordnung der Wolluſttaſte dort mußte ſich nur auf dem Wege vom Krokodil bis zu dir noch aufs engſte den früher geſchilderten Einzelſtationen der „Maſchine" anſchließen.

Einerſeits ſchwand auf gewiſſer Höhe die Afterliebe bei beiden Geſchlechtern. Der geſamte Begattungsakt verlegte ſich konſequent in

die neue Sonderpforte für Urin und Geschlechtsstoffe. Mit allen Apparaten wanderte also auch die Wollusttaste endgültig hierher. Unter diesen Apparaten hatte sich inzwischen aber beim Krokodil jener Fleischzapfen mit der Samenrinne als Urform des Mannesgliedes gebildet. Er lieferte fortan die wesentliche Reibungsfläche für den Mann im Akt. So konzentrierte sich auf ihn die Auslösungsstelle der männlichen Wollust. Aber auch beim Weibe sahen wir aus guten alten Zweckgründen einen solchen Zapfen sich damals entgegenschieben, um mit dem andern einen sicheren Samenkanal im Akt zu bilden. Gegen den Manneszapfen gepreßt, mußte er aber dabei außerdem auch die entscheidende Reibungsfläche des Weibes am Manne im Akt bilden. Und so mußte sich auch auf ihn ebenso folgerichtig die weibliche Wollusttaste konzentrieren.

Nachher, als der Manneszapfen selber geschlossene Samenröhre wurde, trat die andere Zweckfache ja für diesen Weibeszapfen zurück. Jetzt aber *hielt* ihn die Wollust, eben weil sie sich hierher gebaut hatte und die Lage als vorspringender Reibungszapfen, der im Akt schwoll und die kräftigste Frottierung erfuhr, ihn auch nach wie vor für *diesen* Zweck äußerst brauchbar machte. Der weibliche Zapfen wurde zuletzt zum reinen Lustzapfen . . . heute von uns noch „Kitzler" getauft und damit in seiner Rolle erkannt.

Du begreifst jetzt in Ergänzung des früheren, was die Natur bei ihm stets noch mit zu erhalten hatte! Wenn er schließlich gerade bei uns Menschen in gewissem Maße doch verkümmert und in seiner Basis für die kleinen Schamportieren wieder aufgebraucht erscheint, so bedeutete das eben nur eine Art Wiederverbreiterung der Wollusttaste auf ihrem Terrain; wie sie denn wirklich bei uns ganz besonders auch in die kleinen Schamlippen noch eingeht. Zu extrem darfst du dir ja solches Lokalisieren am Fleck auch nicht denken, es bleibt als Hintergrund immer doch offen, daß *leise* Wollustreize eben auf der *ganzen* Körperhaut möglich sind und nach wie vor bald da, bald dort noch einmal schwach mitklingen können; von hier zehrt der erotisch erregte Kuß wie das innige, schwer beschreibliche körperliche Wohlgefühl der Mutter, die ihr Kind an der Brust hat, Grobes und unendlich Feines und Sichverfeinerndes; alles aber im Sinne der uralten Geschichtstatsache, daß eben im Anfang die ganze Haut der Sitz der Wollust war.

Im Engeren löſt dieſer letzte Geſchichtsweg der Wolluſtentwickelung dir wieder eines der Rätſel in unſerm menſchlichen Liebesleben auf, das oben unter andern zu dem Stoßſeufzer „Credo quia absurdum“ zu berechtigen ſchien: nämlich die Frage, warum beim Menſchenweibe heute der eigene Wolluſtmoment gar keine direkte Beziehung mehr beſitzt zu dem wirklichen Akt der Eierablöſung im Eierſtock. Die Forderung wäre in dieſem engeren geſchichtlichen Zuſammenhang wieder einmal der Ruf nach etwas längſt Antiquiertem, ... nach einem Fiſch- und Krötenſtadium, wo auch dem Weibe die Wolluſt kam, wenn die Eier äußerlich abgingen, ... einem Stadium, das aber ſchon das Reptil aufgegeben hat, weil es unpraktiſch war.

Schauſt du auf den ganzen hiſtoriſchen Hergang zurück, ſo muß dir klar werden, daß er für die höheren und höchſten Lebeweſen die eine Konſequenz allerdings unvermeidlich gemacht hatte. Aller noch ſo ſinnreiche Anſchluß des auslöſenden Kitzelapparats an den Vereinigungsakt der Eltern machte den entſcheidenden Schachzug nicht rückgängig: daß die Wolluſt dieſer großen Elternweſen fernerhin nicht mehr notwendig zuſammenfiel mit der eigentlichen Zeugung, nämlich der Vermiſchung von Samenzelle und Eizelle.

Eine große, fortan grundlegende Wende des Liebeslebens lag hier!

Beiderſeitig auf die Kitzelreibung gewiſſer Stellen der Geſchlechtsorgane eingeſtellt, konnte die Wolluſt der Elternweſen fortan ſich auch ausleben ohne echte Zellzeugung.

Sie konnte durch den Geſchlechtsakt geweckt werden, ohne daß die Möglichkeit gegeben war, daß ſpäter eine wirkliche Miſchung einer Samenzelle mit einer Eizelle, alſo eine tatſächliche Zeugung, ſtattfand. Und ſie konnte auch fortan geweckt werden durch eine einfache Kitzelreibung der betreffenden einſeitigen Geſchlechtsſtelle durch etwas andres als die entſprechende andersgeſchlechtliche Reibſtelle.

Die Konſequenz war ehern und nicht abzuweiſen, ſie gehörte für alle Folge jetzt zum Fatum des Liebeslebens. Wir Menſchen ſind durchaus ſchon in ſie hineingeboren worden.

Auf der einen Seite lag in dieſem Sachverhalt die Möglichkeit der Onanie. Angſt hat die „Fee Nützlichkeit“ der ferneren Entwickelung

aber offenbar vor ihr nicht gehabt. Sonſt hätte ſie etwas gegen ſie getan; nichts iſt geſchehen. Vorhanden iſt ſie in voller Deutlichkeit ſchon beim Tier; du kennſt den Affen. Bei langem Leben, langer Geſchlechtsreife der Individuen konnte ſchon viel Wolluſt ſo nebenher verpulvert werden, ohne daß es ernſtlich der Art ſchadete. Selbſt die wirkliche Samenvergeudung dabei auf der männlichen Seite blieb noch im Spielraum des ungeheuren Überſchuſſes, mit dem die Natur hier arbeitete. Krankhafte Manien nach dieſer Richtung hatten aus der Sache heraus keine Tendenz ſich zu vererben; hier waltete alſo die gleiche Regulierung des Sterilen, die auch die Homoſexualität ſtets in Schranken gehalten hat. Bei freier Wahl iſt aber bis heute und bis zu uns klar, daß vom normalen, nicht krankhaft verbildeten Menſchen der echte Geſchlechtsakt der Onanie doch immer wieder vorgezogen wird auch aus Genußgründen. Dafür ſorgt ſchon das Auge. Der lebendige fremde Körper iſt immer wieder aller Phantaſie zuletzt überlegen. Die normale Kette der Reizſteigerungen mit all ihren Hülfen und Aſſoziationen läßt ſich auf die Dauer durch nichts erſetzen; dem Menſchen, der die ganze Kraft der Dinge hier wie überall in der Natur durchleben will, am allerwenigſten.

Auf der andern Seite reſultierten die zahlreichen wirklichen Geſchlechtsakte, in denen es doch zu keiner echten Zeugung kam. Auch hier hat die Zuchtwahl der Nützlichkeit nicht abgewehrt, ja ſie hat von einem beſtimmten Punkte ab ſogar immer weniger gebremſt. Bei den Tieren ſchieden wenigſtens noch periodiſche Pauſen zwiſchen den Brunſtzeiten ganz aus. Im Menſchen iſt auch das nahezu frei gegeben. Zum Teil gilt da die gleiche Läſſigkeit, die auf die Unmaſſe Luxusmaterial pocht. Hinzu tritt aber hier, daß doch nicht bloß Überproduktion verſchwendet wird. Die Zahl der Akte vermehrt immerhin die Wahrſcheinlichkeit einer Zeugung in günſtigem Termine, und das lohnt ſchon, jedesmal die ganze Prämie auszuzahlen. Wenn nur auf hundertmal Einſatz ein Treffer kommt, genügt das Spiel für die Art. In dieſem Sinne iſt ganz unbedingt nützlich, daß die Wolluſt in der Welt gleichſam einen breiteren Spielraum beſitzt als die wirkliche Zeugung. Auch wo ſie weit über ſie hinausgeht, macht ſie doch gleichſam immer Propaganda für die Zeugung.

Je wertvoller aber überhaupt das Einzelweſen auch als ſolches für die Allgemeinheit wird noch über den direkten Zeugungszweck

hinaus, deſto mehr miſchen ſich hier noch andre Werte ein. Das betrifft weſentlich ſo erſt uns Menſchen. Wenn z. B. ein Weib bei uns, das aus irgendeinem organiſchen Grunde, der es ſonſt nicht minderwertig macht, am wirklichen Gebären dauernd verhindert iſt, doch wenigſtens am Geſchlechtsakt mit normaler Wolluſterlöſung teilnehmen kann, ſo iſt das doch noch mehr als bloß eine mit hingehende Verſchwendung. Ein ſolches Menſchenindividuum hat Wert für die Menſchheit, auch ohne daß es Kinder zeugt. Was es reicher, geläuterter, harmoniſcher macht, kommt uns auf andern Wegen auch zugute. Wer will aber leugnen, daß die Geſchlechtserfahrung auch nur bis zu dieſem Grade, das innige Erleben wenigſtens dieſer Station des großen Liebesmyſteriums, die Hingabe an den ungeheuren Naturgrund jenſeits des kleinen Ich, die in der Verſchmelzung zweier Menſchenindividuen für Momente, die doch auch Bande des Lebens bedeuten und knüpfen können, liegt, wer will leugnen, daß auch das alles ein hohes Gut, ein Wert und Reichtum ſolcher Perſönlichkeit ſei. Iſt es ſchlimm, daß ſie die Gnade des wirklichen Elterntums nicht auch erlebt: wie viel ärmer wäre ſie, wenn die Natur nicht wenigſtens das gewährte. Eine Armut, die wir in Verhärtung des Charakters, der uns ſonſt allen groß hätte ſein können, auch in der Allgemeinheit böſe empfinden würden. Wiſſen wir doch auch, wieviel körperliche Geſundheit ſchon in dieſem Stück wenigſtens des großen Naturweges mitgegeben wird. Wir kennen alle das gute Wort des Arztes von den Roſen, die dieſe Lebenserfüllung auf bleiche Wangen zurückzaubert.

Tatſächlich viel ernſter iſt eine dritte Konſequenz, die einzig allein uns Menſchen trifft. Nämlich die Möglichkeit, den intimſten Liebesakt zu wahren und doch durch künſtliche Mittel die entſcheidende Zellmiſchung abſichtlich zu verhindern. Alſo Geſchlechtsverkehr mit Anwendung von Präventivmitteln.

Unſer Geſpräch führt uns bei der eigentlichen Kulturgeſchichte der Liebe noch einmal auf dieſe ſpezifiſch menſchliche Sache. Hier nur vorweg ſo viel, daß auch ſie ihre heilige Seite hat. Dort, wo der Menſch nämlich umgekehrt wie in dem andern Falle zwar zeugungsfähig, aber ſonſt krank iſt. Wo Gefahr, ja Sicherheit beſteht, daß er tückiſche Krankheit auf die Nachkommen weitergeben werde. Wenn der Schwindſüchtige in ſolcher Lage Hinderungsmittel anwendet, ſo

tut er der Menschheit einen Dienst. Er handelt im hohen Sinne fördernder Zuchtwahl. Dem ehernen Wort der Logik, daß der Väter Sünde heimgesucht werde an den Kindern, gibt er einen menschenwürdigeren aktiven Gegensinn. Sein Blick reicht höher, als das Wort Sünde geht. Er opfert sein Elternglück bewußt dem heiligen Verantwortungsgefühl für die Menschheit. Diese reine und edle Seite auch dieser Konsequenz wird den Fortbestand der Art nur bessern, geschweige daß sie ihn gefährden könnte. Und auch hier gilt, daß es für das harmonische Ausleben der Einzelindividuen in ihrer eigenen Lebensbahn ein Segen ist, wenn eben auf Grund jener Möglichkeit auch dem in der Zeugung heroisch entsagenden Kranken wenigstens die ganze Kraft des übrigen Liebeslebens bis zum großen Mysterium des Geschlechtsaktes selbst erhalten bleiben kann.

Die Frage ist nur, ob diese Folge nicht auch eine wirklich bedrohliche andre Seite hat, eine profane, aber desto wirksamere.

Die Mittel des künstlichen Präventivverkehrs sind trotz allen darauf verwandten guten und schlechten Erfinderfleißes heute noch keine unfehlbaren. Durchweg stören sie bei absoluter Hemmung der Konzeption doch noch irgendwie den Liebesakt oder aber sie retten den Liebesakt auf Kosten von Unsicherheit dort. Das ist jedoch vielleicht bloß kurze Zukunftsfrage, es ließe sich schon jetzt fortdenken. Dann aber fiele ein gewaltiges altes Naturhilfsmittel allgemein beiseite. Der Wollustschauer des Liebesakts als solcher spielte fortan überhaupt gar nicht mehr mit als Lockmittel, als Prämie zum echten Zeugungsakt als solchem. Wird die Menschheit das aushalten, ein so radikales Schleifen einer offenbar so lange und wohl erprobten Naturverknüpfung?

Gegenüber dem flüchtigen Liebesakt mit seiner Wollust enthält die wirkliche Zeugung auch für den Gesunden schwerwiegende Folgen. Für die Mutter bedeutet die Geburt auch normal Hemmnisse, Schmerzen, ja in manchen Fällen Lebensgefahr. Für beide Eltern kommen in gewissen Sozialzusammenhängen dem Kinde gegenüber bedeutsame wirtschaftliche Verantwortungen in Betracht. Angst, Selbstsucht, Leichtsinn, im letztern Falle aber auch unter Umständen ernste Pflichtgedanken könnten da auf die Dauer einen Bund schmieden, der bedenklich werden müßte. Mir scheint indessen, daß auch hier die Regulierung immerzu bei uns im Gange ist. Wie ich überhaupt meine, daß wir auch als

Kulturmenſchen in viel ſtärkerer Weiſe nach wie vor im alten eiſernen Regulierungswerk der Natur ſtecken, als wir für gewöhnlich zu ſehen glauben. Die „Fee Nützlichkeit" hat uns immer noch durch und durch im unſichtbaren Netz, ſo klug und ſelbſtwillig wir uns manchmal vorkommen mögen. Unſre Klugheiten wie unſre Dummheiten ſind nur Fäden in ihrem Spiel, mit denen ſie uns ausließt und weitertreibt, genau wie ſie früher im Organiſchen auch getan hat.

Die relativ gefährlichſte Ecke in jenem Komplott ſcheint die wirtſchaftliche zu ſein. Soundſo viel Kulturmenſchen beſchränken ihre Kinderzahl oder ſtellen gar ganz die echte Zeugung ab, weil ſie wirtſchaftlich die Verantwortung nicht mehr tragen können. Das Motiv kann auch hier ein äußerſt gewiſſenhaftes, ja heiliges ſein. Die ſoziale Notlage kann der einzelne nicht hemmen, alſo zieht er die moraliſche Konſequenz: beſſer keine Kinder als elend darbende oder verhungernde. Das Motiv mag heilig ſein, aber die wahre Folge für die Menſchheit iſt diesmal nicht heilig. Dieſe „Moral" allgemein proklamiert und binnen kurzem ſinkt die Geburtenziffer unter die Sterbeziffer. Die Kopfzahl der Nation geht dauernd zurück. Zuerſt wird die nationale Stärke im Wettkampf herabgedrückt; endlich, wenn das Prinzip allgemein durchdringt, die Menſchheitskraft überhaupt. In Frankreich beiſpielsweiſe haben wir heute ſchon die Anfänge dieſes Volksbankerotts.

Sobald dieſe Dinge aber ſichtbar werden (und daß ſie es werden, dafür ſehen wir doch eben ſchon zu hell und zu klug), ergibt ſich, meine ich, auch die Regulierung.

Die wirtſchaftlichen Notſtände, die vom Kinderzeugen fortdrängen, ſind an ſich keine ewigen Notwendigkeiten. Sie laſſen eine Beſſerordnung zu. Die Produktionsquellen der Menſchheit auf der Erde ſind an ſich reich genug, um eine weit günſtigere Allgemeinlage zu garantieren, darüber iſt naturwiſſenſchaftlich kein Zweifel. Fortſchritte nach dieſer Seite werden auch von den Einſichtigeren geſehen, gepredigt, es wird ſchon darauf experimentiert. Nur geht das im gewöhnlichen Trott unendlich langſam, es ſind zuviel Einzelknoten zu entwirren. Eine Maſſe Menſchen denkt auch, es iſt nicht ſo eilig. Sie werde es noch aushalten, nachher könnten die Enkel ſich ja plagen. Die Erkenntnis einer ſolchen Bankerottziffer im Spiel aber muß auch den Bequemſten zuletzt aufrütteln. In Frankreich wird man im Augen-

blick ſchon unheimlich aufmerkſam. Irgendwie muß, ſobald dieſe verhängnisvolle Ziffer aus der Statiſtik der Nation auf den Hals rückt, etwas geſchehen. Wenn die allgemeinen wirtſchaftlichen Verwickelungen unſrer modernen Großkultur wirklich nicht gleich gelöſt werden können, ſo muß akut gegen dieſe Gefahr etwas getan werden. Der Staat muß einſehen, daß das Kind als ſolches ein Nationalwert iſt. Öffentliche Mittel müſſen geſchaffen werden für Kindesſchutz, Kindeshilfe, Mutterſchutz, Elternſchutz, das Kind muß als eine Leiſtung für das Nationalwohl anerkannt und geſellſchaftlich unterſtützt werden. Es muß ſozuſagen eine Prämie auf das Erzeugen eines Kindes geſetzt werden.

Eine ſchwere Aufgabe, aber es gilt, meine ich, auch den ſchwerſten Einſatz. Es gilt die Wurzel aller Volkskraft retten. Vorher konnte man noch roh ſagen: die Maſſe tuts, ein genügender Teil Nachwuchs ſetzt ſich doch durch, mag der Reſt ohne öffentliche Hilfe darein gehen. Im Moment, da jene nationale Todesziffer auf dem großen Zählkaſten erſcheint, kann das nicht mehr herhalten, es gilt fortan, erſt das Kapital ſelber wieder heraufzuarbeiten, die Zeit der Überſchüſſe iſt einſtweilen um. Und es liegt hier ein Punkt, wo plötzlich alle politiſchen Parteien einig werden müſſen. Der Konſervative muß hier fühlen wie der Sozialdemokrat. Es gilt nicht mehr Staats- oder Wirtſchaftstheorien, es gilt das Volksmaterial als ſolches, das auf dem Spiel ſteht. Ebenſo wird der begeiſtertſte Nationalpatriot dem zeitfernſten Vertreter eines Weltbürgertums vor dieſem Falle die Hand reichen müſſen, denn an dieſer Kinderziffer bricht die Nation ſo gut zuſammen oder beſteht fort, wie die Menſchheit.

Alſo das wird ſich ſelbſt regulieren, ſpäteſtens, ſobald das Faß zum Überlaufen oder beſſer: zum Auslaufen kommt; bei verſtändigen Nationen, die ſich vom Exempel andrer warnen laſſen, ſogar hoffentlich ſchon ein gut Teil früher . . .

Gegen die reine Angſt der Weichlinge vor dem Gebären, den Leichtſinn auch des Begüterten, der keine Kinderſorge wünſcht, das Kulturweibchen, das ſich das Amüſement der Dinge nicht durch Schwangerſchaften und Wochenbetten unterbrechen laſſen will, den ſüßlichen Äſtheten, der das Kindergebären dreckig findet, und den immerhin wenigſtens diskutabeln Wurſtigkeitsphiloſophen, der behauptet, er habe ein Recht auf alle Naturpflichten zu pfeifen, denn die Natur erfülle

ihm auch keine, wenn ſie ihn grau und krank werden laſſe und ſterben laſſe und dem einen die Zuckererbſen zuwerfe und dem andern bloß leere Schoten: gegen die alle aber iſt tatſächlich jene alte andre Regulierung nach wie vor gewachſen, die ſchon im Tier inſtinktiv einſetzte und bei uns, ob noch ſo bewußt vergeiſtigt, nach wie vor als eherne Gegenmacht fortlebt. Nämlich die unhemmbare Elementargewalt der Mutterliebe und Elternfreude, die unabhängig von aller Wolluſt aus dem erzeugten Kinde ſelber eben doch auch wieder einen hohen Gefühlswert, Sehnſuchts- und Wunſchwert, Erfüllungs- und Glückswert ſchafft weit über alle kalte „Pflicht" hinaus. Belügen wir uns auch in dem Punkte nicht. Die Mutterſehnſucht, die auch in jedem normalen unberührten Mädchen ſchon lebt, wird bis zum Ende der Menſchheitstage Kinder ſchaffen und wenn die Präventivmittel auf allen Hecken wüchſen. Man darf ſich da von kleinen Hyperkultur-Kurven ſo wenig verwirren laſſen, wie beim Homoſexuellen. Und abermals gilt auch hier der große Naturtrick, daß die ſtarken Muttergefühle die Macht haben, ſich fortzuvererben, weil ſie ſich eben zum Kinderzeugen drängen, während die Weibergeneration, die in dem Punkte ſteril an Gefühlen iſt und keine Kinder mag, eben immer wieder auch wirklich in der Mehrzahl unfruchtbar bleiben wird und ihre Veranlagung alſo nicht weitertreiben kann. Und das würde nur wachſen, je leichter der Präventivverkehr würde. Nach einer Weile würde ſich in den folgenden Generationen immer extremer die Ausleſe der aus Muttergefühlen gewollten Kinder durchſetzen, damit aber würden eben dieſe Muttergefühle als Anlage ſich allgemein dort ſo ſtählen, daß alle Gefahr der Präventivmittel nicht dagegen ankönnte. Die Modeweibchen und Äſtheten ſterben immer wieder an ihrer eigenen Unfruchtbarkeit ab, und die Mütter und Ganzmenſchen triumphieren. Vom echten Kulturmenſchen kannſt du die Kinderfreude, ich ſagte es dir ſchon öfter, nicht herunterſchneiden wie etwas Belangloſes. Zu den direkten Eltergefühlen tritt ihm noch, daß Volk, Nation, Fortſchritt, Entwickelung alles zu ſinnloſen Phraſen wird ohne dieſen Fels. Wir werden aber doch wohl immer noch Menſchen dabei haben, denen dieſe Worte nicht bloß Phraſen ſind.

Zuletzt bliebe nur der abſolut peſſimiſtiſche Philoſoph, der etwa ſo durchdrungen wäre vom Unwert des Daſeins, daß er einen Heroismus daraus machte, alles echte Fortpflanzen aufzuſtecken, und dieſe „Pflicht"

offen predigte. Mit dieſem Intelligenztypus haben wir nachher noch ein beſonderes Wörtchen zu ſprechen. Glauben tue ich auch an ſeine Abſtraktheit als wirkliche Macht nicht. Es iſt aber charakteriſtiſch, daß ſein und ſeinesgleichen Front von jeher immer auch gegen die Wolluſt ſelber gerichtet geweſen iſt, gleichſam als habe gerade er der radikalen Trennung von Wolluſt und Zeugung nie recht getraut, in einer Art inſtinktivem Argwohn, hinter der Wolluſt, wo ſie ſtark und mit ganzer Naturkraft weiter begehrt werde, lauere doch immer auch die Mög-lichkeit wieder von Zeugungen trotz aller Vorſichtsmittel.

Und das trifft zuletzt auch durchaus noch ein Richtiges: wenn der Liebesakt ſich in ganzer Kraft ausleben ſoll, ſo wird er die Aſſoziation, daß er ein wahres Zeugen mindeſtens als Möglichkeitsſinn über ſich habe, im denkenden Menſchen, der überall Sinn ſucht, dauernd auch nie ganz entbehren können. Man wird auch dieſe Aſſoziation dabei haben wollen unter den vielen Fäden, die auf dieſer Spule laufen, wenn die geſamte Höhe deſſen, was in dem Akt liegen kann, erreicht werden ſoll. Ab und zu wenigſtens wird man an dieſen Sinn denken und ein Manko fühlen, wenn er ganz fehlen ſoll; und auch das wird keine noch ſo tadelloſe Methode des Präventivverkehrs erſetzen können.

Der Gedanke führt aber noch auf einen andern Punkt, der hier wieder für das poſitive Liebesproblem bei uns intereſſant wird. Ob ſich nämlich die Wolluſt mit unſerm weiteren Kultur-heraufgang ſelber noch als entwickelungsfähig erweiſen werde; ob ſie ſich irgendwie noch werde für uns verbeſſern, vertiefen laſſen?

Da würde ja wohl der nächſte Gedanke ſein, daß das nach der ganzen Sachlage nicht möglich ſei.

Wenn, wie wir vermutet haben, im innerſten Weſen des eigentlichen Univerſalſturms der Wolluſt noch heute das uralte Gefühlserlebnis des „Liebestodes", des Zergehens und Einſchmelzens im höchſten Liebesvorgang, ſteckt, heute in uns noch wie einſt in den niedrigſten Einzellern am Urſtrand, ſo hat dieſes Kerngefühl doch immerdar einen Zug des „Abſoluten", den man ſich als ſolchen überhaupt nicht recht geſteigert denken kann, vorausgeſetzt, er iſt einmal zu voller Kraft überhaupt ausgelöſt.

Auch die höchste Intelligenz des Menschenhirns kann, meine ich, nicht viel mehr in diesem Sinne hinzugetan haben und weiter tun. Das beobachtest du ja noch heute scharf genug an dir selbst: in der letzten Hingabe an die Wollust sind der Intellekt, der kühl wägende Verstand, die Reflexion alles eher als Förderer. Nichts führt schon die Phantasie für gewöhnlich so rasch und sicher von ihr fort, wie das kühle Wandeln unter dem Kristallhimmel des reinen Denkens und der Logik. Je stärker, je allmächtiger sie dich durchzittern und in jenen „Liebestod" hineinreißen soll, desto mehr mußt du dich ihr möglichst reflexionsfrei, möglichst traumhaft, möglichst pflanzenhaft hingeben. So hat dein eigentliches Menschentum hier schwerlich je nachgefeuert, es war genug, wenn es dich auf dem status quo ließ.

Bliebe die Frage, ob der Hautkitzel, an den dieses Grundgefühl sich allmählich assoziativ angeseilt hatte, im oberen Lebensstockwerk gegen uns hin noch starke Steigerungen für sich erfahren hätte und also sozusagen bildungsfähig erschiene. Die Dinge sprechen auch hier nur dagegen. Aus nichts hat im ganzen die höhere Entwickelung so wenig machen können, wie aus der allgemeinen Hautempfindlichkeit, die da in Frage kam.

Denke dir einmal, diese deine ganze Körperoberfläche hier stelle ein wunderbares Musikinstrument dar, auf dem die Energien des Weltalls spielen. Da hast du eine Taste, die ihrem inneren Wesen nach bloß auf die Energie des Lichts eingestellt ist, das Auge. Unsrer heutigen Theorie nach ist es eigentlich eine elektromagnetische Taste, deren Feinfühligkeit aber bis auf solche elektromagnetischen Erregungen geht, die von fernen Fixsternsonnen und Nebelflecken zu uns herüberzittern. Eine andre Taste, das Ohr, kann in ihrer engeren Tonwelt nur mit Schallwellen, also den Bewegungsstößen unsrer Luft, gespielt werden. Gerade diese spezialisierten, räumlich kleinen Einzeltasten besitzen in ihrer Taste aber recht einen Drücker zugleich für Öffnung eines ganzen herrlichen Instruments, ja eines ganzen riesigen Orchesters, das die verwickeltsten Stücke spielt. Dagegen bildet die überwiegende Fläche deiner übrigen schönen nackten Leibeshaut gleichsam eine einheitlich verbreiterte Riesentaste, die bei all ihrer oberflächlichen Breite doch keinerlei derartigen Geheimschlüssel zu einem inneren Orchester hat. Wie armselig ist hier die Wirkung auf Hitze, Kälte, auf Stich oder Stoß! Eine rasche Steigerung ohne jede scharfen Marken und das

Ganze ist in seinem Spielraum erschöpft. Das Kitzelgefühl ist vielleicht noch das Vollkommenste dabei. Aber wie wenig bietet es auch noch. Immer ist nur die banale Spannungssteigerung mit endlichem grobem Höhepunkt gegeben und im ganzen immer nur Quantitätserhöhung in rohester Form; denke daneben an den Spielraum eines musikalischen Ohrs vor einer Beethovenschen Symphonie.

Gerade an diese rohe Kitzeltaste aber schloß sich doch nun die Wollust. Was aus den gegebenen Ingredienzien des enger lokalisierten Kitzelreizes zu machen war an direkter Verfeinerung, hat sie gemacht. Der erotische Kitzelreiz ist in Feinheit der Sensation wohl der Höhepunkt dieser Taste. Aber von Orchester auch so keine Rede. Es ist bei der Verwertung des prinzipiell Gegebenen geblieben, und das war eigentlich doch nur blutwenig. Auch für dieses Blutwenige aber muß, nach dem äußeren Anblick der Reibungsintensität zu schließen, die Hauptsache, wenn nicht das Ganze, bereits beim höheren Tier erfüllt gewesen sein. Erinnre dich wieder einmal an die schier ungeheuerliche Liebelei der Weinbergschnecken. Das ist in einem Parallelstamm deiner Ahnenreihe. Aber auch das Wirbeltier läßt da nichts zu wünschen übrig.

Schon das Benehmen von gewissen verliebten Fischen, die sich äußerlich aneinander zu reiben beginnen, obwohl sie noch gar keine echte Begattung vollführen, hat, wie gesagt, eine so frappante Ähnlichkeit mit Menschenkindern im geschlechtlichen Erregungsakt, daß es den schlichtesten Beobachtern aufgefallen ist. Vielleicht verteilt sich die Reizung bei diesen Tieren noch über eine längere Zeit mit langsamerer Summierung. Vielleicht. Sagen läßt sich auch das nicht genau, da man nie weiß, wie viel Vorspiel ist, wie viel erst echter Akt. Man möchte meinen, beim Menschen sei alles, wenn es denn so weit ist, auch epigrammatisch zugespitzt. Wie er ja in all seinem Handeln dieses Konzentrierte, Sparsame, Epigrammatische auch sonst hat. Aber es ist nicht gesagt, daß diese Konzentrierung deshalb hier eine Verfeinerung ist. Auch konzentriert z. B. der Vogel im Akt noch stärker.

Nun nimm aber bereits ein verliebtes Froschmännchen, und du mußt dir sagen, daß hier die äußerlich sichtbare Reizungsenergie ebenso wie doch (aller Vermutung nach) auch die innerliche Intensität der Wollust selber bereits auf einem schwer zu überbietenden Gipfel sind. Wie ein Wahnsinniger, eine Monomane tatsächlich der einen brummenden Taste, stürzt sich der Frosch auf ein beliebiges Froschweib. Auch er

noch ohne Begattungsglied, bloß allgemeiner Berührungsliebler. Aber er packt das Weib mit einer Gewalt um den Leib, daß es nicht selten daran stirbt. Ist kein echtes Froschweib seinesgleichen zur Hand, so packt er auch ein andres gerade verfügbares Tier und regt sich daran zum Ziel auf. Ein Karpfen wird beritten, daß die Schuppen fliegen und nicht selten gar die Augen ausgekratzt werden. Eine Kröte im Goldfischglase hetzte die Goldfische schließlich zu Tode so. Aber Männchen des Frosches bespringen auch Männchen, wenn es nicht anders ist. Ein totes Weibchen wird genau so wüst umarmt wie ein lebendiges, ja ein einzelnes Stück Haut eines solchen entfesselt die Wucht. Ein schon liebend vereintes Paar wird von ledigen Männern nochmals bestiegen, bis ein ganzer ekler Klumpen verworrenen Lebens entsteht. Ja lebloses Holz wird schließlich erfaßt und begattet.

Tolles Spiel. Kein Wunder vor solcher Sachlage, daß der Mensch für Steigerungen hier überall sozusagen schon zu spät gekommen ist.

Wohl magst du daran denken, was Menschenunsinn noch alles *versucht* hat mit der Wollust.

Alles, um in diesen dumpfen Grundbaß Steigerung zu bringen! Liebe zwischen Mann und Mann, Weib und Weib. Liebe mit Eseln und Gänsen. Liebe mit Toten, mit Blut, mit Gequälten, mit Sterbenden. Liebe mit künstlichen Gegenständen, mit Puppen und Apparaten. Liebe zu vielen. Liebe in den kautschukmenschenartig ausgeklügeltsten Stellungen. Liebe, aufgepeitscht mit besonderen Gewürzen und Reizmedikamenten. Liebe kombiniert mit eigenen Schmerzen, mit Züchtigung, Demütigung. Es ist wohl nicht nötig, diese halb humoristische, halb scheußliche Schreckenskammer weiter aufzutun, in die der schlichte gesunde Mensch schließlich schaut wie in die Qualen von Dantes Hölle.

Und dann kommt der vollgeprüfte Liebesepikureer und spricht als Fazit doch noch aus, wie armselig wenig im Grunde dieses Wollustgefühl wirklich zu variieren und zu erweitern gewesen ist: ein kleiner Kreis, ewig neu abgetrottet, und als Resultat eigentlich immer wieder gar nichts.

Das alles hat, bis auf das Philosophieren, wirklich im Grunde der Frosch dir schon vorausgetan, und du großer Raffinementsmensch der Kulturjahrtausende stehst in Wahrheit vor einem bänglich armen Zirkel von Jahrmillionen, die dich von deinem Menschenfrosch trennen. Man muß sagen, die Menschheit hat in diesem Punkt einen wahren

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Don Quixote-Heldenkampf bis zum äußerſten geführt, um Variation in der Sache zu ſchaffen. Und ſcheint doch wahrhaftig noch nicht über den Froſch hinausgekommen zu ſein.

Selbſt die verrückteſten jener Varianten ſteigern ja recht beſehen nicht einmal die Intenſität des Gefühls ſelbſt, ſondern ſie ſind durchweg bloß Stimulantien, um überhaupt noch einmal auf die einfache Normalhöhe zu bringen. Bald ſollen ſie erreichen, daß das Wolluſtgewitter raſcher hintereinander ſich wiederholen läßt, als ſonſt die Natur vorſchreibt; für den Einzelakt gibt das aber gewiß keine Kraftverhöhung. Bald ſollen verſagende, ſenile Kräfte damit noch einmal aufgepeitſcht werden, um mit unendlicher Arbeit eben die Schwelle noch zu erreichen. Bald werden perverſe Aſſoziationen, ohne die das einfache Gewitter für beſtimmt Veranlagte (z. B. Homoſexuelle) nicht erlebt werden kann, mit wahrer Energieſteigerung verwechſelt. Lauter Dinge, wie wenn ich einen Schwerhörigen überhaupt zum Hören bringe und mir weismachen will, er höre nun mehr als ein andrer mit normalem Ohr.

Zuletzt kommſt du immer wieder auf die einfache Wahrheit: daß der große Sturm, von zwei geſund kräftigen Menſchenweſen als naturgewaltiger Frühlingsſchauer in der glücklichſten Zeit leicht und ſtark und normal erlebt, immerzu die Krone des Ganzen ſei und bleibe.

Immerhin glaube ich aber doch an *eine* Möglichkeit. Nicht die Intenſität der Sache ſelbſt zwar zu ſteigern, wohl aber ſie auch im geſundeſten, echteſten Ganzmenſchen immer mehr mit einer ganz beſtimmten Aſſoziation, einer geiſtigen Verknüpfung aufzubeſſern und ihr ſo doch noch einen ſpeziell menſchenwürdigeren Wert zu geben. Im Kern gar nichts Utopiſtiſches, ſondern anknüpfend an etwas, das den meiſten beinahe wie eine Banalität klingen wird.

Wenn du dir einen jungen Adam und eine junge Eva denkſt, wie ich ſie eben als Exempel gewählt habe und wenn du ſie dir als echte Menſchen denkſt, ſo wirſt du auch bis in ihre höchſte Liebeseinigung doch *eine* ſeeliſche Aſſoziation ganz ſtillſchweigend immer hinzugefügt denken: nämlich daß die beiden ſich auch ſonſt und bis in alle tiefſten Tiefen des *Seeliſchen* hinein in großer und inniger Liebe zugetan ſind.

Nur das kann auch den äußersten Akt vollkommen verklären: die innere Gewißheit, daß in ihnen Amor und Psyche sich auch in diesem Kühnsten vereinen. Als leuchtender Goldgrund muß hinter dem Ganzen stehen, daß die beiden, wie sie die höchste Beseligung des Liebestodes in der gemeinsamen Hingabe erleben, so auch jenseits dieses Aktes jederzeit seelisch das Liebesindividuum gemeinsam zu schließen bereit sind. Daß sie füreinander leben, ja einer für den andern sich aufopferten auch in wirklicher Todesgefahr, daß jeder im andern sein höchstes Menschentum verehrt, kurz, daß sie eben so stehen, wie junge Liebende, die sich ganz gefunden, seit Jahrtausenden immer wieder zusammengestanden haben und nach Jahrtausenden immer wieder stehen werden.

Zu dieser Assoziation ist aber nun etwas nötig, das nicht mehr bloß zu tun hat mit der einfachen Skala: zwei Menschen gegensätzlichen Geschlechts im Vollbesitz eines kraftvollen Geschlechtsleibes und dann funktionierend der physiologische Apparat, wie wir ihn in seinem Werdegang geschildert haben. Dazu sind zwei menschliche Individualitäten nötig, die einander freiwillig erwählt haben aus vielen und die ihren Liebesbund zunächst durchaus auf das Individuelle, von allen andern Menschen des einen oder andern Geschlechts Verschiedene gebaut haben. Wenn diese beiden Menschen ihre Liebe jetzt allerdings auch bis zum intimsten Ziel treiben, so ist doch klar, daß die Marke des Individuellen auch dort als eine starke Assoziation mitgeht und in keinem Moment entbehrt werden kann. Wenn du zwei Menschenkinder in dieser absolut individuellen Liebesleidenschaft mit Himmel und Hölle bedrängtest, den äußersten Liebesakt mit einem andern menschlichen Wesen als gerade mit diesem individuellen Geliebten zu vollziehen, es würde keine Macht dahin treiben können. Es ist ja doch auch keine Fabel, sondern eine immer wiederkehrende Menschenerfahrung, daß solche Liebe nach Verlust des Geliebten vielfach für die Dauer eines ganzen langen Menschenlebens nie wieder nach intimer Vereinigung mit irgendeinem zweiten Menschenindividuum begehrt. Ungeheuer, wie in uns die Macht der eigenen Persönlichkeit geworden ist, so auch die Macht hier einer Menschenindividualität über die andre in der Liebe.

Denkst du nun von hier die Dinge weiter und dächtest dir, es ginge auch in dieser Richtung eine absolute Entwickelungslinie der Mensch-

heit dahin, die sich immer mehr verstärken müsse, so würdest du schließlich doch auf eine Form wirklich vermenschlichter Fortentwickelung auch der Wollust kommen.

Zu ihrer vollkommenen Auslösung wäre in dir als echtem Menschen noch eine Assoziation unbedingt nötig: nämlich die, daß sie erweckt werde durch die innigste körperliche Vereinigung mit einem ganz besonderen Einzelwesen, einem individuellen Menschen, den auch sonst deine gesamte Liebe bis in die höchsten Lichthöhen des Seelischen widerstandslos umfinge. Eine vollkommene seelische Umarmung wäre zu der physischen nötig, zu den unerläßlichen Voraussetzungen dieses seelischen Anschlusses aber gehörte das Individuelle. Dieses Weib, dieser Mann und kein andrer. Nun mag in der höchsten Hingabe auch das Gewitter des äußersten Liebestodes mit seinen roten Blitzen flammen: es flammt aber nur, wenn du mit diesem Weibe, diesem Manne in den Liebestod sinkst, mit ganzer elementarer Kraft.

Die höchste Vollendung dieses Gedankens wäre, daß beim normalen Menschen zuletzt die Wollust gar nicht mehr in Aktion treten könnte, wenn nicht auch diese Assoziation gegeben wäre. Erst dann dürfte man sagen, daß das alte wilde Roß der Wollust, selber nicht eigentlich entwickelungsfähig wie es ist, doch für immer zwischen die Schenkel des allgewaltigen Geistes- und Kulturreiters gepreßt worden sei und von ihm nun mit eisernem Druck auf seine hohen Ziele eingeritten und mitgelenkt werde.

Nun wirst du allerdings nicht verkennen, daß in dem letzten Zuge schon stark Zukunftswert steckt; das soll ja aber auch. Wir wollten doch von Höherzüchten der Wollust überhaupt reden, also auch im Ferneren noch der Menschheit. Wie die Menschheit jetzt ist, ist sie doch erst die Wende überall vom Tier, auf der wir höchstens erst Richtungsanhalte gewinnen können, was da werden soll. Nun sehen wir ganz unzweideutig als solche Richtung die enorme Steigerung des Individuellen bei uns. Sehen wachsende individuelle Liebeswahl, und sehen soundso viel Liebesbünde schon, in denen auch die Wollust mit einem andern als gerade dem besonderen Individuum der freien eigenen Wahl aufs strengste abgewiesen wird. Ich kann also nicht finden, daß es etwas zu Tolles wäre, sich das so weiter zu denken, daß endlich die Wollust ganz und gar normal nicht mehr ausgelöst werden könnte, es sei denn im Kontakt zweier solcher vollkommenen und

exklusiven Wahlindividuen. Daß sie nicht mehr ausgelöst werden könnte ohne die Assoziation, daß der oder die, die du jetzt so umfängst, auch individuell ganz und gar im Moment deinem innigsten seelischen Bedürfnis und deiner vollkommensten Ganzliebe entsprechen, mehr entsprechen als irgendein zweiter Mensch sonst.

Die Wollust, die wir ja schon auf der Wanderung durch die seltsamsten Assoziationen verfolgt haben, wäre hier endlich dauernd auch noch als Menschenwollust an ein Stück echten, wesentlichsten Menschentums im oberen Stockwerk angeseilt. Ja es wäre damit sogar an der kritischsten Stelle die höchste Harmonie von Distanzliebe (zu der auch die individuelle Wahl ja recht eigentlich gehören muß) und Mischliebe im Menschen angebahnt.

Die Sache hat allerdings noch einen Beigeschmack. Liebesbünde, bei denen auch jetzt schon bis zum äußersten Geschlechtsakt alles in jeder Faser im Bann der individuellen Wahl und ausschließlich individuellen Hingabe steht, haben wir, wie gesagt, alle Tage. Die ganze edle Weltliteratur ist ihrer voll, von Romeo und Julia bis auf Gretchen. In einer gewissen idealen Schicht unsres Denkens leben und weben wir schon jetzt genau so, als wenn wir längst in jener Epoche ständen, die es gar nicht anders kennt, so daß der Schritt wirklich klein wäre, der daraus eine Art Naturnotwendigkeit machte und den ganzen psychophysischen Apparat vom Gehirn bis zur Geschlechtssphäre so einstellte, daß andre Akte als diese zwischen echtesten Liebeswahlpartnern schon rein naturgeschichtlich gar nicht mehr möglich wären. Die profane Naturgeschichte von heute läuft indessen noch recht anders.

In einer gewissen realistischeren Sphäre, die auch heute vorhanden ist, sehen wir die Wollust gerade umgekehrt verknüpft mit der gröbsten Mißachtung aller höheren Liebeswahl und Liebeseinigung. Gerade die Wollust funktioniert auch in dem Brutalsten, das alle jene feineren Menschheitswerte roh in den Staub tritt. Wie der onanistischen Reizung, so gehorcht sie auch der Prostituierten. Dem Weibe, das der Augenblick dir wie eine Nummer in den Weg wirft und von dem du weißt, daß du das Individuum darin so gut wie gar nicht siehst und daß es selber das Individuum in dir nicht sieht, nicht sehen mag.

Dem Weibe, das nach dem flüchtigen Moment, da es dir begegnet ist, die Nacht, der Rauch, die grauenhafte Schwärze des Nivellierten wieder verschlingt, als sei es nur ein Schatten an der Wand gewesen. Und doch hat dein psychophysischer Zusammenhang nicht versagt; bis zu dem großen Schlußgewitter! Mit einer Art Schauder hast du schon die Assoziation des Kindes, das dabei etwa entstehen könnte, als glücklicherweise undenkbar über Bord geworfen. Aber auch die andre Assoziation, die der seelischen individuellen Umarmung, ist abgefallen, merkwürdig leicht. Und alles ging doch den Weg bis zum Ziel scheinbar glatt durch.

Ja, du erfährst, daß diese Macht unter Umständen sogar sich stärker zu erweisen scheint als jene andre. Es ist ein altes Problem, daß die Prostituierte die Geliebte gelegentlich aussticht, gerade wenn diese wilde Sphäre des Liebeslebens berührt wird. Das Rohe übertrumpft in gewisser Sachlage spielend das Edle. Auch das ist ein alter Romanstoff, zu dem wir scheinbar alle Tage neue Belege geben.

Doch das alles ist in Wahrheit auch nur scheinbar. Sobald du die Dinge wirklich in gleiche Konkurrenz bringst, wird die Partie schon heute unfehlbar von der Liebesseite gewonnen und ist in allen Zeiten, aus denen wir Kulturdichtungen haben, gewonnen worden.

Du mußt nur richtig einstellen. Du mußt abziehen, wo die hohe Liebe so sublim wird, daß sie ganz den Weg über die fernste Distanzliebe ins Unerotische im engeren Sinne einschlägt; wo die Sehnsucht nach Vereinigung zu dursten und zu frieren beginnt, weil sie bloß mit Phantasie gefüttert und mit abstrakten Treuebegriffen gewärmt werden soll.

Gewiß gibt es wunderbare Fälle, wo die Liebe so stark ist, daß sie auch das in reiner Form überdauert. Sie lebt dann in heiliger Resignation, weil sie muß und ihr selbstgewolltes Eigengesetz größer ist als all der Verlust an Lebensharmonien sonst. Aber dieser Verlust besteht darum doch. Und wo Verlust auf der einen Seite ist, da herrschen im akuten Fall keine gleichmäßigen Wägeverhältnisse mehr.

Du mußt abziehen, wo die individuelle Liebe schon in sich schwankend ist, sich bloß noch halb und mühsam hält, sich bloß noch einredet, zu existieren. Denn auch sie unterliegt dem Grundgesetz des Strömens aller Dinge in der Natur. Sie muß es nicht unbedingt, aber sie kann es beständig. Es liegt ja etwas Rührendes in dem Kampf des Men-

ſchen, ſich dieſen ewigen Fluß alles Gewordenen immer wieder ſelbſt zu verheimlichen. Der Blick haftet an den alten Strommarken, als gälten ſie noch, müßten gelten, ſo lange er ſie anſtarrt; während doch die Welle ſchon ganz wo anders treibt. Auch mit dieſer frommen Lüge darfſt du aber nicht rechnen.

Du darfſt auch nicht ohne weiteres Edelliebe und eine andre an ſich hoch ernſte Sache, nämlich die kulturgeſchichtliche Inſtitution unſrer menſchlichen Ehe, wie ſelbſtverſtändlich miteinander identifizieren. Wir haben von der Ehe noch zu reden. Von ihrer unvergänglichen Bedeutung. Von ihren großen Wurzeln auch gerade im Individuellen. Aber das Antlitz der Ehe iſt in der Praxis ein unendlich vielgeſtaltiges, gerade entſprechend ihrer univerſalen Macht. Neben der Sonne höchſter individueller Liebeseinheit kann in ihr ebenſogut die eiſigſte Askeſe wohnen, die bitterſte Reſignation. Wenn hier Umſchläge, Abſtürze erfolgen, ſo iſt es nicht die Edelliebe, die einer brutaleren Macht erliegt, ſondern es iſt dieſe brutale Macht, die ein verödetes Feld erobert und ſiegt, weil jene Liebe nicht mehr da war.

Auch nach der andern Seite aber mußt du das Material richtig werten. Wir ſprechen auch von den geſchichtlichen Grundlagen der Proſtitution noch. Gewiß führt ſie in ihrem materiellen Erwerbsprinzip, das aus der Wolluſt eine käufliche Ware macht, geradezu abſolut fort von aller individualiſierenden Liebe. Die Liebe, die ſich auf echte Menſchenwerte einſtellen wollte, erniedrigt ſie zu dem Denar, von dem der römiſche Cäſar ſagt: Non olet. Gleichzeitig aber iſt die Proſtitution eine uralte hiſtoriſche Macht. Sie arbeitet als ſolche mit gewiſſen angeſammelten Geſchichtsmitteln auch im Erotiſchen. Uralte Arten der Liebeslockung, roh heute, aber unentwegt ſtark, werden in ihr noch immer in momentan wirkſamſter Form bewährt. Die Novelle hat eine ernſte Wahrheit, die im Konkurrenzkampf die liebenden Augen einer ſchönſten Seele hoffnungslos einem künſtlichen erotiſchen Parfüm unterliegen läßt. Wenn die Edelliebe ſich zur kalten Statue macht, wird der Parfüm, in dem ein uralter unmittelbar erotiſcher Trick ſteckt, naturgemäß eine Macht werden; die Waffen des Kampfes ſind dann nicht mehr gleich. Parfüm iſt aber Symbol hier für manches.

Auch gewiſſe Wirrſale unſrer Sozialverhältniſſe von heute ſpielen noch in das Ganze hinein. Durchweg lernen wir Kulturmenſchen auf der männlichen Seite die Proſtitution früher kennen als den edel-

menſchlichen individuellen Liebesbund. Kein Wunder, wenn ſich vorläufig eine Art umgekehrter Aſſoziation für uns an die Wolluſt geheftet hat: ſtatt einer Aſſoziation mit dem Seeliſchen und Individuellen eine mit der Straßenliebe und dem Nachtkaffee. Wo das einmal feſtſitzt, wird nachher auch der Verkehr mit der wirklich Geliebten in dieſem Punkte immer eine mehr oder minder merkbare Erinnerungsfarbe bekommen und in gelegentlicher Konkurrenz können die Rückfälle ſchwer ausbleiben. Es ſteht aber doch wohl zu hoffen, daß dieſe Vorſchule der Proſtitution nicht eine durchaus in alle Ewigkeit hinein nötige Erſcheinung des menſchlichen Liebeslebens bilden werde. Die Zukunft muß die Vorausſetzungen beſſern.

So kommſt du aber auf das zurück, von dem wir ausgingen. Ganz rein kann man dieſe Idee einer „Individualiſierung der Wolluſt" heute deshalb noch nicht entwickeln, weil es ſich eben erſt um Zukunftswerte dabei handelt. Von Menſchen, die weit über uns hinaus befreit ſind, müßteſt du dabei reden, wenn du dir wirklich liebende Menſchen denken ſollteſt, die für das Gefühl auch der wirklichen Wolluſt ſchlechterdings nur noch empfänglich wären bei inniger Einigung mit dem andern Weſen, das auch ihr ganzer unendlich verfeinerter Kulturgeiſt, all ihre Ethik und Äſthetik, all ihre Idealität und Idealſchaffungsſehnſucht für das richtige, ihnen entſprechende erkannt hätten, das alſo Madonna und Venus im höchſten Sinne zugleich für ſie wäre. Dieſe erhabene Harmonie iſt offenbar bei uns ſelber noch ein Entwickelungsideal, das wir wohl ſchon ſehnend ſchauen, aber noch keineswegs beſitzen. Erſt dieſes unabläſſige inbrünſtige Schauen (dem wohl keine echte und reine Seele im Punkte der Sehnſucht je im Leben, in noch ſo viel ſtark dagegen abſtechenden Akten, eigentlich untreu geworden iſt) ſoll uns ja den Beſitz einmal verſchaffen.

Inzwiſchen mag aber die alte, gröbere Wolluſtform immerhin ihre gute Rolle darin weiter ſpielen, daß ſie überhaupt Liebesindividuen auch jetzt unabläſſig, wenn ſchon rohe einſtweilen, Mondkälber gleichſam des Ideals, ſchaffen hilft. Die Menſchheit ſtürbe ſonſt aus und aller Idealſchaffung würde der Nerv damit durchſchnitten von einer tieferen Schicht aus, die wir Ringenden ſo wenig in uns ſelber geringſchätzen dürfen, wie das Rieſenfräulein des Märchens den Bauer, der das Korn ſät.

Individuelle Wahl!

Wir suchten eine verfeinerte menschliche Assoziation, an die sich der alte wilde Naturbursche Wollust bildnerisch und entwickelungsgeschichtlich fernerhin anschließen könnte.

Und wir sehen nichts Besseres dazu, als die individuell wählende Liebe; dergestalt, daß der Liebestod der Wollust von den beiden Partnern des innigsten Liebesaktes schließlich nur mehr ganz ausgelöst werden könnte, wenn dieser Akt zugleich die Erfüllung der Sehnsucht nach höchstem gegenseitigen Besitz zweier ausgewählter Individuen wäre. Zukunftssache das. Aber indem wir dem Wollustproblem bis dahin gefolgt sind, um es nun füglich verlassen zu können, gibt es uns zuletzt gerade so noch ein großes neues Problem der Geschichte des Liebeslebens in die Hand.

Nämlich das Problem dieser individuellen Wahl selbst.

Wir haben gesehen, wie die Lebewesen auszogen auf gewisser Stufe (als Rumpelstilze zuerst), um sich mit einem zweiten Wesen ihrer Art zu mischen. Es erwies sich als wichtig, zwei Wesen von einer gewissen Verschiedenheit jedesmal zusammenzubringen. Mann und Weib markierten sich. Bei ihnen nochmals wieder wurden die engeren Familienglieder zur Liebeseinigung ausgemerzt, ein fremdes männliches Individuum, ein fremdes weibliches bevorzugt. Aber nochmals hat die Entwickelung hier nicht Halt gemacht.

Bei uns Menschen sehen wir das junge Volk immer noch ausschwärmen wie einst die Rumpelstilze. Als Jünglinge, als Mädchen. Gesetz ist auch hier, nicht den Bruder, nicht die Schwester zu wählen. Aber darum ist nun noch lange nicht jeder fremde Jüngling, jedes fremde Mädchen gleich recht. Noch einmal beginnt hier das Bedeutsamste unsres gesamten menschlichen Liebeslebens: die individuelle Wahl.

Allerlei Motive bestimmen sie. Nennen wir unter den vielen als die höchsten, edelsten, menschenwürdigsten ein ethisches und ein ästhetisches Motiv. Eine zusagende Schönheit des individuellen Charakters. Eine gewinnende Schönheit der individuellen Körpergestalt. Das Wort Schönheit mag in einem oberen Sinne beides gleichmäßig gut decken. Schönheit, sei sie Seele oder Leib, bestimmt als lauterstes Motiv die individuelle Liebeswahl.

So bei uns. Der Mensch steigt aber aus dem Tier. Wann ist

dieſe individuelle Schönheitswahl der Liebe in ſeine Geſchichte eingetreten? Begann auch ſie ſchon im Tier?

Ein ganz neues, fernes, dämmerblaues Schneegebirge taucht vor uns auf.

In ſeinen Wäldern erwartet uns wieder einmal ein höchſt wunderbares Tiermärchen.

Aber laß uns vorher einen Moment noch den weißen Wolken dort oben im Blau folgen, die auch über dieſe Berge, dieſe Wälder ziehen. Heute wie einſt, ziehen und ziehen. . . .

Credo quia absurdum . . .

Laß das dunkle Wort noch einmal über deinen lotosblauen Frühlingssee klingen.

Auch über der kleinen Kiefernsilhouette da drüben treibt ein blendend weißer Wolkenblock langsam empor.

Gegen die winzigen Bäumchen erscheint er riesig, selber wie ein Gebirgshang mit ewigem Schnee. Gegen die ungeheure blaue Himmelsschale aber ist er nur ein blinkendes Stückchen Zucker.

Und es ist, als fresse ihn dieses heiße Blau schon, kaum daß er sich über den Horizont wagt. Der weiße Klumpen wird höckerig, bekommt Buckel wie Hamlets Kamel und fratzige Profile mit großen Napoleonsnasen. Dann bricht eine erste Nase oben ab, schwebt eine kurze Weile schwindelnd als lose Flocke für sich im Blau.

Du schaust einen Augenblick auf den See und jetzt erst wieder hin. Fort ist das Flöckchen ganz. Geschmolzen. Aufgesogen. Kaum noch, daß du ein schwächstes abblassendes Federstreifchen noch eben vom Ganzazur sich abheben siehst. Noch eine Minute und auch das ist hin. Das Blau blendet wieder in einheitlichem Erz.

Inzwischen ist aber der ganze Schneeberg unten im vollen Zerfall. Noch zwei, drei Wölkchen lösen sich ebenso ab und schmelzen höher oben für sich. Dann ballt sich der ganze Hauptklumpen zu vielen kleineren Zentren voneinander, die nicht mehr steigen, sondern schon unten sich verkleinern. Wie bläuliche Gletscher schillert es auf einmal allenthalben in dem Schneegipfel. Aber schon werden die Gletscher zu blauen Strömen und wieder die Ströme werden zum offenen Riß in das Metallblau des Azurs hinein. Feine Fähnchen hängen jetzt gleich schillernden Eiszapfen von den Schneerändern hinaus. Dann zerstieben die Zapfen ganz zu feinem weißen Staub, als würden es Wasserfälle, die in Schaum verfliegen, ehe der Abgrund durchmessen ist. Noch ein paar Minuten und die ganze Wolke ist hin, ein Nebelfleckchen nur noch im sieghaften Blau, eine bleiche Trübung, nichts mehr. Aber tief unten auf dem Walde liegt wie ein äugender weißer Bär schon eine neue, die herauf will. Herauf in denselben Kampf. Und um auch so zu sterben . . . . . .

Ja wohl, das Geschichtliche gibt zweifellos einen tieferen Blick. Dieser Millionenjahre-Mensch, in dem soundso viel Welten aufeinander geschichtet liegen, der durch soundso viel Ungeheuer historisch

durchgeklettert iſt und von allen heute noch gleichſam Schwänze und Klauen an ſich trägt, dieſer Menſch Darwins und der wahren Weltgeſchichte iſt wirklich ein ganz anders verſtändlicher Kerl als jener Paradiesadam Jehovas, der fix und fertig gedrechſelt und lackiert auf den Markt geſtellt wurde, um ſogleich und für alle Folge jetzt das Ideal zu vertreten, und der dann doch ſo mangelhaft ſich erwies, wie, nun wie er eben iſt.

Dieſer geſchichtlich gewordene Menſch gleicht dem Helden der Tolſtojſchen Novelle, dem ſein Leben vorkam wie die fürchterliche Würgearbeit eines Lebendigen, der in einen Wollſack eingenäht iſt und der ſich wälzen und wirbeln und ſtoßen muß, bis endlich, endlich der Kopf das eine Wurſtende durchgebohrt hat und ins Licht taucht. Es iſt gewiß keine Abſurdität, wenn dieſer Menſch, im Lichte tief aufatmend, noch das Haar dick voll Wollflocken hat. Und ſolche Wollflocken einfach wären alle jene ſcheinbaren Verrücktheiten in deinem menſchlichen Liebesleben von heute, die zahllos verpulverten Zeugungszellen, die Verknüpfung von Heiligem und Unappetitlichem in dem Akt, und ſo fort.

Gut, ich ſehe in eine unendliche Verwickelung, und wenn dieſe geſchichtliche Verwickelung noch heute Verwickeltes erzeugt, ſo iſt das in ſich wirklich ganz und gar nicht abſurd, ſondern es iſt ſchlichteſte Logik.

Aber ich ſtütze den Kopf auf die Hand und ſchaue in die Wolken dort, die ſo ſchön weiß und ſolid aufſteigen und ſich doch immer wieder ins blaue Nichts löſen. Auf dem See ſchnattern die ungezählten Pärchen liebender Vögel, eine große Hochzeit iſt da unten, ein wildes Zeugen neuen Lebens. Aber oben kommen und gehen dieſe ſchweigenden Wolken, mit einer ſtillen Tragik wie ein großer Chor, der doch noch einen Schluß zu ziehen ſcheint, eine Moral von der Geſchichte.

Ja eine Moral. Oder ſage ich beſſer: keine Moral? Ich träume mich hinein in das Schickſal eines jener Quadrillionen verpulverter Samentierchen und ich frage mich, ob wir die Abſurdität mit alledem nicht doch nur ein Stück weiter in den Kern der Weltendinge verſchoben haben, ohne ſie auch ſo ernſtlich aus der Welt herauszubringen.

Damit einer lebt und weiter liebt, müſſen Quadrillionen ſterben.

Eine Samenzelle findet ihre Eizelle und es wird ein Menſch und der wird groß und wandert ins Licht, ihm wachſen Augen und er ſieht die Sterne und das märchenhafte Blau da oben.

Dafür aber bleibt die ganze Pilgerfahrt von tauſend Eizellen das armſelige Stückchen Herumtappen in einem ſtockfinſteren Kanal zwiſchen Eierſtock und Gebärmutter. Und Millionen Samentierchen erleben nichts als den kurzen, dummen, ſinnloſen Weg von ihrer warmen Wiege im Mannesorgan bis zum Verſchmachtungstode in einer ungeheuren, ſchauerlichen, kalten, fremden Welt draußen, die ſie bloß begrüßt, um ſie zu Tode zu quälen. Arme Bauſteine zu Welten, aus denen doch keine Welt wird!

Durch meinen Sinn zieht eine gewiſſe Geſchichte, die bei Multatuli ſteht: wie der Vater ſein Kind unterweiſt, wie ſchön alles in der Welt eingerichtet ſei; der Vogel legt ſeine Eier, und zur rechten Zeit, da es Würmlein als Speiſe gibt, kommen die Jungen aus und ihr Geſang iſt eitel Dank für ſo treue Fürſorge des Weltregiments. „Singen die Würmer auch, Papa?" fragt das Kind.

Nein, ſie werden nicht mitſingen, dieſe verſchwendeten Samentierchen, wenn ſie mit ihrer Jahrmillionenfracht an Vererbungen und Hoffnungen auf irgendeiner Leinewand verdurſten, ohne Menſch geworden zu ſein.

Auch dieſe Frage muß zuletzt irgendwo einmal aufgeworfen werden, damit du nicht meinſt, ich wolle ihr abſichtlich aus dem Wege gehen.

Laß mich dir zunächſt mit einem Bilde antworten.

Mache dich einmal leicht im Geiſte, leicht wie ein Vogel, ein Ballon, noch viel leichter, ganz ſchwerelos. Und ſchwebe empor.

Hoch wie ein Eukalyptusbaum von fünfhundert Fuß. Die dreihundert Meter des Eiffelturmes. Die 8840 Meter des Gauriſankar. Wie ein blaues Auge iſt der runde See hier unter dir eingeſunken in dem graugrünen Kiefernteppich. Und der Teppich verſchwimmt in dem allgemeinen Bunt einer unentzifferbaren Stickerei. Violette Höhen im Süden. Im Norden der Horizont auf dem hoch ſich wölbenden Meer. Zuletzt die ganze deutſche Ebene noch wie in einem Riß. Dann der Riß ſich ſchließend, Wolken, unendliche weiße Einſamkeit.

Die höchste Ballonhöhe: Berson im „Phönix" mit seinen 9000 Meter, der leere „Cirrus" bis 18000. Im Sinne des Altertums müßtest du jetzt die berühmte kristallblaue Himmelsglocke schneiden, auf der die Götter wandeln.

Aber kein Kristall taucht dir auf, kein schneeiger Venusleib spiegelt sich darin. Nur die blaue Farbe hast du wirklich durchschnitten. Die feinen Wasserbläschen reflektieren über dir kein Blau mehr. Gespenstisch rabenschwarz ist der Himmel, die Sonne weißglühend darin wie das scharf umrandete Loch eines Hochofens. Mit eisiger Hand greift hier schon die Polarkälte des Weltraums zu dir heran. Bei jenen 18000 Meter schon 67 Grad unter Null. Allmählich dann bis zur Hundert und weiter herab. Unten schmelzen jetzt auch die Wolkenbänke zu Flocken und Streifen ein. Die Erde erscheint wieder, aber tonnenartig nach innen eingewölbt wie ein gähnender Trichter.

Höher. Die Atmosphäre geht zur Neige. Bei zweihundert Kilometer ist sie so gut wie fort. Geheimnisvoll zeigen sich an diesem Luftufer nur noch die letzten Auswürflinge des tieferen atmosphärischen Ozeans angespült. Da schweben Teilchen vulkanischer Asche, vielleicht auch leichteste Bakterienkeime, wohl das einzige, was die sausende Erde unablässig in den Raum hinein verliert. Dazwischen aber schon Gäste des Neuen. Vielleicht durchquerst du die rätselvolle Schicht, die uns da oben gelegentlich in der bunten Strahlenkrone des Nordlichts erglüht. Der feine meteorische Nickeleisenstaub des Alls beginnt reichlicher auf dich einzufallen. Unter dir verpufft wie als gelbes Natriumflämmchen eine Sternschnuppe solchen etwas derberen Staubes oder es glüht als gleich platzende Bombe ein derber Meteorstein durch die Reibung an der unaufhaltsam rasend von West nach Ost gedrehten Luftwalze auf. Noch ein Ruck: der freie Raum. Frei bis zum Monde.

Doch du beschleunigst deinen Flug. Lichtgeschwindigkeit nimmst du an. 40000 Meilen rund in einer Sekunde peitscht dich die Ätherwelle, die von uns als Licht empfunden wird, dahin. 51000 Meilen bloß steht der Mond von der Erde ab. Also noch nicht anderthalb Sekunden hast du bei solcher Geschwindigkeit bis zu ihm. Ein Sprung wie von einem Stuhl herab und du sitzt auf dem Mond. Hexerei der Physik. Am Rande einer der ungeheuren Kraterhöhlen. Tausende von Meter unter dir, unter schwindelnder Wand, eine endlose,

wellige, graugelbe Ebene. Der Schatten des Zackengrates, auf dem du hängst, fällt in gigantischen kohlschwarzen Hörner-Silhouetten weit in die blinkende Fläche ein. Fern ein einzelner steiler Pik, der Zentralkegel des Kraterkessels. Mysteriöse Farbflecke hier und da in der Ebene. Grüne, blaue. Sind es Wälder giftgrüner Kristalle ... oder eine phantastische Pilzvegetation, mit eukalyptushohen Stengeln und Dächern wie Paläste groß?

Doch du richtest den Blick in die Höhe. Da schwebt die Erde. Die Volva, wie Kepler sie in seinem „Traum vom Monde" selenitisch getauft hat. Ein freier Riesenglobus. Das Polareis des Nordpols erzeugt einen Reflex, daß das Auge blinzelt. Von da abwärts die Meere grünblau. Rötlichgelb die Sahara. In sattem Smaragdgrün der Tropengürtel Afrikas und Brasiliens. Über Teile von Europa dampft langsam eine blendend weiße Wolkenbank ab. Wo dein See hier liegen müßte, ist es gerade wieder ganz klar. Aber umsonst, daß du ihn suchst. Er ist viel zu winzig. Ein mikroskopisches Pünktchen. Kaum daß du den ganzen Raum zwischen Mittelmeer und Nordmeer gewahrst und die größten Tatzen, die der kleine Erdteil in diese Meere schiebt.

Und keines unsrer Riesenfernröhre, auf diese selenitischen Kraterzacken gestellt, würde dir je auch nur einen einzigen der Menschen zeigen, deren Lust und Weh zu dieser Stunde fünfzehnhundertmillionenfach sich auf dieser Kugelwölbung ausjauchzt und ausweint. Schon nach 51 000 Meilen Weg nur noch Wasser, Land und Eis, und die Kugel selbst, aber kein Menschenantlitz mehr ...

Doch du rastest nicht. Weiter im Fluge. Was ist ein Weg von noch nicht anderthalb Sekunden Lichtbahn in diesem schwarzen, sterndurchglühten Raum. Nimm drei Minuten Lichtflug. Schon lange innerhalb der ersten schmilzt der Erdenglobus zu einer kleinen glitzernden Mondsichel ein mit zartester Schattenzeichnung, neben der die wirkliche Mondsichel bloß als silberner Punkt steht. Am Ende der dritten Minute faßt du auf einem der kahlen ziegelroten Hochplateaus des Mars Posten. Es ist späte Nacht und am Dämmerhimmel der Seite, wo der Tag werden will, steht ein Morgenstern, so hell wie bei uns die Venus. Das ist die ganze Erde. Ein Lichtpunkt im Firmament. Weder Meer noch Erdteile unterscheidet dein bloßes Auge. Der Mond ist unsichtbar mit im Glanz. Auf diese Ferne von

ſieben Millionen Meilen exiſtiert er für deinen Blick nicht mehr ſelbſtändig. Ein ſchöner Stern immerhin. Wie eine weiße Blume blüht er noch lange im Oſten, während das Morgenrot in roten Streifen über der Ebene da unten aufbricht und mit blutigen Reflexen in das weite Kanalnetz überall einſchwimmt . . .

Zehn Minuten Flug. Nach einer ſchon wieder iſt der ganze Mars ſelber ein gelbroter Stern. Nach zehn wölbt ſich über dir ein geſpenſtiſch blaſſer Nebelbogen durch das Firmament. Du biſt auf dem Saturn. Der Ring ſchwingt ſich da oben hin. Im Himmelsausſchnitt funkeln Sterne. Wo iſt die Erde? Du ſuchſt umſonſt. Ihr Lichtpünktchen iſt ſo klein, daß dein Auge ſie ohne Glas nicht mehr findet. Auch die Sonne ſelber iſt ſchon tief herabgeſchmolzen wie eine kurzgedrehte Gasflamme.

Vier Jahre Flug. Die Lichtkraft, die dich in noch nicht anderthalb Sekunden von der Erde auf den Mond warf, braucht rund vier Jahre, um die vier Billionen Meilen bis zum nächſten Fixſtern zurückzulegen. Auf einem Planeten der roten Doppelſonne Alpha im Sternbild des Zentauren machſt du Halt. Und wieder iſt Nacht und dein Auge ſinkt erſchauernd in das Sternenmeer. Ein Lichtpünktchen dort, im ſilbernen Staube zwiſchen den Tauſenden wirbelnd: die Sonne. Sie ſelber iſt jetzt nur noch ein kleiner Stern. In dieſes Sternleins Licht zugleich aber ſtecken jetzt alle die Planeten unſichtbar mit, die weiße Venus, der rote Mars, der rieſige Saturn mit ſeinen Ringen, der endlos ferne Neptun. Und deine Erde ſelbſt. Alles in allem nur noch ein Pünktchen. Ein Silberſtäubchen, das in Wirklichkeit die Größe der Neptunbahn, alſo mehr als neuntauſend Millionen Kilometer Durchmeſſer, umſchließt.

Doch auch das iſt dir noch nicht fern genug. Du nimmſt größere Geſchwindigkeit, als das Licht beſitzt.

Du durchquerſt die ganze Fixſternwelt. Bunte Doppelſonnen und Trioſonnen kreuzen deinen Weg. Planeten ſolcher Syſteme, die heute eine blaue Sonne am Himmel haben, daß alles wie in die blaue Grotte von Capri eintaucht, morgen eine grüne, daß die Landſchaft im ſmaragdenen Kriſtall des Vierwaldſtätter Sees verſinkt, und nächſtens eine rote, daß es wie Höllenfeuer über Meer und Gebirge flammt. Und jeder Planet mit fühlenden Weſen, ähnlich dir. Die Sternbilder zerbrechen vor dir zu ſolchen Blütengärten, die Milch-

ſtraße fließt auseinander zu buntem Schaum. Dein Sonnenſternchen aber iſt längſt untergegangen im Weltenmeer.

Doch du fliegſt und fliegſt.

Und du Ahasver des Alls wirſt eines Jahres alles überflogen haben, was wir Menſchen von der Erde aus an Sternen kannten. Die ganze, ganze Fixſterninſel, zu der unſre Sonne im Engeren gehört, das ganze Syſtem von Fixſternſonnen, Sternhaufen, Nebelflecken ſchließlich, das noch dämmernd ſein Licht da und dort zu uns nieder ſchickt, das alles, alles haſt du eines Tages hinter dir.

Und wenn du nun im Fluge dich umſchauſt, ſo ſchmilzt es in ſeiner Allheit hinter dir zuſammen zu einer leuchtenden Schneewolke, einem blanken länglichen Silberſchild, einer fernen glimmenden Achſenſtelle des unendlichen ſchwarzen Raumes. Und wieder, da du eine lange Weile geradeaus vorwärts geflogen, wendeſt du dich: da iſt dieſer ganze Sternenhimmel mit all ſeinen Sonnen und Nebelflecken nur wieder ein einzelner Stern, ein einziger Lichtpunkt in der Weite, aus der du ſteigſt, Millionen Weltkörper alle wieder in einen Punkt gebannt.

Schau es recht an, dieſes glimmende Sternchen. Deine Fingerſpitze magſt du davor halten und ſie verdeckt es ſchon. Es iſt nicht größer als das brennende Stäubchen, das von deiner Zigarre fällt. Und doch Millionen und Millionen Erden in dieſem Licht, alle mit Hoffen und Sehnen der Menſchenbruſt. Und alles, was dieſe Menſchenaugen ſehen in ihrem höchſten Moment, dieſes glühende Firmament mit all ſeinen brennenden Fragen, alles, alles in dem einen, einen kleinen weltverlorenen Sternenpunkt. Nicht bloß du biſt als früherer Menſch dort darin, ſondern alles, was dieſes Du im Weiteſten war, die ganze Welt, die in dieſem Du ſich ſpiegelte, durch dieſes Du hindurch ging. Ja, es iſt eine „Welt", dieſer Stern dort, eine ganze, in ſich geſchloſſene Welt . . .

Doch dein Auge wandert. Da ſind ja noch mehr Sterne. Wieder Sternbilder, Sternhaufen, Nebelflecke, wie dort drinnen. Dein Weltenſtern iſt ſchlicht dabei. Sieh, er bildet ſogar mit andern ein Sternbild, ein geheimnisvoll dreiteiliges, und dieſe Figur iſt wieder das Schwert nur einer überweltlich rieſigen, aus Weltenſternen aufgebauten Oriongeſtalt. Alles wie bei uns. Bloß jeder Stern nicht eine Sonne, ſondern eine ganze Welt.

Du landeſt auf einem Planeten dieſes Jenſeitsreichs. Andre Weſen wohnen dort, in anders gewaltigen Dimenſionen als die irdiſchen. Wie ihre Raumbegriffe Welten ſtatt Sternen faſſen, ſo ihr Zeitbegriff Jahrbillionen als Moment. Erſt ſolche Momente aus Billionen ſetzen ihre Zeitenfolge zuſammen. Ein ſolcher Menſch tritt vor ſeine Tür. Er ſchaut in ſeinen Sternenhimmel. Und wie es Tycho de Brahe einſt ging, an jenem wunderbaren Abend des 11. November 1572, als er plötzlich die altvertraute Kaſſiopeja ſuchte und einen neuen nie geſchauten ſchneeweißen Funkelſtern darin gewahrte von Jupitergröße, ſo ſieht er ein fernes Sternlein gerade aufglimmen an einer Stelle, die vorher dunkel war. Er wundert ſich und merkt ſich die Stelle. In der nächſten Nacht ſchaut er wieder hin. Und das Sternlein iſt ſchon wieder verglüht. In einem Tage. Er ſieht ſchon nichts mehr.

Und der Mann des Überweltenſternes ſtützt die Stirn auf die Hand und ſinnt. Armes Los dieſes Sternleins. Die ganze Vergangenheit hatte daran gebaut, daß es glühte. Und nun glüht es ein paar Stunden und fällt wie eine Rakete ab. Wie iſt es uns hier ganz anders geworden! Seit Äonen unſrer Zeit kommen wir in ſteter Entwickelung empor, in Äonen ſteigen wir weiter, da iſt noch kein Abſehen. Und dieſer arme Stern nur zwölf Stunden!

Was hat er geleiſtet? Ein paar Stunden etwas Licht ausgeſtrahlt. Gerade genug, um meine Netzhaut hier eben zu berühren. Und dann ſofort ins Nichts.

„Singt der Stern auch, Papa?"

... Die zwölf Stunden jenes Menſchen waren innerhalb des verſchollenen Sterns hunderttauſend Trillionen Jahre. In dieſen Jahren mußte für jeden Einzelſtern die Epoche ſeiner Glut, die jener Menſch allein ſehen konnte, vorüber ſein, damit die herrliche Entwickelungsphaſe, die wir organiſches Leben nennen, überhaupt eintreten konnte. Was jener Menſch in dem Augenblick ſah, da ihn das Weltenſternlein auf der Netzhaut kitzelte durch einen Lichtreiz, war eigentlich nur die barbariſche Urform ſeiner Geiſtwerdung, da es noch rein als Glut ausfloß; für die Entwickelungsform des Intellektuellen, die erſt nachfolgte, hatte er keinerlei Sinn von ſeinem Standpunkt aus.

Ihm aber war mit dem Aufhören dieſes plumpen Netzhautreizes einfach „alles zu Ende". Was ſollte auch in Zeit von ein paar Stunden

ſich da viel entwickelt haben! Dummheit. Es war eben eine müßige Naturverſchwendung, ſolcher Stern. Ein himmliſches Samentierchen, das nicht in die forttreibende Lebenswelle, ſondern auf die kalte Leinewand gefallen und dort alsbald wieder verdurſtet, vertrocknet war. Sie warfen mit ungleichen Würfeln da oben. Dieſem nichts und jenem alles. Trübe Welt!

Und der Menſch dort unter ſeinen Weltenſternen und mit ſeinem Billionenjahre-Zeitbegriff ſtützte den Kopf auf und ſchmollte. Trübe Welt. Dumme Welt. Unberechenbare Welt. Credo quia absurdum.

Träume. Aber wenn du ſo tief ins Innerlichſte der Dinge willſt, haſt du überhaupt nichts mehr als Träume, als Symbole, Vergleiche, Analogien.

Immer, wohin du auch ſiehſt und was du auch ſiehſt in deinem Weltbilde: immer haſt du nur Schnittflächen von Entwickelungen, die gerade deinem Auge entſprechen.

In jedem Stäubchen ſchachteln ſich unendliche Welten zuſammen. In jedem Fall eines Stäubchens rauſcht die Entwickelungswelle von Welten an dir vorbei.

Andere den Größenblick und jedes Tröpfchen Lebensſubſtanz deines Gehirns umfaßt Siriusweiten, Räume, durch die das Licht hundert Jahre zum Fluge brauchte. Andere ihn und unſer ganzes Fixſternſyſtem ſchmilzt zu einem Tröpfchen ein in einem Gehirn und die Sonne dort iſt ein ſchwingendes Molekül im ungeheuren Verbrennungsprozeß einer Gedankenfabrik, die Fixſterngedanken denkt.

Das verſchmachtende Samentierchen genau ſo gut wie der auswachſende Menſch ſind Schnittecken ſolcher Entwickelung. Einmal ſiehſt du nur einen Punkt, einmal ein längeres Stück im Schnitt, einen Stamm gleichſam, der im Querſchnitt Jahresringe ſetzt. Was willſt du? Ein Ganzes, wirklich Vollendetes ſiehſt du hier ſo wenig wie dort. Dein Samentierchen, das dich hat bilden helfen, iſt nicht auf einer Leinewand eingetrocknet. Du biſt daraus geworden. Aber was iſt dieſes du? Morgen liegſt auch du auf einer Leinewand, keuchſt und ringſt nach Wärme, Luft und Licht und ſtirbſt ebenſo, bloß ſoundſo viel Jahre ſpäter, heraus aus einem Leben der vollen Kraft, das den Sternenhimmel geſchaut, das Goethe geleſen, das

unter Liebesſchauern und Erkenntnisſchauern und Schönheitsſchauern gezittert hat, aber doch heraus in dasſelbe „Nichts".

Nämlich in dieſelbe Nacht des Unbekannten, Unſichtbaren hinein, in denſelben Längsteil unbekannter Entwickelungen, von denen du unabänderlich dort wie hier nur den Querſchnitt ſiehſt, der ſich gerade in deine Lebensebene projiziert.

Ein Punkt hier, ein kleiner Stammesquerſchnitt mit Jahresringen dort. Aber du haſt in jenem Bilde geſehen: der Punkt ſchon, ein einſames leuchtendes Lichtpünktlein im All, kann eine ganze Welt von vielen, vielen Trillionen Sonnen umſchließen, um die Quadrillionen Erden voll ſehnſuchtsvoller Menſchenaugen kreiſen innerhalb des einen Punktes. Den erwachſenen Menſchen ſchneideſt du im Gegenſatz zum Samentierchen auf einem zeitlich längeren Stück, nicht mit einem Punktquerſchnitt bloß, ſondern mit einem erweiterten Querſchnitt vieler konzentriſcher Kreiſe, die ſich im Laufe von vierzig oder ſechzig Jahren um dieſen Punkt legen. Schließlich aber hört dir der eine Schnitt für dein Sehen ſo gut wieder auf wie der andre.

Du ſelber ſchaffſt das Maß der Verſchiedenheit. Du lebſt gerade in einer Weltenſchau, der die vertrocknenden Samentierchen in ihrem Entwickelungslos augenblicklich und für immer verloren gehen, während die andern, aus denen ein Menſch von deinesgleichen wird, in deine Welt, ſo lange ſie Menſch ſind, hineinwachſen, ſich dir ſichtbar, hörbar, fühlbar machen. Nur was von Milliarden gerade in die Form der Menſchwerdung tritt, ſiehſt du, erlebſt du weiter, alles andre tritt für dich in die Verſenkung ein. Aber wie willſt du abſolut werten, willſt wirklich abwägen? Wenn ein Sternenpunkt der Schnittpunkt eines ganzen Kosmos ſein kann: willſt du einen Menſchen gegen einen Kosmos ſtellen?

Das Wiederverſchwinden aus deinem Geſichtskreiſe kann doch kein Werturteil für ſich abgeben. Denn auch der Menſch in der Höhe all ſeiner Kraft entſchwindet dir eines Tages doch noch ebenſo, ſchließlich. Und was weißt du im Grunde von ihm ſo viel mehr als von dem vertrocknenden Samentierchen, das gerade das Los hat, augenblicklich zu gehen? Aus dem „Nichts" kommt ihr, ins „Nichts" geht ihr.

Dieſes „Nichts" zu verklären mit dem ewigen Entwickelungsgedanken, in ihm das Ganze zu ahnen, von dem wir nur die zufälligen paar Querſchnitte ſehen, durch die gerade unſre Exiſtenzphaſe durch-

ſchneidet: das iſt zuletzt die weſentlichſte Aufgabe aller Naturerkenntnis, aller Weltanſchauung. Aber ſie iſt es dort wie hier.

Sie muß zuletzt auch die wahre Erlöſungsphiloſophie des auf kalter Leinewand verſchmachtenden Samentierchens ſein.

Tiefinnerlichſte Wege deiner Weltauffaſſung im ganzen müſſen ſich hier ſcheiden.

Wenn du in dem Weltgeſchehen überhaupt bloß ein Nonſens, einen weltengroßen Unſinn ſiehſt, nun ſo iſt der weltengroße Goethe in ſeinem Sterbeſeſſel auch nur ein armes verelendendes Samentierchen, das nach einem wilden Liebesſpiel auf der Bettdecke liegen geblieben iſt und mit dem Schwänzchen zuckt, bis der letzte Reſt Wärme und Feuchtigkeit entſchwindet und der alte Schnitter Tod es in die kalte Garbe wirft.

Auch im höchſten Leben bleibt ein ewiges Sterben und nicht bloß im Schluß.

Soundſo oft erneuert ſich in deinem Leben dein Zellenmaterial im Stoffwechſel. Unabläſſig geht der große Kampf, geht die Ausleſe, geht die Vernichtung der Zellen auch durch deinen lebendigen Leib weiter, ſo lange du lebſt. Ein ungeheures Sterben geht auch durch deine Gedankenwelt. Ideen, Hoffnungen, Ideale ſterben dir. Unabläſſig ſtirbt die Zeit vor deinem Tritt, die Minuten, Stunden, Tage rollen in die Vergangenheit. Ein unerbittlicher Todesſchnitter biſt du ſelbſt für dich ſelbſt, bis du auch dich endlich ganz wieder heruntergemäht haſt.

Und iſt dieſes Leben, ſei es auch das höchſte uns bekannte, vielleicht deswegen, weil es geweckt wurde, weil ſein Samentierchen zur Entfaltung kam, ein einiger ſonniger Erfüllungsrauſch? Iſt es ohne Schmerz? Geht nicht die ganze Bahn dieſes Lebens unabläſſig durch mehr als Todesſchmerzen? Schmerz und Leben, Zwillinge aus einer Wurzel; ſo ſagt ein antiker Dichter. Ich huldige nicht dem andern Gedanken, daß es beſſer ſei, nicht geboren zu ſein. Das iſt mir auch viel zu klein gedacht vor dem großen Arbeitsproblem der Welt. Aber wer darf ſingen, daß Glück das Los dieſes Lebens ſei?

Der Wurm in jener Geſchichte darf es nicht, aber auch der Vogel nicht, den auch Kampf und Not, Alter und Tod erwarten. Auch der Menſch nicht. In dieſem Sinne darf keiner mit oberflächlichem Himmelslobe ſingen, und das iſt die wahre Löſung auch jener kleinen

Geſchichte des Multatuli. Auch der Menſch nicht, der mit dieſer grenzenloſen Sehnſucht nach Löſung aller Weltfragen vor dieſer grenzenlos unfaßbaren Weite der Dinge ſteht und zuletzt immer nur wieder Fragen hat.

Treibe die Dinge in dieſe Tiefen und dich ſchaut immer wieder das gleiche magiſch an. Das ſchwarze Auge des Naturgeheimniſſes weilt auf dir. Warum braucht die Entwickelung den Schmerz? Warum braucht ſie dieſe Zerſplitterung in Myriaden Individuen, die durch Leben wie Tod geht? Iſt all dieſes Zerpulvern zuletzt doch nur Wellenſchlag innerhalb eines einheitlichen Weſens im Grunde der Dinge? Iſt es zuletzt immer das gleiche Material, das da ſcheinbar bald auftaucht, bald verſinkt je nach unſrer Schau? Gibt es einen Naturgrund, in dem Tod wie Leben nur Erlebniſſe ſind, nur Stufen, Erſcheinungen, Entwickelungen innerhalb eines ſelber ewig lebendig fortbeſtehenden umfaſſenden Daſeins? Fragen!

Und doch bleibt das Eine wahr. Wo immer du wieder ein Stückchen Weges weiter aufhellen kannſt in dieſem Dunkel der Ferne: immer löſt ſich auch wieder ein Stück des ſcheinbar Abſurden ab, fällt herunter wie eine Schale.

Das iſt die Erfahrung aller Erkenntnisſuche wie aller praktiſchen Lebensarbeit. Laß uns alſo nicht laut ſingen, ſondern forſchen und arbeiten. Laß uns nicht dem Lavaſtrom mit einem Kirchengeſang entgegenziehen, der die Vollkommenheit des Vorhandenen preiſt. Der Strom frißt uns. Aber wenn wir in langen Generationen auf Wege geſonnen haben, ihn zu begreifen und ihn endlich auf Grund deſſen zu bezwingen, ſo wird dieſe unſägliche rauhe Arbeit vielleicht dermaleinſt wirklich als eine leiſe Melodie erſcheinen, mit der etwas erſungen worden iſt, und ſie wird vielleicht auch einen Klang, einen ganz zarten, innerlichen in ſich haben, der wenigſtens von einem Zuge dieſer Welt auf wachſende Vollkommenheit kündet. Singen Arbeit, Forſchung, ſelbſtloſe Hingabe und Liebe auch mit? Sie ſingen nicht, aber ſie ſind.

Siebentes Buch
In der Hochzeitslaube der Paradiesvögel

„Im Schönen will die Liebe zeugen
und das Schöne will sie gebären.“

Platon, im Gastmahl

„Sollt ich nicht ein Gleichnis brauchen, Wie es mir beliebt?
Da mir Gott in Liebchens Augen Sich im Gleichnis gibt?"
Goethe

Ein Tiermärchen will ich dir wieder einmal erzählen. Das zugleich ein Denkmärchen ist . . .

An einem goldenen Herbsttage war es, in Dresden.

Die Silhouette der Altstadt mit ihren spangrünen Dächern in einem Kranz tiefroter Blätter des wilden Weins; und in Stadt und Stimmung etwas übermütig Lustiges, das aller hergebrachten Herbstmelancholie Hohn sprach.

Ich war ein paar Stunden lang durch die große Galerie gewandert, ohne Baedeker, bloß als behaglich freier Schwimmer im blauen Meer menschlicher Hochkunst. Einmal wieder war sie an mir vorbeigezogen: die ganze bunte Überwelt, die der Mensch auf dieser dunklen Erde sich selbst erschaffen, ... von der weinverwegenen Lebensfreude der Niederländer bis zu der strahlenden Idealgestalt der weltgewordenen Liebe, vor der Friedrich Albert Lange einst die Frage gestellt, welcher Philosoph wohl jemals die Sixtinische Madonna „widerlegen" werde . . .

Ganz noch im Bann dieser Herrlichkeiten schlenderte ich durch den alten lieben Zwingergarten mit seinen brennend roten Pelargonienbeeten und seinem Dornröschenzauber inmitten der rasselnden Großstadt. Schlenderte hinüber ins zoologische Museum, das, stilvoller wohl als irgendein zweites seinesgleichen, in Gängen und Pavillons dieses Zwingers seine Heimat hat.

Es hat das vornehme Haus schon einmal mit seiner Existenz bezahlt, damals, als im Straßenkampfe von 1849 die Flamme hineinfiel und seine Schätze fraß. Aber aus den verkohlten Räumen ist es zu erneuter Kraft auferstanden, heute abermals der besten eines im deutschen Land.

Wer mit dem frischen Kuß der Kunst auf der Stirn kam, wie ich in diesem Moment, dem leuchtete aber alles in einem neuen Licht. Ich kam nicht, um lateinische Namen auf den Schildern trüber Spiritusgläser zu entziffern. Durch die schönen hellen Zwingerfenster flutete auch hier das ganze Herbstgold herein. Ein Hauch des Lebendigen zitterte über die grotesken Fratzen ausgestopfter Tierwelt von nah und fern. Und mit dem Leben zugleich etwas, das im innersten noch mehr, noch höher war.

Ich ſah heute nicht die Drähte, die nachhelfenden Fäden, die dieſe tote Welt zu wiſſenſchaftlichem Belehrungszweck noch einmal zuſammenhielten. Aber mir war, als zögen ſich feine, nur im äußerſten Silberglaſt wahrnehmbare Fädlein hinüber von dieſer reglos erſtarrten Tierwelt des Naturforſchers zu jener leuchtenden Farbenwelt in dem Kunſttempel da drüben. In ſolcher guten Stunde grübelſt du, verbindeſt und vergleichſt wie ein Sonntagskind, das den grünen Wald und den blauen Himmel auf einmal ganz neu anſchaut und fühlt, daß es auch von ihnen mit den Augen eines tieferen, geheimnisreicheren Lebens angeſehen wird.

Das Dresdner Muſeum beſitzt einen Schatz, für den Naturfreund an Rang ſehr wohl vergleichbar jener nahen weltberühmten Schatzkammer des „Grünen Gewölbes" mit ihren gleißenden Edelſteinen, die jedermann kennt. Kaum daß du dich in das Labyrinth der Glasſchränke voll zoologiſcher Seltſamkeiten etwas vertieft haſt, zwiſchen ſchwarzhaarigen Gorillaleibern und zu Häupten ein ungeheures, die Decke entlang gezogenes Skelett des Finn-Walfiſchs, ſo lieſt du auf einer Tafel mit einem Richtungspfeil: „Zu den Paradiesvögeln".

Das iſt der Schatz.

Gewaltige Spiegelſcheiben ... und dahinter ein Schimmern und Gleißen der wunderbarſten Farben und Formen, ein leuchtender Regenbogen, in wechſelnden Lichtern gebrochen auf dem Federkleide tieriſcher Geſtalten. Und das alſo jetzt eine der reichſten Sammlungen der Welt (in Deutſchland kommt ihr wohl nur die Stuttgarter noch nahe) von jener Gruppe rabenähnlicher Vögel, die der gläubige Sinn einſt in romantiſch ſpielender Zeit einer kindlichen Naturforſchung „Paradiesvögel" getauft hat, mit einem jener glücklichen Griffe naiver Phantaſie, denen die fortſchreitende Erkenntnis doch immer wieder einen Sinn gibt.

Es blüht kein vollkommenes Paradies im bibliſchen Sinne heute irgendwo auf Erden, auch in keinem entlegenſten Tropenwinkel. Und doch ergreift ſelbſt den Sinn des ſchlichteſten Beſchauers vor dieſen ſeltſamen Weſen noch jetzt ein dunkles Ahnen, daß es etwas Beſonderes um ſie ſein müſſe.

Sie ſind ſo ſchön!

Es iſt wie ein Aufatmen, wenn du aus all den Fratzen und gaffenden Mäulern der Muſeumsgründe hierher auftauchſt. Das iſt ja

nicht mehr Wiſſenſchaft hier, das iſt Kunſt! Wie vielen mag das ſchon auf der Lippe gelegen haben. . .

Dort ſchwebt zierlich ausgeſtopft, einer der kleinſten in der Reihe, der ſogenannten Königsparadiesvogel. Ein zartes Tierchen, nicht ſo groß wie eine Droſſel. Aber was für ein Juwel. Nimm einen Krammetsvogel und tauche ihn an Kopf, Rücken, Schwingen und Schwanz in ein förmlich aufflammendes Zinnoberrot, mit einem Glaſt geſponnenen Glaſes, der ſich auf dem Kopf zu einem ſammetenen Orange verklärt. Die Bauchſeite ſei ſeidenweiß, wo aber dieſe weiße Seide an den roten Sammet des Kopfes ſtoßen will, etwas unter der Kehle, da lege ſich dazwiſchen noch ein Band von tiefem Smaragdgrün wie der Bauſch einer Ordensſchleife. Goldgelb ſteche der Schnabel aus dem Rot, kobaltblau die Füße aus dem Weiß. Rechts und links von dem grünen Bruſtbande aber hebe ſich, von den zimmetroten Schwingen unabhängig, je ein Büſchel langer Federn fächerartig empor, jeder Fächer erſt ſilbergrau, dann gegen den Rand abermals grün wie ein Reifen ſchillernder Smaragde. Und endlich aus dem roten Schwanz ſich zu ungeheurer Länge leierartig herauslöſend zwei dünne Federſtrahlen, deren Spitzen, halbſeitig mit goldgrünem Fahnenbart verſehen und ſpiralig eingerollt, je ein ſchillerndes Smaragdplättchen abermals für ſich bilden, eine feenhaft nachſchwebende Girlande, wie ſie kein zweiter Vogel der Welt ſo beſitzt.

Sage und Naturforſcher-Romantik weben ſich gleichmäßig um dieſes Prachtgeſchöpf.

Um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts berichtet der alte Konrad Gesner, der Vater aller neueren Tierkunde, vom „Paradiesvogel".

Mit allerlei Köſtlichkeiten war von den Sundainſeln auch ab und zu ein Balg von ihm herübergekommen. Wo er eigentlich zuhauſe war, konnte man nicht wiſſen, denn die ganze Wunderwelt von Neu-Guinea, das wahre Paradies dieſer Paradieſier, lag der Geographie von damals ja noch im Nebel. Aber ein verſtümmelter malayiſcher Name, der ſpäter gerade auf unſern Königsparadiesvogel bezogen wurde, iſt ſchon bis zu dem berühmten Arzt von Pavia, Cardano, gedrungen: Manucodiata (aus Manukdewata), das „Vögelein Gottes". Ohne Füße werden ſie geboren, dieſe Vögelein Gottes, wie er meint. Nie berühren ſie im Leben die profane Erde. Des Männleins Rücken

bildet einen hohlen Winkel und das Weiblein hat einen vertieften Bauch. Indem die Eltern ſich nun eng aneinander ſchmiegen, bilden ſie ſo zwiſchen ſich ein natürliches warmes Neſt, in dem die Eier ausgebrütet werden, während das Elternpaar in den Himmeln ſchwebt. Und damit das treue Paar ſich nicht zufällig löſe, wickelt das Männlein ſeine beiden langen dünnen Schweiffedern die Zeit über feſt wie einen „Schuhmacherdraht" um den Leib der brütenden Mutter.

Die Hiſtorie iſt ſo ſinnreich erfunden, daß man ſich faſt wundert, daß ſie nicht wahr iſt. Denn die Natur iſt ja unerſchöpflich in ähnlich verwickelten Methoden bei erſchwerter Brutpflege. Lieblich erfunden iſt auch die kleine Wilden-Geſchichte, die Gesner beifügt: vom Vöglein Gottes als Bekehrer zum Unſterblichkeitsglauben. „Die Könige Marmin in den Inſeln Molukkis", erzählt ſein deutſcher Bearbeiter Rudolf Heußlein, (denn Gesner ſelbſt hatte lateiniſch geſchrieben, ein Latein, deſſen Konſtruktionen der gute Verdeutſcher allerdings oft wahrhaft köſtlich nachradebrecht), „haben vor wenig jahren die Seelen untödtlich ſeyn angefangen zu glauben und das auß keinem andern grund, dann daz ſie etwan ein ſehr ſchönes vögelein, ſo nimmer weder auff die Erden, noch ander ding ſitze, vermerckt haben, ſondern daz es zu zeiten auß der hohen Luft auff das Erdtreich alſo todt hinabfalle. Und als die Machumeten, ſo dann umb Kauffmanſchatz willen zu ihnen kommen, dieſen vogel im Paradiß, welches dann das ort der abgeſtorbenen Seelen were, geboren ſeyn bezeugten, da haben die Könige die Machumetiſche Sekt angenommen, darumb daß dieſelbge von dieſem Paradiß viel groſſes verhieſſe und zuſagte."

Dreihundert Jahre ſpäter folgt dem eine Stunde ſchillernder Naturforſcher-Romantik.

Es iſt im März 1857, auf einer der kleinen Aru-Inſeln dicht bei Neu-Guinea. Ein engliſcher Sammler und höchſt feinſinniger Forſcher, Herr Alfred Ruſſell Wallace, hat ſich hier einquartiert, um Vögel zu ſchießen und Schmetterlinge und Käfer zu fangen. Es iſt derſelbe Wallace, der wenig ſpäter als Mitbegründer der Lehre von der Entwickelung des Lebens durch natürliche Zuchtwahl neben Darwin berühmt geworden iſt und der viel ſpäter gelehrt hat, dieſe Lehre ſtimme bis zum Affen, zur Menſchwerdung habe es aber dann noch der Ankunft ſpiritiſtiſcher Geiſter auf unſerm Planeten bedurft. Die Aru-Inſeln waren damals für einen Zoologen jungfräuliches Gebiet.

Wallace schickt seine Burschen auf die Jagd und einer bringt einen bunten Vogel heim. Es ist der erste Königsparadiesvogel, den ein Naturforscher an Ort und Stelle frisch vom Schuß erhält.

Äußerst anziehend schildert Wallace (der Augen für Natur und Schönheit hatte, wie wenige), wie der Tag für ihn ein Fest wurde. Einer der Zwecke seiner ganzen Reise war damit erfüllt. „Die Empfindungen eines Naturforschers, der lange gewünscht hat, das Ding in Wirklichkeit zu sehen, das er bis jetzt nur nach einer Beschreibung, nach Zeichnungen und nach schlecht erhaltenen äußeren Körperdecken kannte, speziell wenn dieses Ding von außerordentlicher Schönheit und Seltenheit ist, bedürften einer poetischen Ader, wenn sie vollkommen zum Ausdruck gelangen sollten. Die entfernte Insel, auf der ich mich befand, in einem fast unbesuchten Meere, weitab von den Straßen der Kaufmannsflotten, die wilden, üppigen tropischen Wälder, die sich weit nach allen Seiten hin ausbreiteten, die rohen, unkultivierten Wilden, die mich umstarrten: alles das hatte einen Einfluß auf die Empfindungen, mit denen ich diesen Inbegriff der Schönheit schaute."

Er schwebte allerdings nicht im Sinne Gesners ewig durch den Äther, dieser Inbegriff der Schönheit. Wallace sah diesmal sehr genau die blauen Füße, die an früher bekannten Bälgen stets erst nachträglich von den Eingeborenen abgeschnitten worden waren. Aber der unmittelbare Reiz des Schönen blieb. „Ich dachte an die lang vergangenen Zeiten, während deren die aufeinander folgenden Generationen dieses kleinen Geschöpfes ihre Entwickelung durchliefen, Jahr auf Jahr zur Welt gebracht wurden, lebten und starben und alles in diesen dunklen, düsteren Wäldern, ohne daß ein intelligentes Auge ihre Lieblichkeit erspähte, eine üppige Verschwendung von Schönheit."

Der Gedanke stimmt ihn melancholisch. Er sagt sich, daß der Kulturmensch, wenn er wirklich in diesen entlegenen Waldwinkel kommt, die schwachen Vögelchen sogar rasch zum Aussterben bringen wird ... eine Prophezeihung, die heute schon für das ganze Paradiesvogel-Geschlecht sich in Wirklichkeit zu verwandeln droht; ihr holder Naturtraum geht nämlich erbärmlich an den wertlosen und unschönen Moden unsrer Damenhüte zugrunde. Und so philosophiert er, daß diese köstliche Naturschöpfung nicht allein um des Menschen willen entstanden sein könne, sondern einen eigenen Selbstzweck der Existenz besitzen müsse.

Ich erzähle dir diese Entdeckungsgeschichte so genau, weil sie einen Maßstab dafür gibt, wie dieser Vogel immer wieder gewirkt hat. Der rohe Eingeborene, der geschäftskühle überseeische Händler, der hausbackene Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts in seiner Apothekerstube daheim und dann wieder der vornehme, hoch gebildete Philosoph und Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts: sie alle lassen im Anblick dieses Vogels die Tagesarbeit einen Augenblick sinken und sinnen, dichten Märchen; selbst der strenge Forscher sucht eine poetische Ader und philosophiert über Gott und Welt. Worte wie Gott, König, Paradies, Inbegriff der Schönheit werden beschworen, um ihm einen Namen zu geben.

Und dabei ist dieser Königs-Paradiesvogel nur einer unter vielen in langer Reihe. Der zierlichste, aber nicht einmal der auffälligste seiner Familie.

Da ist in dem bunten Museumsbilde der sogenannte „große Paradiesvogel", eigentlich der bekannteste Typus der Gruppe. Auch er im Grunde noch kein großer Vogel, einer Dohle etwa gleich. Aber die Empfindung der Größe entsteht durch die ungeheuerliche Aufwendung gewisser reiner Luxusfedern. Der echte Vogelleib ist beinahe schlicht gefärbt, braunrot, nur im Genick mit einem Goldband und von der Kehle bis über die Augen sammetgrün. Aber an den Seiten dieses Leibes, unter den Flügeln, an einer Stelle, wo man auffallende Federn sonst gar nicht erwartet, gleichsam aus den Achselhöhlen heraus, ergießt es sich wie eine riesige Welle wogenden Goldes, der eigentliche „Paradiesschweif", dessen köstliche Federn überall geschätzt sind und der tatsächlich an dem Vogel bloß lose hängt wie der Roßschweif an einem Helm, ein reines Schmuckstück, das mit der hergebrachten Reihe von Nützlichkeitsfedern an Leib, Flügeln und echtem Schwanz schlechterdings gar nichts zu tun hat. Die Goldwelle beherrscht aber das ganze Bild des Tieres als das Auffällige, das eigentlich überraschend Schöne, das Paradiesische.

Wer, wie ich, das prachtvolle Geschöpf öfter lebend gesehen hatte, mochte sich ausmalen, wie es wirken würde, wenn diese Welle statt in Gold auch noch in einer andern Spektralfarbe strahlte. Was mochte das zähe Wunderland Neu-Guinea, so spät bekannt geworden, jetzt noch im Innern so heiß umworben, hier nicht noch alles bieten! Zu dieser Stunde steht in Dresden der Rudolfsparadiesvogel, benannt nach

dem Schüler Brehms, Rudolf von Österreich. In der Farbenlehre sagt man: die Komplementär-Farbe zu gelb ist blau. So leuchten jene Luxusfedern dieses Paradiesiers in einem wahren Capriblau, als sei alles Licht italischen Meeres darauf ausgegossen. Wunderbar ist dabei der Gegensatz zu gewissen karmesinroten Federrändern unter dem Blau, die wie ein Korallenbusch in dieser Bläue liegen. Und auch hier ist diese blaue Welle nicht Flügel, nicht eigentlicher Schwanz; es ist ein Luxus, der aber wie ein magisches Nixenkleid beim Fluge das Tier umwallt und in erregter Entfaltung sich über ihm emporsträubt wie eine blaue Strahlenkrone. In einiger Entfernung gibt es dabei noch zwei besondere blaue Reflexe, die bald aufschillern, bald verschwunden sind, als umkreisten den großen Paradiesier zwei kleinere paradiesische Schmetterlinge aus dem Geschlecht der weitbekannten, bald schlicht braun, bald feenhaft lasurblau glänzenden „Schillerfalter". In Wahrheit sind es jene sonderbaren „Schuhmacherdrähte", die schon Gesner bei den Paradiesvögeln kannte: noch einmal aus dem Schwanz besonders entstrahlende nackte Federborsten, die hier je in einem schillernden Reflexauge enden.

Es ist das Bezeichnende aller schönsten Paradiesvögel, diese Luxusleistung. Einer nach Wallace benannten Art, die sonst ein graues Vöglein ist, bloß mit einem violetten Krönchen auf dem Kopf, schießen aus der Brust wahre Standarten metallischen Grüns, und von den Schultern heben sich noch besonders vier schneeweiße Riesenfedern, die sich senkrecht gegen die Flügel aufrichten lassen.

Dem König-Alberts-Vogel wachsen zwei einzelne Hornfäden, um ein mehrfaches länger als der ganze Vogel, mit schillernden Hornplättchen in abwechselnd blau und weißer Porzellanfärbung dicht besetzt, wie ein ungeheuerliches buntes Akazienblatt hinter den Ohren hervor.

Noch andre der Reihe sind schwarz wie Anthracit und aus dem Muschelbruch dieses Anthracitkörpers bricht es plötzlich in grünem oder violettem oder goldrotem Erzglanz wie eine große Flamme heraus, ungeheuerliche Kopfhauben, lange Papageienschwänze, Fächer und Diademe aller Art. Und immer, daß der Beschauer staunt: wie schön! Abbildungen zeigen dir durchweg nur ein ganz ungenügendes Bild, zumal sie meist die Metallfarben stumpf wiedergeben. Aber eine echte Sammlung wie diese Dresdener überwältigt, bezwingt.

Du mußt nachdenken, mußt überlegen, was das ſoll: ſolcher Schönheitsrauſch bei Geſchöpfen eines entlegenſten Urwaldes, die weit unterhalb des Menſchen in der Naturreihe ſtehen.

Noch heute iſt Neu-Guinea in ſeinem Innern das unbekannteſte Land der Erde. Schon der treffliche Wallace empfand es, wie dieſes ſpröde Heiligtum der Natur ordentlich verbarrikadiert war, als ſolle der Menſch nicht heran. Unabläſſig rollt der volle Wellenſchlag des Stillen Ozeans gegen die Nordküſte an. „Das ganze Land iſt felſig und gebirgig, überall mit dichten Wäldern bedeckt und bietet in ſeinen Sümpfen, Abgründen und gezackten Bergrücken ein faſt unüberſteigbares Hindernis gegen das unbekannte Innere hin. Die Bewohner ſind gefährliche Wilde auf dem niedrigſten Zuſtande der Barbarei. In ſolch einem Lande und unter ſolch einem Volke findet man dieſe wundervollen Naturprodukte, deren auserleſene Schönheit in Form und Farbe und in der ſeltſamen Entwickelung des Gefieders darauf angelegt iſt, die Bewunderung und das Staunen der ziviliſierteſten und geiſtig am weiteſten vorgeſchrittenen Menſchen zu erregen und dem Naturforſcher unerſchöpfliches Material für ſein Studium, dem Philoſophen für ſeine Spekulationen zu gewähren." So Wallace vor vierzig Jahren in ſeinem unvergleichlichen Buche vom „Malayiſchen Archipel". Die Situation iſt noch immer im weſentlichen ſcharf gezeichnet.

Mir aber, wie ich ſo von der Sixtiniſchen Madonna zur Paradisea Rudolphi kam, durch die Tat weniger Schritte im Zwingergarten zu Dresden, drängte ſich mit tiefem Nachdruck die Frage auf: wo liegt hier das Band? Und gibt es wirklich eins?

Du mußt da notwendig einen Augenblick überlegen.

Und es ſcheint ſo, als wenn du zunächſt zweierlei gänzlich verſchiedene Dinge voneinander trennen müßteſt.

Hier ſteht die Madonna Raffaels oder ſonſt ein köſtliches Gemälde der Dresdner Galerie. Und ich ſchaue ſie an und ſage: das iſt ſchön.

Ich ſage es, ich von meinem menſchlichen Empfinden aus. Ich empfinde das als „ſchön".

Dabei bin ich mir einer Sache unbedingt gewiß. Jener Maler, Raffael, der das Bild geſchaffen, war ein Menſch wie ich. Uns trennen

Jahrhunderte, aber im Bereich künſtleriſchen Empfindens iſt das eine kurze Friſt. Phidias ergreift mich ebenſo noch heute, und der iſt über zweitauſend Jahre älter. Alſo das fällt fort. Raffael war ein Genie als Maler, was ich nicht bin. Darauf beruhte eben ſeine Kraft, Bilder ſo nach außen zu projizieren, daß ich heute noch in ſtiller Andacht davorſtehe. Aber auch das berührt nicht die Grundtatſache.

Er war ein Menſch. Ich bin einer. Er hatte Schönheitsempfindungen und zwar unbedingt in der Wurzel ähnliche wie ich. Seine perſönliche Kraft beruhte weſentlich darin, dieſe Empfindungen auch „ſchaffend" zu verwerten. Er „ſchuf" und ich ſtaune. Aber in Wahrheit kehrt nur das menſchliche Schönheitsempfinden, das im Kern auch in mir ſteckt, auf dem Umweg über ſeine Meiſterſchaft zu mir zurück.

Und indem ich vor ſeiner gemalten Madonna alle Tiefen meines Schönheitsempfindens aufgeriſſen und mit ſtrahlenden Bildern belebt ſehe, empfinde ich mich im tiefſten Weſen doch nur ſelbſt. Raffael empfand „ſchön". Ich empfinde „ſchön". Er ſchuf auf Grund ſeines Empfindens „ſchön". Ich empfinde ſein Geſchaffenes abermals als „ſchön". Das iſt eine einfache Linie, nicht wahr?

Sie kommt vom Menſchen und geht zum Menſchen. Es ſchiebt ſich ein bißchen Vergangenheit hinein, aber ſie wird überbrückt. Raffael iſt geſtorben, ſein Bild lebt aber noch. Es lebt mit mir und entzückt mich heute noch. Hier iſt alles kriſtallklar.

Nun aber nimm jenen märchenhaft blauen Rudolfs-Paradiesvogel. Ich brauche nicht in die Vergangenheit zu gehen. Er ſelbſt lebt neben mir, mein Zeitgenoſſe, wenn ſchon in recht verrammeltem fernem Tropen-Eiland. Hier im Muſeum ſteht er aber unmittelbar vor mir, nicht als Werk, ſondern er ſelbſt.

Und ich . . . ich finde ihn „ſchön".

Was heißt das jetzt?

Ich als Menſch finde ihn ſchön. Er iſt ein Vogel, ein lebendes Weſen, weit entfernt von mir. Mir kommt das Wort auf die Lippen: was für ein herrliches Kunſtwerk iſt dieſer Vogel. Aber da öffnen ſich auf einmal die ſeltſamſten Fragen.

Iſt der Fall nicht doch ganz anders als bei Raffael? Raffael, ein Menſch, projiziert Schönheitsdinge nach außen und ich finde ſie wieder ſchön, ein glatter Kreislauf. Das Bild iſt im Grunde nur ein Stück

von Raffaels Gehirn, in die Zeitdauer hineinprojiziert, das Gehirn selbst aber ist Gehirn des Menschen und ich finde nur wieder, was ich selbst habe, wenn ich auch jene Projizierungskraft für mein Teil nicht besitze.

Bei dem Paradiesvogel aber ist scheinbar nur die halbe Kreislinie ausgeschrieben. Mein Gehirn findet ihn schön, unmittelbar sobald es ihn sieht. Aber ich vermisse zunächst die andre Kreishälfte. Was für ein Gehirn hat diesen Vogel ersonnen? Hat ihn als „Schönheit" aus sich herausprojiziert? Auf den ersten Anblick fehlt mir jedes Band. Dieser Paradiesvogel des Rudolf mit seiner Farbenpracht der blauen Grotte von Capri, er flog (vielleicht) schon in den Urwäldern jenes verwunschenen Neu-Guinea, als zuerst Menschen auf der Erde entstanden. Woher kam seine „Schönheit"?

Indem ich sie empfinde, träume ich, ich fände auch in ihr wie in jener Madonna Raffaels etwas wieder.

Aber was? Ich gerate ja über jede Grenze des Menschlichen hinaus. Schön . . . und schön! Wären die Begriffe doch nicht die gleichen? Laß uns vorsichtig weitergehen, ob sich eine Lösung biete.

Das Dresdener Museum zeigt nicht nur die prachtvollsten Paradiesvögel. Auch die übrige Vogelsammlung ist überaus reich gerade an den schönen Formen. Umsichtig aufgestellt, erzeugen sie einen Farbenrausch ohnegleichen. Da sind die Kolibris, deren ganze Farbenleistung meist auf einen kleinen Fleck an der Kehle zusammengedrängt ist, hier aber volle Edelsteinkraft besitzt. Da sind die Spechte, die gewisse Farben immer wieder kaleidoskopartig durcheinandergewürfelt zeigen; überblickst du sie, wie es die fast künstlerische Anordnung hier ermöglicht, in langen Farbenreihen, so siehst du, wie die einzelnen Kaleidoskopstellungen in Wahrheit Stufenfolgen bilden, eine die andre ablöst, ersetzt, aus sich weiterentwickelt. Da sind die Tauben, unsre einheimischen meist so sanft in den Farben, auf den tropischen von den Molukken aber der ganze Schiller üppigster Tropenpracht.

Auf einmal dann aber, vor einer neuen Schrankflucht, ein vollständig andres Bild.

Grau und braun, jenseits aller Lichterfülle, die zahllosen Arten der Nester all dieser Vögel. Es ist wirklich eine andre Welt.

Auf den erſten Blick ſiehſt du, wie hier alles auf die Nützlichkeit, die Sicherheit, den Schutz angelegt iſt. Aber mit wieviel Erfindungsſpielraum unter wieviel tauſend Möglichkeiten und Zwangslagen! Da iſt das ſogenannte eßbare Schwalbenneſt, das aus kittendem Speichel an die ſenkrechte Felswand geklebt iſt. Das Neſt des Schneidervogels, zu dem ein paar große Blätter vom Vogel ſelbſt durch eigens geſponnene Fäden mit dem Schnabel als Nadel regelrecht aneinandergenäht ſind. Die Neſter der Rohrſänger, zwiſchen Rohrſtengeln wie ein Pfahlbau befeſtigt. Das ſchwimmende Inſelneſt des Waſſerhuhns. Die tollen Flaſchenkörbe, Beutel und Schläuche der Webervögel und Beutelſtare, die gleich rieſigen Früchten am dünnen Zweigende, unzugänglich für jeden ſchwereren kletternden Räuber, zwiſchen Himmel und Waſſer hängen. Bis zu den großartigen ſchwebenden Heuſchobern des afrikaniſchen Siedelſperlings, die eigentlich nur ein Genoſſenſchaftshaus darſtellen, unter deſſen ſicherem Geſamtdach jetzt erſt wieder viele Hunderte von Einzelneſtchen ruhen.

Nicht die äußere ornamentale Schönheit packt hier, ſo niedlich und ſauber oft die Baukunſt anmutet. Aber etwas andres packt diesmal überwältigend: die Achtung vor dem Gehirn dieſer luſtigen Schar, vor dieſem kleinen Organ unter dem dünnen Schädelchen, das du als Schlemmer beim Krammetsvogel als beſonderen Leckerbiſſen dir herausklaubſt, ohne eine Ahnung zu beſitzen, was für eine feine Geiſteswerkſtatt da zwiſchen deinen Zähnen zergeht.

Ich will in dieſem Augenblick gar nicht an die tiefſte Frage rühren: nämlich wie der erſte Siedelſperling oder Schneidervogel auf ſeine wunderbare Art des Neſtbaues geraten iſt. Ich will mit einer heute gangbaren Theorie, für die ſich jedenfalls Gründe anführen laſſen, meinetwegen einmal annehmen, es ſei bei den Vorfahren der heutigen Siedelſperlinge und Schneidervögel durch eben jene natürliche Zuchtwahl mit Ausleſe des Nützlichſten, die Herr Wallace ſeinerzeit hat mitbegründen helfen, eine „zufällige" Variante der Gehirnſtruktur, die gerade zu einem ſolchen Neſtbau geneigt machte, begünſtigt und in ungezählten Generationen in einer Art Reinkultur ausgezüchtet worden; und es würden heute nur noch junge Siedelſperlinge und Schneidervögelchen geboren, die gerade dieſe Gehirnvariante mitbrächten; und es äußerte ſich dieſe angeborene Gehirnſtruktur in jedem Vogelindividuum heute als ein feſter Imperativ, ungefähr gerade ein

ſo beſchaffenes Neſt zu bauen; ein Imperativ, der zwar vom Gehirn des Tieres ausgeht, der auch gewiſſer Reize von außen bedarf, um in Kraft zu treten; der aber von dieſem Gehirn aus Dinge durchſetzt, die das Tier nicht ſelber gelernt oder für ſich erfunden hat; und den man ſo als einen „Inſtinkt" bezeichnet. Dieſe Erklärungen ſind tatſächlich alle heute noch ungemein ſchwierig, unterliegen endloſen Diskuſſionen, erfordern vielleicht noch ganz neue und überraſchende Gedanken. Doch einerlei. Es gibt jedenfalls heute in jedem Vogel ſchon etwas „Vererbtes", das aus ſeinem Gehirn mehr oder minder deutlich als ſolcher Inſtinkt wirkt und ihm ein allgemeines Bild des Neſtbaues, wie ihn gerade ſeine Art ſeit geraumer Zeit übt, bereits mitgibt. Das Wörtchen „vererbt" mag einſtweilen das tiefere Geheimnis, um das ſich die Erklärungen noch mühen, auf ſich nehmen; wie ſo oft!

Jedenfalls iſt ein mit dieſer Inſtinktmaſchinerie ausgeſtattetes Gehirn ſchon ein kleines Wunderkunſtſtück. Was ich aber auch dann und weit darüber hinaus immer von neuem bewundern muß, iſt die geradezu überwältigende individuelle Leiſtung nun auch noch jedes Einzelvogels, die ihm ermöglicht dieſes Neſt nun für ſeinen Fall in Wirklichkeit herzuſtellen.

Immer und immer wieder ſind ja die äußeren Bedingungen etwas anders, immer und immer wieder muß der Neſtbau gerade dieſem Aſt, gerade dieſen Rohrſtengeln in dieſer individuellen örtlichen Lage angepaßt werden. Und das vollbringen alljährlich in ihrer Niſtzeit nun ſoundſo viel Millionen kleiner und kleinſter Vögelchen . . . gerade das unmöglich mit „Inſtinkt", ſondern ganz und gar mit einer ſchier unendlichen Beweglichkeit des ſozuſagen noch offenen, wählenden und wägenden Teils in ihrem räumlich ſo winzigen Gehirn, einer Intellekt-Beweglichkeit, die ſich äußert in der Wahl des Ortes für jeden neuen Einzelfall und in der Anpaſſung des allgemeinen Schemas der Neſtform an die gegebene Einzelmöglichkeit dieſes Ortes.

Inwiefern auch zu dem angeborenen Allgemein-Inſtinkt die eine oder andre Ähnlichkeit aus unſerm menſchlichen Gehirnleben zu finden ſein könnte, ſei hier dahingeſtellt. Jedem aber, der logiſch vergleichen gelernt hat, muß in dieſer Individualiſierung, dieſer perſönlich immer wieder verſchiedenen Anwendung und Anpaſſung mit Einzelwahl das denkbar ſchärfſte Merkmal einer geiſtigen Tätigkeit

auffallen, die ſchlechterdings nur mit unſrer eigenen verglichen werden kann.

Nun meine ich aber, es ſei für unſre ganze Erörterung doch nicht unwichtig, daß wir alſo von einer andern Stelle her gerade ſo aufdringlich an das Daſein eines denkenden Gehirns beim Vogel gemahnt werden.

Auch unſer ſchöner blauer Rudolfs-Paradiesvogel, von dem wir ausgingen, beſitzt ein ſolches Gehirn.

Unſre Kunſtvergleichung hatte uns aber auf der Seite des Raffaelſchen Gemäldes ſo ſehr nachhaltig auf das Wörtchen Gehirn geſtoßen. In Raffaels Gehirn lebte Gefühl für Schönheit. In das Bild der Sixtiniſchen Madonna wurde dieſes Gefühl (gleichſam ein Stück Gehirn Raffaels) hineinprojiziert. Durch dieſe Projektion, als dauerndes, in der Galerie hängendes Gemälde, vermag das Gefühl heute noch auf mich zu wirken: es weckt meinen eigenen Schönheitsſinn in meinem Gehirn. Der vollkommene Kreislauf!

Bei dem Vogel wirkte auch etwas auf mich ſo, daß ich ſagte: ich fühle meinen Schönheitsſinn erregt, zur höchſten Bewunderung hingeriſſen. Aber ich wußte nicht, wo diesmal die Schönheit herkam. Es fehlte mir die Hälfte der Kreislinie.

Jetzt ſcheint dazu ein Lichtpunkt mehr mindeſtens aufzudämmern. Der Paradiesvogel hat ja auch ein Gehirn!

Es iſt zunächſt nur ein Lichtpunkt, ganz und gar nicht etwa ſchon das fehlende Kreisſtück. Denn bei dem Gehirn Raffaels iſt allerdings auf der einen Seite alles klar: das Gehirn hat Schönheitsempfindungen, es projiziert ſie in das Bild und das Bild wirkt wieder auf die Schönheitsempfindungen meines Gehirns. Aber beim Paradiesvogel . . .? Was für ein Zuſammenhang ſollte wohl beſtehen zwiſchen ſeinem kleinen Rabengehirn und der Pracht ſeines Federkleides, die ich mit meinem Gehirn als „ſchön" empfinde . . .?

Bleiben wir aber ruhig noch ein Weilchen im trefflichen Dresdener Muſeum. Da ſteht neben den Schränken mit den vielen luſtigen Vogelneſtern ein beſonderer Kaſten mit einem Ding, das zunächſt einen weiten Gedankenſpaziergang ganz für ſich nötig macht. Es iſt ein hübſcher Spaziergang, und du ſollſt auf ihm

vorerſt noch einmal alle graue Theorie wie den Sandſack eines Luftballons, der ſteigen will, über Bord werfen.

Du blickſt in dem Kaſten in eine auſtraliſche Landſchaft. Durch ein Stückchen niedlich gemalter Hintergrundskuliſſe iſt die Phantaſie im ganzen geweckt: du ſiehſt auſtraliſche Bäume, eine kleine Strecke jener eigenartigen Buſchwaldlandſchaft, die den alten, merkwürdigen Erdteil der Schnabeltiere, Känguruhs und Molchfiſche auszeichnet. Vor dieſer Landſchaft ſteht dann vollſtändig naturgetreu wieder aufgebaut ein echter auſtraliſcher Gegenſtand der ſeltſamſten Art.

Du ſollſt die Empfindung bekommen, daß du in dieſem Augenblick wirklich durch den auſtraliſchen Buſch ſtreifſt: und auf einmal ſteht vor deinem Blick dieſes Etwas, ſchwieriger zu bezeichnen als eine unendliche Fülle andrer Erzeugniſſe der erfindungsreichen Mutter Natur.

Es iſt die Hochzeitslaube des Kragenvogels, der Chlamydodera, wie der Vogel wiſſenſchaftlich heißt.

Hochzeit! Wir ſind auf einmal bei einem Liebeswerk!

Der Vogel gehört ſeinem Bau nach ſo eng zu den Paradiesvögeln, daß er geradezu mit ihnen vereinigt werden kann, und auf alle Fälle iſt er ein Muſter dafür, was wir vom Gehirn etwa auch unſers blauen Rudolfsvogels zu gewärtigen haben.

Bloß daß der Ort diesmal das Feſtland von Auſtralien iſt.

Dort im „Skrub", im echten neuholländiſchen Buſch, hauſen wunderſame Tiere aller Art. Da wackelt nachts jenes groteske Echidnatier aus ſeinem Verſteck, das Landſchnabeltier, das, obwohl ein Säugetier, doch noch Eier legt wie ein Reptil. Da ſcharrt das Skrubtruthuhn, der berühmte Talegallusvogel, dem irgendwie in ſeinem Gehirninſtinkt ein großes Geſetz der Chemie eingepaukt worden iſt: daß nämlich gewiſſe Gärungserſcheinungen faulender Pflanzenſtoffe Wärme erzeugen. Es iſt das Geſetz, nach dem feuchte Heuſchober ſich ſo leicht im Innern ſelbſt entzünden. Der Talegallus aber hat dieſe Sache von der praktiſchen Seite genommen: er ſcharrt Haufen von Blättern, Gras und Pilzen bis zu zwei Meter Höhe und vier Meter Umfang zuſammen, und in dieſe kleinen Schober legt er ſeine Eier, damit die entſtehende Wärme ſie ausbrüte wie ein Brutofen. Dabei weiß er genau wie ein Kenner auf die Sache zu achten: täglich mehrmals kommen die Alten heran, lüften die Eier, die bis zu Metertiefe ein-

gegraben liegen, ſchauen nach, ob die Hitze ſich auch richtig entwickelt hat oder ob ſie umgekehrt nicht zu hoch geſtiegen iſt. Zuletzt helfen ſie dem ausgeſchlüpften jungen Küken dann aus ſeinem warmen Neſte heraus; nützliche Beiträge auch das zu dem oben angeſchlagenen Thema vom Vogelgehirn.

Hier alſo im düſteren, einförmigen Buſch, wo höchſtens am Rande einmal ein paar gelbe Blüten etwas „Schönheit" wecken, zwiſchen umgefallenen Stämmen, abgeſtorbenen Zweigen und jenen künſtlichen Hügeln der Talegallushühner, hier lebt auch jener Kragenvogel oder Laubenvogel: die nicht minder bei allen Tierkundigen berühmte Chlamydodera.

Richard Semon hat ſie neuerdings wieder an Ort und Stelle genau beobachtet. Der Vogel ſelbſt beſitzt nicht die Schönheit der Paradieſier von Neu-Guinea. Ein ſchlichter Kerl, nicht ganz wie ein Eichelhäher groß, grau und braun mit helleren Tupfen, nur im Nacken mit einem kleinen Kragen hübſch roſenroter oder violetter Federn geſchmückt. Aber gerade dieſer ſchlichte Kauz wird dir zum Lehrmeiſter über ein geheimnisvoll bedeutſames Gebiet im Vogelgehirn, für unſere Frage das allerbedeutſamſte.

Die Chlamydodera baut ihr echtes, für die Eier und Jungen beſtimmtes Neſt ſchlecht und recht wie jeder andre Vogel ihrer Verwandtſchaft. Das iſt eine ernſthafte Pflichtſache, die keinerlei Extravaganzen duldet. Wenn die rechte Zeit da iſt, wird das Neſt im Eukalyptusbaum oder Akazienbuſch bereitet, napfförmig wie das einer Droſſel, der Rohbau aus dürrem Reiſig, das dann noch die zarteſten Gräslein und Federchen den lieben Kleinen mollig machen müſſen. Alles natürlich ſo verborgen und ſo unſcheinbar wie möglich. Denn wenn Auſtralien auch keine einheimiſchen Katzen hat, ſo hat es doch kletternde Beuteltiere, die frech auf Neſter räubern.

Wo immer Vögel ſo zum Neſtbau ſchreiten und um das Wohl der Jungen ſich mühen, da ſind ſie in der ſorgenvollen Zeit ihres Lebens, wo ſie am wenigſten an eigene Bequemlichkeit und Luſtbarkeit denken. Und doch: bei unſrer Chlamydodera iſt dieſe Bauzeit nur der zweite Akt. Sie hat ſchon einmal gebaut, vorher, nicht in nachdenklicher Familienſorge, ſondern im luſtigen Rauſch der erſten Liebeszeit. Eine beſondere Art Neſt galt es auch da, aber nicht eine Kinderſtube, ſondern ... eine Hochzeitslaube.

Das jetzt ist das seltsame Ding, das sie in Dresden ganz wieder aufgebaut haben.

Die Liebeszeit der Kragenvögel ist da. Die Liebespaare locken und suchen sich. Da ersieht durch die Arbeit der verliebten Vöglein am Boden des Buschwaldes, weitab von den Stellen, wo später das wirkliche Nest hinkommt, eine Art von Liebestempelchen: das Hochzeitshaus.

Es ist unvergleichlich viel größer als das spätere Kinderneſt. Auf die Länge von einem Meter und mehr bauen die Vögel (vor allem das Männchen) zunächst eine Art Hütte oder Zelt aus solidem Reisig auf. Die Reisigstücke werden von zwei Seiten her schräg aneinander gelehnt, genau so, wie wenn Kinder aus Streichhölzchen ein langes Zelt zusammensetzen, bloß daß die Größe gewaltig über Streichhölzchen hinauswächst. Ist das Zelt roh fertig, vorne und hinten mit einer spitzen Tür und innen mit einem schmalen Gang, über dem die schrägen Reisigsparren mehr oder minder bogig oder firstartig zusammenschlagen, so beginnt die feinere Arbeit.

Und zwar, du magst nun Worte suchen, wie du willst: eine ästhetische Arbeit, die mit platter Nützlichkeit schlechterdings nichts zu tun hat.

Die grobe Reisigwand des Häusleins wird mit zierlichen grünen Grashalmen aufs glatteste tapeziert. Dann wird der Boden gepflastert, mit runden weißen Flußkieseln, die eine besondere künstliche Anordnung erhalten, hier zu Häufchen vereint, dort kleine Pfade freilassend. Bunte Federn, grellrote Beeren, ein blaues Läppchen Tuch, das irgendwo stibitzt werden konnte, werden in die grünen Grastwände an guter Stelle eingeordnet. Und endlich wird je vor dem Ein- wie Ausgang eine Art besonderer Schausammlung auffälliger und hübscher Gegenstände angehäuft. Wundervolle Muschelschälchen, die meilenweit erst vom nächsten Fluß im Schnabel hierher geschleppt werden mußten. Bunte, schimmernde Steine. Zwischen dem vielerlei Farbigen zum Kontrast schneeweiße Knöchelchen, die offenbar mit höchster Sorgfalt als weiße Musterproben ausgelesen sind, besonders die kleinen Schädel von Fledermäusen. Ein halber Scheffel solcher Reichtümer findet sich bisweilen an einem Fleck beisammen.

Das ist die Liebeslaube der Chlamydodera.

Ist sie endlich fertig und ragt strahlend in ihrem Prunk, so hebt

eine frohe Zeit an. In dieser Laube suchen sich die Liebenden, springen und tanzen und jagen sich und kosten alle Seligkeit goldener Liebestage aus. Und erst wenn das alles vorüber ist, kommt fern davon der eigentliche Nestbau.

Es bedarf nur eines Blickes auf diese Hochzeitslaube mit ihrem Schmuck und man ist für immer überzeugt, daß in dem kleinen Gehirn dieses Vogels im einsam wilden australischen Busch eine gewisse unmittelbare ästhetische Freude am „Schönen" wohnt. Natürlich nicht eine verwickelte ästhetische Reflexion; aber eine Veranlagung, auf gewisse Farben- und Formenreize, die wir Menschen zu den ästhetischen Wirkungen rechnen, ebenfalls bereits vom Gehirn aus zu reagieren. Du wirfst vielleicht ein, daß ein paar rote Beeren oder eine schmucke Feder oder gar ein weißer Kieselstein doch äußerst armselige Schönheitsproben sind. Aber warum zieht sich der Wilde einen glänzenden Ring durch die Nase, hüllt seine Liebste in einen schreiend roten Lappen, hängt ein paar grelle Blumen an seine Hütte? Er findet das *schön*, seine kleine naive Ästhetik lebt sich darin aus. Und warum tragen wir eine rote Nelke im Knopfloch, einen Brillanten im Ohr? Lege ein paar gemeine grüne Blätter ins Fenster deiner Farm in Australien und dazwischen eine rote Nelke: dein Kind wird zuerst nach der Nelke greifen und die Blätter liegen lassen ... der Kragenvogel aber, verlaß dich darauf, wird es *genau* so machen, und deinen Brillantohrring schleppt er, es gibt Proben dafür, unter allen Umständen in seine Hochzeitslaube, wenn er ihn erreichen kann.

Vollends beweisend aber für unsre allgemeine Schönheitsbetrachtung ist, daß der Vogel in seine Laubenwand als Zierstück geradezu auch bunte Vogelfedern steckt. Er selbst hat, wie gesagt, nicht viel Buntes am Leibe. Aber nehmen wir an, er fände eine jener Federn des Rudolfsparadiesvogels (dieser wohnt ja nicht dort, sondern in Neu-Guinea) mit ihrem Capriblau: kein Zweifel, daß er sie aufpickte und als köstlichsten Fund ins Liebeshaus heimtrüge.

Warum? Weil er sie „schön" findet. Philosophisch auseinandersetzen kann sich der kleine Vogel natürlich nicht über die Frage. Er reagiert einfach. Auch der Wilde braucht dazu keine Fachästhetik. Was weiß das Kind von der, das bunte Steinchen sammelt!

So haben wir's also jetzt: unser Gehirn empfindet auf Grund seines Schönheitssinnes den blauen Paradiesvogel als schön; hier aber ist ein

Vogel, der aufs engſte ſchon den Paradiesvögeln ſelber verwandt iſt, und im kleinen Gehirnchen dieſes Vogels entſteht ebenfalls beim Anblick der Paradiesvogelfedern die unmittelbare Empfindung des Schönen.

Der nächſte, geradezu hahnebüchen grobe Schluß iſt: ſo wird etwa der männliche Rudolfsparadiesvogel ſelber wohl, wenn er ſich ſelbſt geſpiegelt oder wenn er ſeinesgleichen ſieht, auch das für *ſchön* halten. Auch im Gehirn des Paradiesvogels ſelber wird eine Empfindung für Schönheit leben. Und ſo hätten wir die Vergleichung tatſächlich noch einen Schritt weiter. Raffael hatte Schönheitsempfindung in ſeinem Gehirn, er ſchuf mit ihrer Hülfe die Sixtiniſche Madonna, die mir, der ich ebenfalls Schönheitsempfindung im Gehirn beſitze, jetzt wieder als Schönheit erſcheint. Auch der Paradiesvogel hat ein Gehirn und er hat Schönheitsempfindungen, meinen eigenen vergleichbar, in ſeinem Gehirn. Mir aber, in meinem Gehirn, mit meinen Anlagen, erſcheint ſein Gefieder als Schönheit.

Ich meine doch, du ſiehſt deutlich: ganz iſt der Kreis im zweiten Falle *immer noch nicht* geſchloſſen.

Wir ſind der Sache ein rechtes Stück näher dadurch, daß wir dem Vogel ein Gehirn geben und in dieſem Gehirn nun auch noch einen dem unſren verwandten Schönheitsſinn.

Aber nun klafft doch noch die eine unheimliche Lücke.

Raffael ſchafft kraft ſeines ſchönheitsſchwangeren Gehirns die Madonna, und ich finde ſie ſchön.

Der Paradiesvogel *ſchafft* zunächſt gar nichts.

Er *hat* etwas.

Er hat ſein Gehirn und in dem Gehirn Reaktionsfähigkeit für Schönheit. Ferner *hat* er in dem genannten Falle auf Neu-Guinea ſeine prachtvollen karmeſinroten und himmelblauen Federn. Er ſelber hat Schönheitsempfindung im Gehirn genug, um dieſe Federn ſchön zu finden. Und ich finde ſie auch ſchön. Er und ich ſind uns unverkennbar näher gekommen . . . bis auf einen Punkt.

Raffael ſchafft in der Kette der Urſachen ſein Bild, projiziert gleichſam ſein Gehirn darin nach außen. Aber was (und hier kommt die Grundfrage), was hat das Gehirn des Vogels (bei all ſeiner Verwandtſchaft und gerade in dieſer Verwandtſchaft mit dem meinigen) mit dem eigenen Federkleide des Vogels hinſichtlich der *Entſtehung* dieſes Federkleides zu tun?

Hat der Vogel etwa sich selber so schön gemacht, weil er es so für schön befand und so aussehen *wollte*?

Ist mit andern Worten die Tat des schönheitsdurstigen Paradiesvogels sein eigenes Federkleid? Dann, ja dann wäre der Kreis auch hier geschlossen. Der Rudolfsparadiesvogel hat ein Gehirn mit Schönheitsidealen in der simpeln Urform, daß er leuchtendes Kobaltblau als angenehmer empfindet als ein „scheußlich Grau". Das ist genau so (natürlich ins Menschliche verstärkt) der Fall bei Raffael. Raffael schafft sein Bild, das mir schön erscheint, weil ich ein ähnliches Gehirn mit (wenigstens passiver) Schönheitsempfindung habe. Der Paradiesvogel schafft seine blaue Federnpracht, die mir schön erscheint, weil ich ein auch diesem Paradiesvogel immerhin noch ähnliches Gehirn mit Schönheitsempfindung von einer ihm ebenfalls ähnlichen Art besitze.

Aber wer in aller Welt gibt uns das Recht, ohne weiteres eine so ungeheuerliche Annahme zu machen, um jenen Kreis zu schließen?

Der Vogel soll von *seinem* Gehirn und ästhetischen Können aus *sich selber* die herrlichen Federn an den Leib gebracht haben!

Er soll sein eigener Künstler gewesen sein in einem Sinne, der alles andre, auch das höchste menschliche Kunstschaffen, wie ein Kinderspiel in den Schatten zu stellen scheint.

Nehmen wir noch einmal Raffael als Vergleich. Er schaute innerlich ein herrliches Kunstideal, die Sixtinische Madonna, im Geist. Und seine Hand greift zum Pinsel und schafft äußerlich aus Ölfarben auf einer fremden stofflichen Fläche einen Abglanz dieses erhabenen ästhetischen Traums. Was für eine Aufgabe hätte jener schaffende Paradiesvogel ihm aber gestellt? Er selber als lebendiger Mensch müßte sich in sein Kunstideal verwandelt haben, und die Sixtinische Madonna müßte fortan als lebende Gestalt auf dieser Erde gewandelt sein. Die Verdrehtheit des Gedankens scheint so handgreiflich, daß es nicht verlohnt, darauf einzugehen. Und unsre ganze Betrachtung scheint über Dresden, Neu-Guinea und den australischen Busch hinweg nun doch noch im wahren Wolkenkuckucksheim zu enden.

Was aber bloß nottut, ist, daß wir abermals eine Weile die graue Theorie über Bord werfen und noch einige weitere *Wirklichkeiten* unsres Museums in Augenschein nehmen.

Es iſt eine alte Streitfrage in der Schönheitslehre (wir haben ſie ſelbſt ſchon wiederholt geſtreift), wer ſchöner ſei: Mann oder Weib? Die Maler und Bildhauer, denen wir doch wohl in dieſen Dingen das Recht des Fachmannes zugeſtehen müſſen, haben dieſe Frage ſtets praktiſch beantwortet. Sie ſind für die abſolute Gleichberechtigung eingetreten. In ein paar Einzelpunkten mag die Wage ſchwanken, aber das Ganze gleicht ſich immer wieder aus.

Das Scherzwort bleibt ja wahr, daß ein ſchöner Mann immer ſchöner ſei als eine häßliche Frau und eine ſchöne Frau ſchöner als ein häßlicher Mann. Aber von einer gewiſſen Höhe der Schönheit überhaupt an iſt ein Unterſchied nicht mehr zu ziehen. Sobald Schön hier gegen Schön dort ſteht, weibliches Ideal gegen männliches Ideal, die Venus von Milo gegen den Hermes des Praxiteles, die Pieta des Michelangelo gegen Michelangelos David oder Moſes, ſtellen ſich die Schalen gleich. Es bleibt der „ſchöne Menſch", ein Wunderwerk der Entwickelung, das aber in ſich kein Geſchlecht mehr als Schranke kennt.

Mache nun einen großen Sprung und vergleiche ein Tier mit dem Menſchen, das nach deiner Schätzung wohl ſchwerlich als ſchön gelten kann und das dir höchſtens komiſch erſcheint: den Igel.

Du kennſt die köſtliche Geſchichte vom Wettlauf des Haſen und Swinegel. Jedesmal, wenn der Haſe ans Ziel ſauſt, erhebt ſich dort aus der Ackerfurche Swinegel als „längſt angekommen". Der Kern des Scherzes ſteckt darin, daß Swinegel in Wahrheit gar nicht gelaufen iſt, ſondern nur ſeine Frau am Zielpunkt verborgen hat, die jedesmal „Ich bin ſchon da" ruft, wenn der Haſe keuchend anlangt. Swinegel und Swinegels Frau ſind ſich eben ſo ähnlich, daß der dumme Haſe überliſtet wird. Und das Märchen gibt die nette Nutzanwendung, daß, wer ein braver Swinegel iſt, ſorgen ſoll, daß er auch einen Swinegel zur Frau bekomme. Das Märchen hat aber auch eine zoologiſche Nutzanwendung, wie ſich denn aus den meiſten Offenbarungen des ſinnigen Volksgeiſtes vielerlei „Wahres" herausleſen läßt.

Es hat zur Vorausſetzung die wirkliche zoologiſche Tatſache, daß der männliche und der weibliche Igel ſich nur ganz verſchwindend wenig voneinander unterſcheiden. Es bedarf hier nicht der Maßſtäbe Schön und Häßlich: der Unterſchied der Geſchlechter fällt überhaupt

ſo gut wie ganz für den äußeren Anblick fort. Nun iſt der wohlbelobte Herr Swinegel aber, wie du dich erinnerſt, eines der Tiere, die zwiſchen Beuteltier und Affe ziemlich nahe deinem eigenen menſchlichen Stammbaum geſtanden haben. Um ſo bedeutſamer alſo, daß ihn ſchon das Volksmärchen benutzen darf als Vertreter einer zum Verwechſeln ähnlichen äußeren Körpergeſtalt bei Swinegel-Mann und Swinegel-Frau. Man bekommt die Idee, daß ſelbſt der poſitive Unterſchied, der heute zwiſchen Mann und Frau beim Menſchen beſteht (der aber auch ſchon keinen abſoluten Unterſchied zwiſchen Schön und Häßlich bedeutet), bei dieſen alten und niedrigeren Tierformen wie dem Igel ſchon ganz verwiſcht ſei.

Die feine Individualiſierung etwa in Frauenantlitz und Mannesantlitz wäre eben bloß erſt eine Entwickelungserrungenſchaft des Menſchen, und der Igel mit ſeiner Igelfrau, die der Haſe für den Igelmann hält, weil ſie ihm aufs Haar gleicht, ſtellte uns noch die urſprüngliche rohe Grundlage vor Augen, gleichſam den groben Marmorblock, aus dem erſt höhere Geiſtesentfaltung jenen prachtvollen Doppelſtern von Weibesſchöne und Mannesſchöne herausmeißeln ſollte.

Klingt hübſch und iſt verkehrt über alle Maßen, wie du ſchon aus unſerm früheren Geſpräch weißt. Wohl gibt es Tiere, bei denen der äußerliche Unterſchied der Geſchlechter noch ein Teil verſchleierter erſcheint, als beim Menſchen. In tauſend und tauſend Fällen ſind aber ebenſo Mann und Weib ſchon tief, tief unten im Tierreich ſo grundverſchieden voneinander, daß ſelbſt der geiſtig und leiblich blindeſte Haſe ſie nicht mehr miteinander verwechſeln könnte. Und der Igel iſt, alle ſeine Rolle in der edelſten Ahnentafel der Natur zugeſtanden, nicht das maßgebende Beiſpiel für die ältere Tierſchaft, ſondern eine echte und rechte Ausnahme. Schon bei ganz, ganz niedrigſtehenden Geſchöpfen ſteigert ſich die Verſchiedenheit der Geſchlechter zu Extremen, gegen die unſre menſchlichen Verhältniſſe mehr als igelartig harmlos werden. Denke nur wieder an unſern Wurm Bonellia.

Nun iſt ja ein ſolcher unappetitlicher Wurm gewiß noch viel weiter entfernt von jedem äſthetiſchen Vergleich, als Herr und Frau Swinegel in ihrer Ackerfurche. Die Frage wird aber wichtig für unſre Schönheitsbetrachtung, wie ſich in dieſer Hinſicht jene Tiere verhalten, von denen wir uns geſtanden, daß ſie unzweifelhaft „ſchön" ſeien.

Wir betrachten Paradiesvogel-Mann und Paradiesvogel-Weib.

Die Erwartung ſagt uns, daß wir wohl auch in dieſem Punkte hier auf mehr oder minder menſchliche Verhältniſſe geraten werden: zwar Verſchiedenheit der Geſchlechter, aber im Punkte des Ideals dabei Schön gegen Schön wie bei uns in der Venus von Milo und dem Hermes des Praxiteles.

Wieder gründlich daneben geſchlagen.

Wenn bisher von der „Schönheit" des Paradiesvogels die Rede war, ſei es bei dem großen goldenen oder bei dem kleinen rot-grün-weißen oder bei dem herrlichen blauen: immer ſind wir, ganz ohne es zu wollen, „Partei" geweſen. Wir haben einſeitig den Mann betrachtet, den Mann bewundert, über den Mann Gedanken ausgeſponnen.

Alle dieſe wunderbaren Paradieſier, wie wir ſie hier unten in den Schränken des Muſeums vor Augen haben: es ſind erwachſene, voll entwickelte Paradiesvogelmännchen.

Dort oben aber, in ſchlichter Reihe, ſitzen die Weibchen. Man fragt ſich, was dieſe armſeligen Vögel hier ſollen. Denn der Kontraſt iſt ſo grell, daß ſelbſt gewiſſe ganz hübſche, ſanfte Farben neben der Farbenorgie der Männchen notwendig armſelig erſcheinen müſſen.

Da iſt die ausgewachſene Frau jenes großen Paradieſiers, der die märchenhafte Goldwelle hinter ſich herſchleift: dieſe Frau iſt oben braun wie Kaffee, an der Kehle, wo der Gemahl eine Agraffe von Smaragden trägt, von einem trivialen Rauchviolett, am Bauche fahl-gelblich; die ganze Welle angehängter Schmuckfedern fehlt vollkommen. Wenn man dieſen weiblichen Vogel anſchaut, ſo begreift man erſt, daß die Paradieſier im Syſtem eng an die Krähen und an die Stare angeſchloſſen werden. Dieſes Weib iſt in der Tat kein Göttervogel, ſondern ein einfacher Starmatz von Neu-Guinea.

Bei dem kleinen Juwel des Königsparadiesvogels iſt die Überraſchung beinahe noch derber. Das Weibchen iſt oben erdbraun mit einem kaum merkbaren Anflug von Orangerot, unten gelblich braun mit etwas dunklerer Zeichnung: ein Spatz ſtatt eines Paradiesvogels. Man meint, ein Hofmann in überſchwänglicher Pracht eines brandroten Fracks, einer weißen Seidenweſte, grüner Ordensbänder und langer goldbetreßter Schöße habe jählings eine braune Nonnenkutte übergeworfen. Dieſe Nonne iſt aber zeit ihres Lebens der weibliche Königsparadiesvogel.

Es bleibt nichts andres übrig, als ſich zu ſagen, daß in dieſem Falle nicht nur ein koloſſaler Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern überhaupt waltet, ſondern auch ein gröbſter Unterſchied gerade der äſthetiſchen Körpergeſtaltung, der äußeren Schönheit. Der männliche Vogel iſt ſchön bis zu einem Maße, daß die Sprache ſelbſt des kunſtverwöhnten Menſchen in paradieſiſchen Bildern ſchwelgt. Und der weibliche Vogel iſt einfach ein Starmatz oder Spatz, deſſen höchſte Farbenvergleichung ein Bild wie „Kaffee" ausſpricht.

Im geiſtigen Fortſchritts- und Bildungskampf unſrer Frauen von heute hört man ſo oft das Wörtchen Ungerechtigkeit. Es gibt in der Tat ein Sündenregiſter ſo mancher Punkte, in denen die Frau in der menſchlichen Kulturgeſchichte periodiſch ungerecht behandelt worden iſt, und zwar weſentlich Ungerechtigkeiten, die in einer Zurückſetzung gegen den Mann beſtehen. Was wollen aber alle dieſe Vergewaltigungen, die uns vom „Menſchentier" grauslich erzählt werden, beſagen gegen die ſcheußliche Minderwertung des Weibes, die anſcheinend von Mutter Natur hier bei den Paradieſiern von Neu-Guinea verübt worden iſt.

Der Mann in einer Pracht, als habe Raffael ihn gekleidet, und das arme Weiblein ewige Karthäuſerin!

Nun dazu noch das Unheimlichſte, hergenommen aus jener früheren Betrachtung der Laubenvögel. Dieſe Paradieskinder im Urwald Neu-Guineas beſitzen in ihrem Vogelhirn Gefühl und Liebe für Schönheit im Sinne bunter Federpracht. Alſo dieſes Weibchen etwa des kleinen Königsparadiesvogels, dieſes lebenslängliche und ewig neugeborene Aſchenbrödel in Kaffeebraun und Unſcheinbarkeit: wir müſſen gewärtigen, daß es auch noch unterſcheiden kann, daß es häßlich und der Herr Gemahl ein Juwel an Farbenſchöne ſei.

Oder ſollen wir etwas andres annehmen, im Grunde noch bittereres? Soll das Weib des Paradiesvogels *keinen* Schönheitsſinn beſitzen, während der Mann ihn hat? Es wäre die alte Schickſalsfrage: was beſſer ſei, ewig blind und dumm ſein oder ſehen und ſich ſehnen, aber ohne Erfüllung. Schließlich doch eine Wahl, bei der man ſich entſcheiden kann, ob man vom Tiger gefreſſen werden oder in den Abgrund ſpringen will.

Übrigens zeigen die Tatſachen bei dem verwandten Vogel, dem Laubenvogel, gar nichts von ſolcher Trennung des Schönheitsſinns

in Mann und Weib. Beide Gatten vergnügen sich da an der Hochzeitslaube wie spielende Kinder. Man sieht von hier aus nicht ein, daß es beim Königsparadiesvogel etwa anders sein sollte. Und dann verwirrt sich doppelt nicht nur unsre „Ungerechtigkeit der Natur", sondern es schürzt sich auch ein neues Hemmnis in der ganzen Schönheitsfrage.

Erinnre dich doch: wir waren darauf und daran, uns zu fragen, ob der Paradiesvogel, dessen Gehirn Schönheitsempfindungen hegt, nicht sein schönes Federkleid sich etwa gar selbst „gemacht" haben könnte, ähnlich wie Raffael seine schönen Bilder geschaffen hat. Nun sehen wir plötzlich einen Doppelfall innerhalb unsres Paradiesvogel-Beispiels. Angenommen, es haben wirklich beide Paradiesgatten, das Männlein wie das Weiblein, in ihrem Gehirn Schönheitsgefühle. Beim Manne gelingt es, einerlei zunächst einmal wie, diese Schönheitsgefühle äußerlich in einen herrlichen Federschmuck des eigenen Leibes zu projizieren: der Paradiesmann wird als solcher ein Juwel an Schönheit. Umgekehrt aber: die Frau Paradiesierin erweist sich als absolut unfähig zu dem gleichen Akt. Mit all ihren Schönheitsgefühlen ist sie eine alte graue Krähe geblieben. Und der Gegensatz ist so grell, daß man meinen soll, die ganze Voraussetzung muß über ihm den Hals brechen. Trotz Gehirn und Schönheitssinn scheint es nur einfach eine doppelte und dreifache Absurdität, daß der Paradiesvogel sich selber seine herrlichen Farben auf den Leib gemalt habe.

Wir sind jetzt wirklich in einer engen Gasse.

Die Dresdner Museumsschränke mit ihrem bunten Federvolk und ihren klaren reinlichen Glasscheiben starren dich an, als hätten sie ihre Schuldigkeit getan und wüßten nun auch nicht weiter. Wir müssen unsern größten Helfer beschwören: den Gedanken, den allgewaltigen spiritus familiaris, den wir Fauste dieses alten Erdplaneten nun doch allein besitzen und in dem uns kein häßlicher Swinegel oder bildschöner Paradiesvogel irre machen kann.

Kein geringerer als Darwin hat an der Stelle, auf die ich dich jetzt geführt habe, einen Gedanken gehabt.

Und der Gedanke, den er hatte, war kein geringerer als der: gerade diese Tatsache, daß nur das Männchen des Paradiesvogels

ſchön gefärbt iſt, gibt uns einen unmittelbaren Fingerzeig dafür, wie die Federpracht dieſer Vögel überhaupt ihr *eigenes* Werk ſein könnte.

Und zwar ein Werk der *Liebe*!

Folgendes iſt im Kern die Darwinſche Schlußfolge. Darwin hat ſie allgemeiner ausgeführt für viele Vögel und noch andre Tiere. Ich dränge ſie dir mit eigener Wegführung zuſammen in ihren Kerngedanken auf unſer Beiſpiel von den Paradiesvögeln, das zugeſtandenermaßen das lehrreichſte und durchſichtigſte aller bekannten iſt.

Es war in früheren Zeiten.

Wie weit zurück, das iſt einerlei, bloß nicht allzuweit. Schon hatten ſich Vögel auf dem Wege über den uralten Reptilvogel Archäopteryx aus ſaurierhaften Weſen entwickelt. Und dieſe Vögel hatten ſich zerſpalten in eine Unmaſſe von Gruppen in Wald und Steppe, Gebirge und Waſſer. Die Gruppen größerer Art wieder in kleinere und die kleinſten zuletzt in einzelne Arten. Und da gab es denn auch die enge Sippe, die uns heute als die der Paradiesvögel im Bannkreiſe Auſtraliens entgegentritt.

Wo dieſe Sippe entſtanden war, wer weiß es? Wo ſind vor Zeiten die Urſprungsſtätten der heutigen Tierfamilien geweſen? Schwere Fragen. Wo ſind zuerſt die Pferde, wo die Hirſche, wo die Affen entſtanden? Wir ſehen da in tauſend Schiebungen, Wanderungen, deren alte Wegweiſer vermorſcht, deren Brücken im Ozean verſunken ſind.

Genug: die Paradiesvögel tauchten eines Tages an der Grenze des auſtraliſchen Gebietes, vor allem in Neu-Guinea, auf. Aber ſie tauchten nicht als das auf, was ſie heute ſind, wenn wir ins Muſeum treten und ſie bewundern. Die Männlein wie Weiblein bei ihnen hatten *einerlei* Geſtalt und Farbe. Und unſcheinbar war dieſe Farbe; es war die grau in grau oder braun in braun gemalte Federfarbe ungefähr der heutigen *Weibchen*.

Noch gibt es heute einen Hinweis, daß auch bei den heute herrlichſten Arten der männliche Paradiesvogel ebenfalls voreinſt die ſchlichte Kutte ſeiner beſſeren Hälfte trug ſtatt des Juwelenmantels, in dem er jetzt ſeine Paradieſiernatur zur Schau zu ſtellen weiß.

Der *junge* Paradiesmann gleicht nämlich auch dort zunächſt vollkommen dem Weibe, keine Goldwelle geht von ihm aus, kein grünes Kehlband trennt die weiße Seidenweſte vom granatroten Rock, auch

er als junger Fant iſt Kaffee in Kaffee, unſcheinbar wie ein Kuttenmönch. Das ſeltſame Geſetz aber, du weißt es, ſcheint durch die ganze Welt des Lebendigen zu gehen: die Jugendform, die Keimform und Kinderform, wiederholt in zahlloſen Fällen noch ſchärfer Züge aus dem Bilde der Ahnen. Der junge Froſch ſchleppt noch einen Schwanz hinter ſich her, wie ein Molch. Der ganz junge Vogel im Ei zeigt noch Kiemenſpalten wie ein Waſſertier. Der junge Walfiſch entwickelt zuerſt ſtatt der Fiſchbeinbarten Zähne, wie ſeine Vorfahren ſie hatten. Der neugeborene Löwe iſt zum Teil noch tigerartig geſtreift, die junge Wildſau, der kleine amerikaniſche Tapier verraten das Streifen- und Fleckenkleid einer fremden Ahnenſchaft.

Wenn im Jugendkleide Mann und Weib eines ſolchen Paradiesvogels heute gleich ausſchauen, ſo iſt es immerhin ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Jugendkleid in Wahrheit das Ahnenkleid iſt. Einſt ſah wohl das ganze Volk dieſer Vögel wirklich zeit ſeines Lebens ſo ſchlicht und ärmlich aus. Das Weib muß dann das dauernd konſervative Element geweſen ſein. Es blieb bis heute ſo. Der Mann aber hat eines Tages das Ahnenkleid wenigſtens mit dem mannbaren Alter abgeworfen und erſetzt durch ein ſtrahlendes Prachtgewand ganz neuer Art. Wie kam das? Das iſt die Frage.

Darwin ſchließt weiter.

Sieh dir zuerſt dieſes ſchlichte Kleid des heutigen Jungtiers und Weibchens einmal unter dem Geſichtspunkt an, daß es das ehemalige allgemeine Kleid der Ahnen war. So iſt es, wenn nicht alles trügt, das, was man ein Anpaſſungskleid nennt.

Der Kampf ums Daſein tobt in der Natur. Die Weſen ringen um ihr Leben. Starke, indem ſie angreifen, Schwache, indem ſie ſich verbergen. Die Farbe iſt ein Mittel in dieſem Zwiſt. Sie verbirgt den Angreifer wie den Angegriffenen. Das Wüſtentier auf gelbem Wüſtenboden hat Vorteil, wenn es gelb iſt, wie die Gazelle, der Schakal, der Wüſtenfuchs, die Sandviper und Sandeidechſe. Dem Polartier dient, wenn es weiß wie Schnee iſt: weiß iſt der Eisbär, der Schneehaſe, der Polarvogel in vielfältigſter Art. Grün nützt dem Laubfroſch, der Laubheuſchrecke. Und ſo weiter. Eine naturgeſetzliche Anpaſſung iſt alſo überall im Kampfe um die Exiſtenz eingetreten. Darwin ſelbſt meinte, daß von tauſend verſchiedenen Farben ſtets nur die beſte, die „angepaßte" ſich erhielt. Wie durch ein Sieb fielen die

unpraktiſchen Farben ab. In der Wüſte erhielt ſich nur gelb, alles anders Gefärbte wurde ausgerottet. Auf dem grünen Blatt nur grün. Und ſo fort. Andre haben an noch direktere Zuſammenhänge gedacht. Das „Wie" ſei der freien Debatte ausgeliefert, für die auch Darwin dir nur eine Anregung zu ſein braucht, obwohl ſein Gedanke, ich wiederhole es immer wieder, eine beſtechende Logik in ſich hat, die bisher durch nichts auch nur entfernt Beſſeres erſetzt iſt. Aber die Tatſache einer allgemeinen Anpaſſung der Lebeweſen zu Zwecken des Daſeinskampfes, ſei es Raub oder Schutz, kann ſchlechterdings nicht angezweifelt werden.

Zu ihr nun gehörte, ſcheint es, auch jene urſprüngliche ſchlichte Farbe der Paradiesvogelahnen.

Hier ſpielte „Schönheit" keinerlei Rolle. Was Schönheit, wenn es grobſten Lebenskampf gilt! Da iſt ein Land, wo wilde Räuber, Katzen, Halbaffen, Eichhörnchen (echteſte Neſträuber auch dieſe!) und andre mehr, in Maſſe den armen Vogel und ſeine Brut bedrohen. Als Parole gilt, ſo unſcheinbar wie möglich ausſehen; vor allem bei Vögeln, die nach alter, zum feſten Gehirninſtinkt ausgezüchteter Regel nicht in tiefen, ſicheren Baumlöchern niſteten, ſondern mehr oder minder erreichbare freie Neſter bauten. Glücklich der Vogel, der da braun war wie ein Spatz. Er drückte ſich an den braunen Stamm und wurde nicht erkannt. Der Räuber ſah ihn reglos auf dem Neſte ſitzen und dachte, es iſt eine dürre Baumflechte, ein Stück krauſer Rinde, ein welkes Blatt: Mutter und Brut waren gerettet.

In ſolcher Zeit der Drangſal feſtigt ſich die Anpaſſungsfarbe, weltfern von aller „Schönheit". Was denkt ein Soldat in der Schlacht an äſthetiſche Werte und ſei er ſelbſt daheim eigens privilegierter Profeſſor der Äſthetik.

Das iſt die Stimmung, in der die Ahnen der ſchönen Paradieſier ſich bildeten. Sie wurden, wie heute die Jungen, die Weiber ſind: Anpaſſungsprodukte, bei denen etwa Kaffeebraun als Rindenfarbe Trumpf war. Bloß keine üppigen Federanhängſel! Sie wären ein Ballaſt im harten Dienſt geweſen. Nehmen wir noch einmal das Bild des Soldaten in der Schlacht. Wird er ſich mit einem koſtbaren Gemälde auf dem Torniſter belaſten in der Todesnot? In ſolcher Stunde wird Raffael Ballaſt. Es iſt der Augenblick, wo die Byzantiner einſt die ſtürmenden Goten von den Zinnen der Engelsburg zu Rom

mit den Meiſterwerken griechiſcher Plaſtik, die Hadrian geſammelt hatte, bombardiert haben . . .

Da aber ein Wechſel der Dinge.

Wer will den Schleier alter verſchollener Wanderungen der Tiere lüften? Noch in hiſtoriſcher Zeit haben wir da ſeltſamſte Dinge erlebt. Die chineſiſchen Steppenhühner ſind plötzlich in Maſſen bei uns in Europa aufgetaucht. Die Wanderratte hat in relativ kurzer Zeit Europa dauernd erobert. In der Vorwelt war Südamerika Jahrmillionenlang ganz abgeſchloſſen, mit einer höchſt wunderlichen Tierwelt; dann wurde es jäh von Elefanten und Wildpferden erreicht und bevölkert; wieder eine Spanne ſpäter war auch dieſe Invaſion abermals ausgeſtorben. Land und Meer, Höhe, Klima, alles wechſelt ja geologiſch. Hier mehrt die Geſchöpfe der Überfluß und bringt ſie zum Ausſchwärmen; dort peitſcht ſie die Not hinaus. Unverhoffte Straßen und Landbrücken öffnen ſich und das Leben ſtrömt dahin.

So mögen alſo eines Tages auch die Paradiesvögel, annoch unſcheinbar wie ein graubrauner, ſchönheitsfremder, bloß vom Daſeinskampf abgebrühter Krähenſchwarm, in die paradieſiſch geſchloſſenen Urwälder Neu-Guineas eingeflattert ſein.

Vögel haben ja im allgemeinen noch viel glücklichere Wanderchancen als die Landſäugetiere. Die blaue Inſel, die am Horizont auftaucht, iſt ihrer Schwinge erreichbar. Der Zufall treibt ſie als Sturm auch zwangweiſe wohl einmal hin. Wenn es ein Land üppiger Wälder iſt, wird es dem Vogel dann leicht, eine neue Heimat daraus zu machen.

Mag es alſo auch hier einmal geſchehen ſein, irgendwann, ſchon vor langer Zeit jedenfalls. Und dann?

Hier beginnt im Ideengange Darwins ein neues Kapitel, das zweite und entſcheidende.

Wir haben früher ſchon einmal von Tier-Aſylen geſprochen. Neu-Guinea iſt für Vögel zweifellos heute eine Art Paradies. Ein ungeheures Land, dieſe Inſel, ein kleiner Weltteil faſt für ſich. Was könnten dieſe tiefen Dickichte nicht alles an böſen Räubern nähren ihrem Raum nach, Katzen und Marder, Affen und Halbaffen, große und kleine Eichhörner und ſo weiter und ſo weiter, was bei Tag und Nacht die arme gefiederte Welt

bedrohte! Faſt nichts derart aber iſt der Fall. Mit Neu-Guinea beginnt ſchon das Wundergebiet Auſtralien. Mindeſtens alle jene genannten Räuber gehören höheren Säugetiergruppen an. In Auſtralien gab es bis zur Ankunft des Menſchen (wenn man von einer noch völlig zweifelhaften Hundefrage abſieht) keine ſolchen höheren Säuger. Das letzte echte kleine Raubtier (in der Gruppe der vielfach aber auch ſchon fruchtfreſſenden Schleichkatzen) ſtreift gerade noch die Weſtgrenze von Neu-Guinea als äußerſten Vorpoſten, wahrſcheinlich handelt es ſich aber ſelbſt hier nur um eine nachträgliche Einwanderung. Uralte Säugerordnungen beherrſchen dafür auch hier, wie in Auſtralien ſelbſt, das Land, graue Reliquien der Ichthyoſauruszeit: Schnabeltiere und Beuteltiere. Speziell in Neu-Guinea fehlen aber ſogar alle die größeren fleiſchfreſſenden Beuteltiere des auſtraliſchen Kontinents. Wohl klettert, ſeltſam genug, ein großes Känguruh der Inſel in die Baumäſte hinauf. Aber dieſes Baumkänguruh iſt Vegetarier gleich ſeinen hüpfenden Verwandten in der Grasebene. Die großen Landſchnabeltiere Neu-Guineas ſchlecken Ameiſen und haben nicht einmal einen Zahn im ſchnabelartigen Munde, um auch nur den ſchwächſten Vogel faſſen zu können. Höchſtens daß der eine oder andre kleine Kletterbeutler ſonſt gelegentlich einmal als Neſträuber ein klein wenig das Paradies ſtört. Im ganzen macht ſich gerade in Neu-Guinea aber überhaupt ſchon die rätſelhafte Armut an Säugetieren geltend, die in dem unfernen Neu-Seeland geradezu dahin geführt hat, daß eine Inſel, halb ſo groß wie das ganze deutſche Reich, kein einziges ſicher nachweisbares landeseigentümliches Säugetier beſitzt. Dafür endloſe Strecken weit einheitlich dichter, dunkler Wald, ein undurchdringliches Blättermeer, in dem ſelbſt der Scharfblick eines kreiſenden Raubvogels kaum Gefahren bringt. Eine Luſt iſt es hier, Vogel zu ſein. Und wie entlaſtet erſcheint denn auch alles vom groben Daſeinskampf. Der Unſchuldsvogel der Legende, die Taube, ſicherlich der ſchutzloſeſten Vögel einer, wird kühn und üppig hier, mehrt ſich ins Ungemeſſene und ſpaltet ſich in mehr Arten als ſonſt auf einem zweiten Fleck der Erde, dabei in jene Prachttauben, die mit den Papageien an Farbenglanz wetteifern.

Das jetzt iſt auch der Ort, wo der Paradiesvogel ſeinen entſcheidenden Schritt tat: von der mühſamen Behauptung im nackten Daſeinskampfe zur „Kunſt".

Die Paradiesvögel, selber zu Anfang noch graue Krähen ohne jeden Schönheitsreiz, besaßen doch schon jenen einfachen „Schönheitssinn" in ihrem kleinen Krähengehirn, den wir beim verwandten Laubenvogel gefunden haben und dessen Anzeichen sich deutlich genug bereits bei unsern nordischen Elstern geltend machen. Eine grellrote Beere gefiel ihnen besser als eine schlichte grüne, eine der wundervollen großen Blüten des Urwaldes machte mehr Eindruck auf sie als ein beliebiges Blatt, ein reiner schneeweißer Kieselstein fesselte ihre Aufmerksamkeit stärker als tausend grobfarbige schmutzige Steine des Bachrandes daneben.

Und zwar besaßen diese „ästhetische Reaktion" Männlein und Weiblein gleichermaßen.

Nun erinnere dich wieder an das früher schon einmal Gestreifte. Es ist ein altes Wort, daß der ästhetische Sinn bei uns Menschen mit der materiellen Sorge für den nackten Kampf des Lebens in einem gewissen Druckverhältnis stehe. Die Sorge lastet auf der tieferen ästhetischen Seelenstimmung bildlich gesprochen wie eine schwere Masse auf einer moussierenden Flüssigkeit. Du nimmst etwas Masse, etwas Druck, etwas Lebenssorge fort ... und die Flüssigkeit wallt augenblicklich mit impulsivem Stoß empor, das ästhetische Empfinden, die Freude am Schönen bricht entlastet herauf und beherrscht sogleich das ganze Feld, den ganzen Menschen. Dieser Vorgang hat etwas Zauberhaftes, er ist im Menschenleben aber eine uralte Erfahrung. Und er ist zugleich eine unsrer tröstlichen Erfahrungen. Sie lehrt uns, daß wir den Kampf um Beseitigung einer gewissen Schicht grober Lebenssorgen nicht bloß deshalb führen, um nachher die Hände in den Schoß zu legen. Ist der „Notmensch", wenn man es so ausdrücken soll, befreit, so wächst vom Druck entlastet alsbald ein tieferer Mensch herauf: der Kunstmensch, vor dem eine neue Welt der Arbeit, doch höherer, genußreicherer, freierer und mehr selbstgewollter Arbeit liegt.

Gesagt wurden diese Dinge allerdings früher immer nur vom Menschen, ja man dachte wesentlich nur an den echten hochgestiegenen Kulturmenschen dabei. Vielfach wurde ja geradezu der entscheidende Unterschied zwischen Mensch und Tier auf dieses Verhältnis von Notwesen und Kunstwesen festgenagelt. „Die Kunst, o Mensch, hast du allein", hat uns der Dichter gesungen. Dem Tier sollte jene

tiefere Schicht fehlen, sie konnte also bei ihm auch nicht entlastet werden. Das Tier, hieß es, von der Not des täglichen Brotkampfes, von der großen Hatz und Flucht jäh befreit frißt und säuft, vegetiert roh weiter, wird fett und kommt schließlich noch in Faulheit herunter von dem letzten Stückchen tierischer Gehirnarbeit, das der Notkampf wenigstens immer wieder angespannt hatte bis zum äußersten.

Aber in dieser Form ist die Sache heute nicht mehr haltbar. Wir haben zwar besprochen, wie bedeutsam die Wendung zum Kunstwesen vielleicht einst in der großen Krisis der Menschwerdung gewesen ist. Doch dieser Mensch kam gerade damals vom Tier. Wohl stieg er über das Tier hinaus. Aber nur im Sinne eines feinsten Goldextrakts, destilliert aus Tierheit; im Sinne eines wunderbaren Kristalls, der kraft der gegebenen Gesetzmäßigkeiten anschoß aus der Mutterlauge des höheren Tiers. Auch die einfache Veranlagung, gewisse Formen, Farben, Klangreihen unmittelbar als angenehmer zu empfinden im Zwange einfachsten psychologischen Gesetzes, muß er schon vom höheren Tier, das bereits ein starkes Gehirn und den seinigen durchaus ähnliche Sinnesorgane besaß, mitbekommen haben.

Daß Tiere solches „ästhetisches Empfinden" bewähren können, hat uns der Laubenvogel Australiens evident gezeigt. Gerade dieser Laubenvogel weist aber auch schon auf jenes Verhältnis von Druck und Entlastung hin, das offenbar in dem Gehirn des Vogels sich gegebenen Falles ganz mit derselben Folgerichtigkeit bewährt, wie noch beim Menschen von heute.

Im Vogel, der vom Daseinskampfe durch irgendeine Ursache stärker entlastet wird, ohne daß sonst durch eine Begleiterscheinung seine Kraft und Gesundheit leiden, quillt die tiefere „ästhetische" Schicht einfach genau so nach jener bildlichen Art entlasteter Kohlensäure in die Höhe, wie bei uns. Du kannst das schon bei jedem Tier, besonders dem jungen Tier beobachten, wenn es spielt. Das Spiel tritt unmittelbar ein, sobald die wirkliche Sorge auf einen Augenblick pausiert. Und dieses Spiel zeigt in vielen, wenn nicht allen Fällen schon Anfänge ästhetischer Züge, es ist eine Art Dichten des Tieres mit ästhetisch laufendem Genuß. Aber es gibt da noch einen viel allgemeineren und großartigeren Punkt, und just der gerade ist es, den wir für unsre Paradiesvögel brauchen und um dessentwillen ich dir überhaupt dieses ganze Tiermärchen erzähle.

Jene Lauben des auſtraliſchen Vogels ſind „Hochzeitslauben". Er baut ſie in ſeiner Flitterzeit, im vollen Rauſch der Liebe. Im Leben mindeſtens aller höheren und höchſten Tiere iſt die Zeit der Liebe die ausgeſprochenſte Entlaſtungszeit ihres Lebens, was materielle Lebensſorge angeht. Das Tier in ſeiner Liebeszeit iſt wie verzaubert. Es gehört einer andern Dimenſion gleichſam aller ſeiner Stimmungen an, iſt für eine mehr oder minder kurze Rauſchzeit Bürger einer Welt, die himmelhoch über der gewöhnlichen Lebensſorge ſteht. Es greift etwas in ihm hinaus über das einzelne Individuum: das beſondere Leben der Gattung, das über Generationen, über Jahrtauſende wandelt. Ich ſagte dir ſchon: es iſt ſeine religiöſe Zeit. Doch laſſen wir jede Definition fort. Die Hauptſache: es tritt eine Entlaſtung von der gewöhnlichen Lebensſorge durch das ſeeliſche Ungeſtüm der Liebesempfindungen ein. Erinnere dich an die Lachſe, die in dieſer Zeit einfach hungerten. An die wüſten Kannibalen, die Spinnen, die hier doch Annäherung ſuchten. Tiere, die ſich ſonſt aufs ſcheueſte bergen, werden im Liebesſturm aufdringlich laut. Der Specht jubelt wie verrückt vom offenſten Wipfel. Der Hirſch brüllt durch die Nacht. Ich erinnere mich an zwei verliebte Eichhörnchen, die am Stamm herab dicht zu mir kamen und ſich von meinem Stock berühren ließen, ohne aus ihrer Verzauberung zu erwachen. Und folgerichtig erheben ſich im gleichen Augenblick, vom gewöhnlichen Druck vorübergehend mehr entlaſtet, auch die äſthetiſchen Empfindungen.

Die Zeit der Liebesgefühle wird zugleich eine Zeit des befreiten äſthetiſchen Innenlebens, eine Zeit der Schönheit.

An einer Stelle kennt dieſen Zuſammenhang geradezu jedes Kind: beim Geſang der Vögel. Die rhythmiſchen Klänge des Vogelgeſanges, die unſer verwöhntes Menſchenohr nicht weniger entzücken, wie das Farbenkleid des Paradiesvogels unſer Auge begeiſtert, ſind Liebeslieder, rhythmiſche Laute der Liebeszeit. Aber auch jener mehr maleriſche Sinn für ſchöne Farben und Formen, wie ihn der Laubenvogel betätigt, lebt ſich recht eigentlich aus in dieſer Liebeszeit.

Unſre Paradiesvögel, dürfen wir alſo wohl annehmen, werden ganz in derſelben Weiſe ſchon in der Zeit, als ſie noch als unſcheinbar gefärbte Krähen im herben Daſeinskampfe ſtanden, allemal ihre lebhafteſte „Kunſtzeit" mit Freude an Buntem, Hübſchem in der Rauſchzeit ihrer Liebe gehabt haben. Mann und Weib mögen in dieſen

Tagen, wie es einige Arten heute noch tun, geradezu nach dem Brauche der Laubenvögel auch ihr Liebesversteck mit lustigen roten Blumen geschmückt haben wie ein Paar verliebter Schäfer, die sich mit Rosen bekränzen.

Diesen Paradiesiern aber glückt es jetzt, sich in den Neu-Guinea-Wäldern festzusetzen.

In diesen Wäldern, wo der pressende Druck des Daseinskampfes überhaupt um ein beträchtliches Teil auch in der Nichtliebeszeit heruntergeht!

In einem im ganzen fortan fast gefahrlosen Leben wird die Liebeszeit dort ein dreimal freies und ideales Fest. Alles in ihr mag sich bis zur Neige ausleben: also auch die Freude an der schönen Farbe und Form.

Sehr bedeutsam aber: sobald hier einmal offenste Bahn für alle Wirkungen geschaffen ist, erscheint es geradezu undenkbar, daß nicht auch folgendes eingetreten sein sollte. Etwas, was man gleichsam als einen Knoten bezeichnen kann, zu dem sich die Regungen des Liebeslebens und die Regungen des Schönheitssinnes notwendig eines Tages verschlingen mußten.

Die Empfindung für hübsche Farben und Formen mußte einen Einfluß auszuüben beginnen bei der individuellen Wahl innerhalb der Liebe.

Bei unsern liebenden Paradiesiern herrschten im wesentlichen Verhältnisse wie bei der Mehrzahl der übrigen Vögel. Es gab im allgemeinen stets mehr Männlein als Weiblein.

An und für sich berührt dieses ungleiche Verhältnis ja für uns wieder ein Dunkelgebiet. Jene noch geheimnisvoll nachtverhüllte Vererbungsfrage spielt hinein: durch was für ein Gesetz überhaupt die Ausgestaltung der befruchteten Eizellen zu Knaben oder Mädchen eigentlich bestimmt werde. Im Grundzuge drängt dieses Gesetz ja offenbar stets auf immer wieder gleichmäßige Ergänzung für die Art nach beiden Seiten. Ein gewisser für die Erhaltung der Art nötiger Prozentsatz von beiden Geschlechtern muß stets gleichmäßig erzielt werden. Soundso viel Weibchen etwa und dann dazu die entsprechende Zahl männlicher Geburten. Aber auch hier arbeitet die Natur über die absolut notwendige Mindestziffer vielfältig noch mit Luxusspielraum zu Reserven hinaus. Nicht entfernt so wild wie im Bereich der

Eizellen und Samenzellen selbst, aber doch immer noch gut merkbar. Es wird ein großer Prozentsatz Individuen mehr ins Spiel geworfen. Und dabei finden sich nun innerhalb der Einzelgruppen und Einzelarten Unterschiede. Bei der einen Tierform werden in diesen Überschuß mehr Knabengeburten geworfen, bei der andern mehr Mädchen. Das Warum bleibt uns einstweilen in dem allgemeinen Dunkel dieser Dinge, aber über die Tatsache ist kein Zweifel. Und zwar werden, wie es scheint, zumeist mehr überzählige Knaben produziert.

Wenn du willst, kannst du hier noch einen Anklang an das Urverhältnis sehen, wonach auch bei den Samenzellen durchweg die sogenannte „Verschwendung" (wir haben gesehen, daß es eigentlich gar keine ist, ebensowenig wie hier!) eine beträchtlichere als auf seiten der Eizellen ist. Auch bei uns Menschen gibt es, wie schon erwähnt, ein ganz klein wenig mehr Knabengeburten in diesen Reserveraum hinein, als Mädchen, rund hundertfünf zu hundert. Hier verschiebt allerdings schon früh die größere Kindersterblichkeit der Knaben die faktische Ziffer ins Umgekehrte, so daß nachher durchweg etwas mehr Frauen da sind als Männer. Bei vielen Tieren bedingt die Geburtsungleichheit aber dauernd ein ganz beträchtliches Überwiegen von „Luxusmännchen" in diesem Sinne gegenüber der Gesamtfrauenzahl. Bei den Schmetterlingen ist die Ziffer der überzähligen Männchen vielfach eine geradezu kolossale. Ein Muß für alle Insekten liegt zwar auch hier nicht vor. Zum Beispiel die Libellen haben Weiberüberschuß schon von Geburt an. Aber wo die Tendenz sich einmal einseitig männlich festgehakt hat, da bleibt sie auch zäh. Und ein solches Beispiel sind nun auch die meisten Vögel. Die Folge davon aber pflegte und pflegt bei diesen Vögeln eine doppelte zu sein.

Einerseits ist jeder Mann froh, wenn er überhaupt eine Frau gewonnen hat und wacht eifersüchtig über seiner Ehe, so daß sich bei diesen befiederten Liebesleuten tatsächlich in größter Zahl schon ganz ehrbare monogamische Ehen auf Lebenszeit finden. Andrerseits aber fühlt sich das annoch unvermählte Mägdelein durchweg in der guten Lage, unter einem ganzen Heer liebenswürdiger Bewerber den aussuchen zu können, der ihr individuell am liebsten scheint, das heißt: der ein Entgegenkommen bei ihr auf Grund gewisser Veranlagungen ihres Gehirns am stärksten herauszulocken vermag.

In der possierlichsten Weise beobachtet man, wie die eifrigen Werber

ſich der Vielumworbenen vorſtellen, ihre Reize vor ihr entfalten und irgendwie ſich als der Begehrenswerteſte ſo zu erweiſen ſtreben, unter Anwendung von allen möglichen, ſei es durch die eigene Erregung, ſei es durch den Anblick des Weibchens ausgelöſten inſtinktiven Tricks. Was für Gründe aber, fragen wir, dürften dabei nun ihre, der Umworbenen, individualiſierende Wahl in dieſem Falle beſtimmen?

Im allgemeinen Getriebe der Weltdinge, die ja auch für ein Vogelhirnchen ihren Zwang unmöglich verleugnen können, würde man das ſpröde Mägdelein wohl zunächſt den kräftigſten Bewerber auswählen laſſen. Ihr erſter und primitivſter Geſchmack würde einfach der Geſchmack etwa unſrer Ritterzeit ſein. Das Turnier tobt. Wer alle andern, ſei es auch nur im Kampfſpiel und ohne Todesgefahr, aus dem Sattel wirft, gewinnt die Hand der Königstochter.

In der Tat führen, wie du weißt, verliebte, werbende Tiermännchen in ſolchen Fällen vielfältig die erbittertſten Turniere vor den Augen ihrer gemeinſamen Herzenskönigin auf und die gute Unſchuld wartet hübſch, bis einer alle heimgeſchickt hat und dann ſagt ſie Ja. Das Gottesurteil hat entſchieden, daß dieſer der Stärkſte ſei.

Aber wer will leugnen, daß dieſes Kampfmotiv etwas Rohes hat. Die Vöglein im Baum ſind zum großen Teil von Natur keine Kämpfer. Sollte es nicht noch andre Proben geben, die das Herz der Spröden öffnen, und zwar weniger gewaltſame?

Denken wir noch einmal an die Ritterzeit. Die Lanzen ſplittern, Staub dampft empor, mit Ächzen und blauen Flecken liegen alle Gegner im Sand. Die Königstochter aber ſchwankt. Draußen, jenſeits aller Schranken, ſingt ihr Sänger ein ſüßes Minnelied zum Lobe der ſchönen Frau. Und das Unmögliche geſchieht. Sie wirft dem Sänger die Roſe zu, nicht dem Sieger im Turnier.

Wenn wir es hören, ſo meinen wir den Anbruch einer höheren Kultur in leiſem Klingen zu vernehmen. Das Weib ſucht den Beſten, nach wie vor. Aber das Lied, der feine vergeiſtigte Extrakt der tiefſten Menſchenkraft, gilt mehr als die derbe Fauſtkraft, die bloß mit der Lanze Beſcheid weiß. Das Beiſpiel ſcheint ganz menſchlich. Und doch: wie nah iſt eben im Grunde das Tier dem Menſchen.

Eines Tages vollzog ſich beim Vogel ſchon ein ganz ähnlicher Umſchwung. Statt eines wilden Bewerbervolkes, das ſich mit den Schnäbeln hackte, bis die Federn ſtoben und Blut floß, ſah die minnig-

liche Maid auf einmal rings um ſich einen Chor von Liebenden, die hübſche rhythmiſche Laute hervorbrachten, ſangen. Und der beſte Sänger erſang ſich die Braut. Der Sinn für äſthetiſche Reize, aufſtrömend in der Liebeszeit, wurde dem wählenden Weiblein ein Gradmeſſer für die Beurteilung der Bewerber und gab ſchließlich den Ausſchlag. Aber auch hier wieder gilt das gleiche wie früher: nicht allein der Geſang der Nachtigall kommt als äſthetiſches Motiv in Betracht. Anderswo, bei andern Vögeln, hatte der äſthetiſche Feinſinn ſich konzentriert nicht ſo ſehr auf das Ohr, als auf das Auge. Und da jetzt taucht für die Paradiesweibchen der Punkt auf, wo ſich bei ihnen die Liebeswahl verknotete mit ihrem Schönheitsſinn.

Da ſaß das Paradieſierweiblein. Zwölf Paradieſiermännlein ſaßen um es her und bemühten ſich um ſeine Gunſt.

In einem ſolchen Vogelhirnchen vollziehen ſich keine verwickelten Denkprozeſſe. Was kommt, kommt ziemlich automatiſch. Aber es iſt, als ſtecke doch eine tiefſte Gedankenlogik gerade erſt recht darin. Das Paradiesweiblein findet dank ſeinem angeborenen Schönheitsſinn eine knallrote Beere hübſcher als eine kaffeebraune. Da ſitzen nun zwölf Männlein um es her. Noch iſt, wohlverſtanden, auch die Schar dieſer Männer damals gewohnheitsmäßig ſimpel kaffeebraun. Aber ein einziges Männlein hat auf dem Kopfe zwiſchen den braunen Federn eine etwas lebhafter gefärbte: nicht mehr ſo ganz kaffeebraun, ſondern etwas mehr ſchon rotbraun. Einerlei für jetzt, wie das gekommen iſt. Warum hat unter uns Menſchen hier einmal einer ein rotes Mal an der Stirn; oder im pechſchwarzen Lockenhaar von Jugend an eine einzelne weiße Locke; oder ſonſt dieſe oder jene ganz beſtimmte Form von individueller Beſonderheit? Sei es zunächſt einmal auch dort bloß ſo: es hat eben einer eine mehr rote Feder. Und unſre Wahlmaid wählt dieſen Bewerber gerade aus, ſintemalen er am eigenen Leibe etwas hat, was mehr den roten Beeren als den braunen gleicht, alſo den Beeren, die der Paradieſierin einfach netter vorkommen. Nach demſelben Geſetz gefällt ihr jetzt die rötliche Feder dort beſſer und ſie wählt dieſen Vogel zum Gemahl unter Zwölfen.

Hundertmal, tauſendmal geht das ebenſo.

Mindeſtens im Durchſchnitt der Fälle ziehen die Paradieſier mit etwas mehr roten Federn am Kopfe immer wieder das Los der Miſchliebe ſtatt bloßer Diſtanzſchwärmerei und bringen es im Gegen-

ſatz zu allen andern zur Gründung einer Familie mit entſprechender Dauerliebe.

Nun fangen wieder gewiſſe dunkle Vererbungsgeſetze an, mitzuarbeiten. Wenn der Vogel mit der roten Federvariante zur Zeugung gelangt, ſo iſt es nach dem allgemeinſten Vererbungsmodus wahrſcheinlich, daß auch bei ſeinen Nachkommen eine Veranlagung zu ſolcher roten Variante auftrete. Wenn eine Weile immerfort die Väter auf Parole Rot gewählt werden, ſo müſſen die Jungen mit roten Federn am Kopf allmählich ſchon von vornherein das Übergewicht bekommen. Nun nimm aber einmal an, dieſe Vererbung auf die Jungen laufe einſeitig: wie die Männchen immerfort auf Rot ausgeleſen würden, während die Weibchen ſelbſt dazu indifferent blieben, ſo träte auch dieſe Zunahme der roten Varianten bei den Kindern immer nur in den Knaben wieder hervor. Dunkel, wie uns die engeren Vererbungsgeſetze noch ſind, ſcheinen ſie ja hier wieder vielerlei Spielraum an Möglichkeiten zu laſſen. Es gibt zweifellos ungezählte Fälle, wo die Vererbung ſolcher Varianten bei der Miſchung von Samenzelle und Eizelle der Eltern ſpringt; wo eine Variante des Vaters gerade umgekehrt in der Tochter wiederkehrt; oder Tochter ſowohl wie Sohn ſie mitbekommen. Aber daneben gibt es ebenſo die einſeitigen Fälle, wo dieſem Überſpringen irgend etwas entgegen zu wirken ſcheint. Nehmen wir an, daß bei den Paradieſiern etwas der letzteren Art waltete, irgendwie, jedenfalls aber im Ergebnis konſequent.

Nach ſoundſo viel Zeit gibt es überhaupt nur noch Paradiesvogelmännchen mit roten Köpfen. Da die Weibchen die Auswahl ins immer Intenſivere getrieben haben, iſt das Rot ſogar ſchon ganz grell geworden, Zinnober, leuchtend, wie geſponnenes Glas ſo farbenſchön. Aber nun iſt's da und weiter läßt ſich's nicht mehr treiben. Wieder ſind die männlichen Liebeswerber gleich.

Da tritt unter ihnen im Banne jenes ganz leichten, ſcheinbar zufälligen Abänderns unter Zwölfen etwa einer auf, der iſt am Bauche nicht blaßgelblich braun, ſondern ſo blaß, daß ſchon mehr ein mattes Weiß entſteht. Der Kontraſt gegen das Rot am Kopfe wäre für unſern menſchlichen Maßſtab immerhin auffällig, er feſſelte zwangsweiſe den Blick. Das wählende Weibchen aber entſcheidet auch diesmal ebenſo. Nach ſoundſo viel Zeit haben alle Paradieſier derart weißliche Bäuche.

Schneeweiß wäre aber noch auffälliger, noch netter, und durch fortgesetzte Wahl der konsequent wertenden Minnemägdulein sind die männlichen Bäuchlein endlich sämtlich seidenweiß.

Jetzt kommt aber ein neuer Fall: hier ist eine „Mißgeburt" von Mann, der hat zwischen dem korallenroten Kopfe und dem seidenweißen Bauche eine grüne Feder durch, sagen wir wieder, irgendeine chemische Zufälligkeit bei der Bildung seiner Halsfedern. Dem Weibchen erscheint das aber gar nicht als „Mißgeburt". Grün zwischen Rot und Weiß, das ist entschieden hübsch! Es ist ja Farbensinn da, und der muß in festem psychologischem Zwang das sehen. Eine Weile: und alle Männchen haben zwischen dem roten Kopf und weißen Bauch gewohnheitsmäßig eine smaragdgrüne Binde.

Wozu noch mehr ausmalen?

Der männliche Königsparadiesvogel entsteht vor dir, ein Ergebnis des Farbensinnes seiner wählenden Weibchen, herausgezüchtet aus einem „Spatz".

Freilich wohlverstanden: nur der männliche wird so schön. Das wählende Weibchen „wählt" sich nicht mit. Es bleibt stehen, bleibt selber dabei der alte graue Spatz. Aber vielleicht hat das sogar noch seinen Nutzen für sich. Ganz vollkommen ist das Paradies auch in Neu-Guinea nicht. Den Nestvogel auf offenem Nest bedroht wohl doch einmal ein Räuber. Die alte Spatzenfarbe war da ja zugleich Schutzfarbe. Besser das Weibchen behält sie für alle Fälle bei. Von hier aus könntest du dir sogar jene Vererbungssache noch etwas anders denken. Vielleicht sprangen auch bei den Paradiesern die bunten Vaterfedern anfangs öfter auf die Töchter über. Aber denen wurden sie selbst im Paradies gefährlich. Die „Fee Nützlichkeit", die große Allgemeinzuchtwahl, die im Notkampfe des Lebens keine gefährdenden Änderungen aufkommen ließ, hätte hier doch die Weibchen trotz des Paradieses etwas im Schach gehalten, hätte entgegengebremst auf ihrer Seite, bis die Sache sich endgültig so durchgesetzt hatte, daß wirklich nur in den Knaben der gleißende Prunk weiter gegeben wurde.

Bei Vögeln mit geschützteren, in Höhlen angelegten Nestern scheint in der Tat ein solches Bremsen nicht so wichtig gewesen zu sein, und so findest du beispielsweise bei Papageien unter sonst offensichtlich ähnlichen Verhältnissen heute auch die Weibchen in höchster Farben-

pracht. Umgekehrt glaubſt du auch bei den paradieſiſchen Männchen gewiſſe wohl merkbare Einmiſchungen jener Schutzzuchtwahl nebenher noch zu bemerken, obwohl lange keine ſo ſtarken. Ganz allgemein haben ſich nämlich auch die männlichen Luxusfedern ſo entwickelt, daß ſie wenigſtens den Flug nicht ſtören; alſo bei den echten Paradieſiern ganz ohne direkte Beziehung überhaupt zum Flügel. Außerhalb der Liebesparaden können die großen Büſchel vielfach regenſchirmartig zuſammengeklappt und nebenher geſteckt werden. Als ein beſonderer Naturtrick aber erſcheint heute der periodiſche Anſchluß dieſes ganzen Federſchmucks bloß an die Brunſtzeiten, die Liebeszeiten ſelbſt. Das junge Männchen beſitzt ihn ſo wenig wie das Weibchen. Erſt mit der erſten Liebe wächſt der Prunk hervor. Und nach der Liebeszeit fällt er alljährlich auch ſpäter mit beſonderer Mauſer zum Teil wenigſtens wieder aus, um erſt mit neuer Brunſt wieder vorzuſprießen. Wie in feſter Aſſoziation ſcheint dieſes ganze Luxuswerk mit dem Reiz der Liebeshitze im Männchen ſelber heute verknüpft; erſt dieſe Hitze löſt die Vererbung nach dieſer Seite aus in periodiſchem Wechſel, der direkt von „Hochzeitskleidern" auch bei den Männchen reden läßt.

Doch auf jeden Fall: ihr Teil Ausleben im Luxus des Paradieſes hatten auch die Paradieſierinnen. Ging es ihnen doch nur wie Raffael vor ſeinem Bilde. Sie brauchten ſich nicht ſelber in ihr Ideal zu verwandeln, ſo wenig wie Raffael in die herrliche Kunſtgeſtalt ſeiner Madonna ſelbſt hineinzuſchlüpfen brauchte. Ihrem Schönheitsſinn war alles Höchſte erfüllt durch den Anblick dieſer farbenprächtigen Männchen. Sie entfalteten ihr Gefieder vor ihnen, ſie entzückten ihr Auge. Immer noch wählten die Weibchen weiter die herrlichſten aus, in unwillkürlich immer verfeinertem Geſchmack. Alle ſind ſie ſo entſtanden, der Königsparadieſier, der große goldene, der blaue des Kronprinzen Rudolf. Und noch immer währt der Schönheitsſtreit der Männchen bis auf dieſen Tag.

Höre noch einmal zum Schluſſe Wallace, der die Paradieſier in den Wäldern ihrer Heimat belauſcht hat, wörtlich. „Die Vögel hatten jetzt", erzählt er in ſeinem Reiſebericht von den Aruinſeln dicht bei Neu-Guinea, „was das Volk hier ihre scaleli oder Tanzgeſellſchaften nennt, begonnen. Sie finden ſich auf gewiſſen Waldbäumen ein, die nicht Fruchtbäume ſind, wie ich zuerſt meinte, aber weiter ſich ausbreitende Zweige und große zerſtreut ſtehende Blätter haben und den

Vögeln schönen Raum zum Spielen und zur Entfaltung ihres Gefieders geben. Auf einem der Bäume versammeln sich ein Dutzend bis zwanzig vollbefiederter männlicher Vögel, strecken ihre Nacken aus und richten ihr exquisites Gefieder auf, indem sie es in beständiger zitternder Bewegung erhalten. Dazwischen fliegen sie in großer Erregung von Zweig zu Zweig, so daß der ganze Baum mit wallendem Gefieder in großer Mannigfaltigkeit der Stellung und Bewegung erfüllt ist."

Was für ein Prachtbild!

Ich selbst habe dieses Aufrichten der Luxusfedern gerade bei dem großen Aruparadiesvogel wiederholt im Berliner Zoologischen Garten beobachtet. In der Balzzeit, wenn der Schmuck in ganzem Flor steht, ist dieser wahre „Göttervogel" immerzu bereit, dem Entfaltungstrieb nachzugeben, einerlei wer es ist, der ihm zusieht. Es ist dann immer wieder ein unvergleichliches Schauspiel, wenn die ungeheuren Achselschweife mit ihrem Glanz von Gold und Elfenbein in einem Ruck sich aufsträuben wie die Stacheln eines Igels, der sich einrollt, und über dem Körper eine steile Strahlensonne bilden; bis dann die wilde Erektion allmählich wieder nachläßt und die Goldstrahlen sich beugen und absinken wie die ersterbenden Wasserbänder einer Fontäne im Sonnenhingang.

Alles „Nützliche" wird vergessen bei diesem Spiel. Massenhaft schießen in jenem wirklichen Aruwalde die Eingeborenen (ein letzter, nachgekommener, heute allerdings schlimmster Eindringling im alten Paradies) die prunkenden Werber aus dem Blätterdickicht mit Pfeilen herunter. Dabei scheinen die heute so herrlichen Männchen selber ganz sicher zu wissen, daß „Schönheit" ihr Liebespfeil gegenüber dem Weibe ist. Vor den Spiegel gestellt, beschaut sich das gefangene Paradiesvogelmännchen mit unverkennbarer Eitelkeit, und andre Züge mehr weisen daraufhin.

Und so wäre die alte Linie wirklich geschlossen.

Der männliche Paradiesvogel in seiner Schönheit erscheint als das Produkt des Schönheitssinnes seines Weibchens, genau so wie Raffaels Sixtinische Madonna das Produkt von Raffaels künstlerisch erhabenem Schönheitssinn ist.

Auch hier erscheint das Schöne auf der vollkommenen Wanderschaft durch den Geist zurück zum Geist.

Die Mittel ſind gröber, es bedarf gewaltiger Zeit dazu, Vererbung muß in dunkler Arbeit fixieren, was Raffael in der Gunſt kurzer Stunden eines kurzen Menſchenlebens mit Hand und Pinſel zum Gemälde gefeſtigt. Aber in der Grundlage iſt der Kreis der Dinge dort geſchloſſen wie hier. Raffael mit ſeinem mir verwandten Schönheitsſinne ſchafft die Madonna, und ſie wirkt auf mich kraft meines eigenen von ihr geweckten Schönheitsſinnes. Das Paradiesvogelweibchen mit ſeinem mir verwandten Schönheitsſinne ſchafft die Farbenpracht des männlichen Paradieſiers, und ſie wirkt auf mich kraft meines eigenen, von ihr nur geweckten Schönheitsſinnes ....

Die Schlange beißt ſich in den Schwanz. Das Tiermärchen der Paradieſier ragt in ſeiner ganzen Pracht.

Iſt dieſes Tiermärchen aber nun unmittelbare Wahrheit, oder hat es nur die (allerdings auch nicht zu verachtende) ſymboliſche Wahrheit aller echten Märchen?

Wo immer auf einem Gebiete menſchlicher Gedankenarbeit die ehrwürdige Geſtalt Charles Darwins auftaucht, da iſt geweihte Erde.

Die Art und Weiſe der Liebeszüchtung, wie ich ſie dir hier am Exempel der Paradiesvögel entwickelt habe, iſt von dieſem großen Denker und Beobachter in der Tat für einen wirklichen Vorgang innerhalb der Tierwelt auf einer gewiſſen Höhe der Entwickelung gehalten worden.

Bei den verſchiedenſten Vögeln ſoll eine ungeheure Maſſe „ſchöner" Dinge nach dieſer Methode herangezüchtet worden ſein. Mehr oder minder ſtark ſoll das gleiche Prinzip aber auch bei Fiſchen und Lurchen, Reptilen und Säugetieren ſeines Amtes gewaltet haben. Ja es ſoll bereits in vollem Flor ſtehen bei den Vertretern des Stammes der Gliederfüßer, und zwar ſoll es dort ganz beſonders die Prachtfarben der Schmetterlinge erzeugt haben, Prachtfarben und Prachtzeichnungen, die in dieſem Falle durchweg ſogar beiden Geſchlechtern angezüchtet ſind und über deren Schönheitswirkung ein Zweifel an ſich auch nicht beſtehen kann.

Als Fachwort für den ganzen Vorgang hat Darwin den Ausdruck „geſchlechtliche Zuchtwahl" in die Wiſſenſchaft eingeführt.

In den nunmehr fünfzig Jahren ſeit der erſten klaren Darlegung dieſer Dinge durch den Altmeiſter ſind dann eine große Anzahl ebenfalls hochbedeutender Naturforſcher auch in dieſem Punkte auf ſeine Seite getreten. Auguſt Weismann, der jetzt ſelbſt ſchon zu den ehrwürdigen Altersgeſtalten des Entwickelungsgedankens zu gehören beginnt, hat den ganzen Ideengang der „geſchlechtlichen Zuchtwahl" noch in den letzten Jahren wieder in der glänzendſten und überzeugendſten Form ſozuſagen klaſſiſch feſtgelegt und durch zahlreiche Beiſpiele neu illuſtriert.

Auf der anderen Seite iſt aber gegen die Wirklichkeit gerade dieſer Sache im Tierreich unterhalb des Menſchen auch heftige Fehde angeſagt worden. Der eine hat bei den Schmetterlingen noch nicht daran glauben wollen. Der andre hat ſie bei den Vögeln noch für einen bloß konſtruierten Roman erklärt. Daraus haben dann der dritte und vierte das Ganze als problematiſch entnommen und in Bauſch und Bogen verdammen zu müſſen geglaubt.

Ich konſtatiere dir das hier als gewiſſenhafter Chroniſt, um im

übrigen einige wesentlich eigene und, wenn du es so nennen willst, subjektive Gedanken daran anzuknüpfen. Ich gehöre dabei selbst nicht zu den sehr eiligen Leuten von heute, die gar nicht rasch genug mit dem alten Darwin fertig werden können und allen biologischen Fortschritt immer wieder nur vom hastig überrumpelnden „Überwinden" hoffen. Wohl aber meine ich, daß Darwins Gedankengänge wie so viel andres Gute ganz besonders die Möglichkeit einer fortschreitenden Vertiefung enthalten, und dazu läßt sich wohl auch hier noch mehreres andeuten. Über Andeuten kommen wir beim heutigen Stande dieser Dinge überhaupt nicht hinaus.

In Darwins Idee muß man auch hier eine sozusagen „weltlogische" Seite unterscheiden und eine spezielle zoologische für den engeren Fall.

Das ist genau so wie bei seinem andern großen Erklärungsprinzip, nämlich der natürlichen Zuchtwahl. Wenn verschiedene Möglichkeiten in Konkurrenz auftauchen, erhält sich auf die Dauer die beste. So werden auf die Länge der Zeit immer mehr angepaßte, harmonische Verhältnisse im Kosmos herausgesiebt. In dieser Fassung des Darwinschen Prinzips liegt eine ewige logische Weltwahrheit, die auf Menschenideen wie auf Sternsysteme zutrifft, also den ganzen Raum der uns bekannten Naturdinge abschreitet. Dieses Prinzip wird dann von Darwin aber angewendet auf den Einzelfall der Entstehung der nützlichen Anpassungen im Tier- und Pflanzenreich auf unsrer Erde, dergestalt, daß hier der Daseinskampf aus gewissen ständig gegebenen individuellen Variationen die passendsten nur zur Fortpflanzung herangelassen und dann mit Hilfe gewisser Vererbungsgesetze fixiert habe. Über diese engere Nutzanwendung ließ sich streiten und ist vielfältig gestritten worden, ohne daß doch die Grundlogik in ihrer Weltbedeutung davon berührt würde.

So nun auch hier. Die Paradiesvogelgeschichte (oder was für ein zoologisches Exempel du sonst wählen magst) zeigt zunächst rein logisch, was *individuelle Wahl* in der Geschichte des Liebeslebens *überhaupt* bedeutet; was sie bedeuten muß; ganz einerlei zunächst einmal, wann sie faktisch aufgetreten ist; bedeuten *muß*, *wenn* sie auftritt.

Das Prinzip zeigt uns, wie eine Brücke in diesem Falle geschlagen wird von gewissen Gehirnregungen zu wirklicher entsprechender Aus-

gestaltung in lebendigen Leibern; wie das Gehirn schaffend wird auf dem Wege der Liebe.

Nenne die Gehirnregungen dabei einmal schlechtweg „Ideale". Nicht in einem übertriebenen Sinne. Meinetwegen so simpel, wie das Ideal eines Hungernden eine Wurst ist. Wie gern möchte dieser Hungernde den Stein hier in sein Wurstideal verwandeln. Er kann es nicht, es wäre Zauberei. Aber die individuelle Liebeswahl in dem Paradiesvogelsinne kann es. Sie sieht tatsächlich den Stein allmählich um in ihre „Wurst". Sie realisiert ihr Ideal, ganz langsam, aber zuletzt unaufhaltsam mit Erfolg. Nimm es wieder höher als in dem Wurstsinne und du kannst ebensogut sagen, sie wird Pygmalion, dem seine erträumte Statue endlich als heißes nacktes Liebesweib entgegeneilt. Aber du kannst (und darin offenbart sich eben auch hier die kosmische Breite, die Weltenweite des Prinzips) ebensogut das Ideal so triebhaft wie nur möglich fassen, kannst an den beliebigsten Zwang der Gehirnorganisation als treibende Feder der Wahl denken: auch so hast du unzweideutig den Weg, wie dieser Gehirntrieb sich in Realität, in warm pulsendes Leben nach außen umsetzen und durchsetzen kann, ja muß.

Das Paradiesvogelbeispiel zeigt in den Vogelhirnen speziell einen ästhetischen Trieb dieser Art, den du dir beliebig auch hier (ich habe es schon mehrfach mit Nachdruck betont) ganz und gar als ästhetischen „Gehirnzwang", über den der Vogel schlechterdings nicht reflektiert und kritisch philosophiert, vorstellen magst. Auf dem Wege der individuellen Liebesauslese realisiert er sich zu Verschönerung der betreffenden Tierart in Farben und Formen. Es muß aber vor der Universalität des logischen Prinzips nicht immer bloß ein solcher ästhetischer Idealzwang sein; es könnten sich auch ganz andre Gehirnwahlen genau ebenso in Szene setzen. Kurz eben: wir haben ein Prinzip, das selber ein Ideal von Vielseitigkeit, Vielmöglichkeit ist.

Auf der andern Seite steht dagegen auch hier Darwins engere Behauptung, daß nun diese bestimmte Logik im akuten Falle schon im mittleren und oberen Tierreich die bestimmten rhythmischen Schönheiten der Schmetterlinge, Vögel und so weiter geschaffen habe. Daß wir also sein Walten vor Augen hätten vom Prachtflügel des Pfauenauges unter den Insekten bis zum zackigen Kamm in der Liebestracht des Teichmolchs, von der roten Kehle gewisser Eidechsen bis zum

Blauſtern am Halſe des liebenden Blaukehlchens, vom glockenhellen Läuten des Urwald-Laubfroſchs bis zum Liede der Nachtigall. Und daß alſo weit unterhalb des Menſchen bereits eine ungeheure Epoche echter Pygmalionkunſt in jenem Sinne inmitten der Tierwelt liege.

Soll Streit ſein, ſo kann er auch hier meines Erachtens nur über dieſe zweite Behauptung ſein. Die Logik an ſich iſt unanfechtbar auch in dieſem Gedankengang Darwins, wofern nur die Vorausſetzungen gegeben ſind.

Nun iſt in unſerm Paradiesvogelmärchen ein Punkt oberflächlich von mir behandelt worden und zwar zunächſt einmal mit Abſicht. Hier müſſen wir aber notwendig noch einmal auf ihn zurückkommen.

Angenommen die Paradieſierweibchen wählen äſthetiſch, ſo muß doch etwas da ſein, woraus ſie wählen können. Ein Material muß da ſein.

Das iſt genau ſo nötig, wie bei Darwins natürlicher Ausleſe. Damit hier Tiere auf die beſte Schutzfarbe, zum Beiſpiel auf grünen Blättern auf Grün, ausgeleſen und reingezüchtet werden können, müſſen verſchiedene Farben überhaupt zur Wahl gegeben ſein und darunter auch Grün.

So müſſen ſich in unſerm Falle der Liebeswahl von Anfang an gelegentlich ſchönere Federvarianten dargeboten haben, die dann ausgeſucht werden konnten. Ich ſagte in der Erzählung einfach: es trat einmal bei einem Männchen eine rote Feder auf und die wurde dann von dem Weibchen bevorzugt und ſo fixiert. Nachher kam eine weiße daneben, der es ebenſo ging, weil Weiß zu Rot hübſch ſtand. Als aber ſchließlich der Zufall auch noch eine grüne dazwiſchen warf, ſah dieſer eingelegte Kontraſt noch netter aus und beſtimmte vollends die individuelle Wahl. Das Auftreten dieſer Varianten als ſolches war dabei zunächſt rein „zufällig".

Nun iſt aber „Zufall" immer nur ein relatives Wort. Seine eigene Urſache muß auch das rote Federchen gehabt haben, als es zum erſten Mal auftrat, und ebenſo nachher das grüne und das weiße, genau ſo wie bei jener natürlichen Zuchtwahl im Daſeinskampf die grüne Variante auf grünem Laub, die ſich nachher als die erhaltungsfähigſte erwies, zunächſt einmal ihre eigene Urſache haben mußte.

Hier iſt nun eine alte Frage für das ganze Darwinſche Gebiet, ob aus dieſen erſten Separaturſachen, die das Material, die Varianten

ſchufen, nicht doch am Ende ſchon etwas der Wahl ſelber entgegengearbeitet hätte.

Nimm noch einmal das einfache Zuchtwahlbeiſpiel und mache dir auch da an einem fingierten Beiſpiel klar, um was es ſich handeln könnte.

Auf grünem Zweig leben Laubfröſche. Sie zeigen verſchiedene Farbenvarietäten. Darunter auch grüne. Im Daſeinskampfe bleiben bloß die grünen fort und fort erhalten und pflanzen ſich immer grüner fort, ſintemalen Grün auf Grün allein die Schutzfarbe iſt, die für Feind und Beutetier möglichſt unſichtbar macht. Das iſt äußerſt plauſibel und ſchließt die alte hausbackene Herrgotts-Zweckheorie vollkommen aus.

Aber es bleibt die Grundſache, daß die grüne Variante eben gelegentlich auftauchen muß. Ja es läßt ſich nicht leugnen: ſie mußte früh, mußte oft erſcheinen, ſonſt kam die Sache wohl nicht vor Vernichtung des ganzen Froſchvolkes ins helfende Schutzgeleiſe. Auch ohne jede altertümliche Zweckheorie konnte hier die Frage laut werden: kam nicht der Entſtehung gerade grüner Varianten doch von Beginn an etwas entgegen, ſo daß die natürliche Zuchtwahl bloß mit ihrer ſchnellen Logik nachzuhelfen und zu fixieren brauchte?

Der Nachweis ſolchen Entgegenkommens brauchte wohlverſtanden keineswegs in die alte Zweckheorie zurückzufallen, ſondern er könnte recht ſo „mechaniſch" oder beſſer ſo logiſch im naturwiſſenſchaftlichen Kauſalitätsſinne ſein, wie nur irgendein Teil der weiteſten Darwinſchen Theorie.

Nimm einmal an, es ließe ſich folgendes beweiſen; ich rede jetzt an ſich nur von einer fingierten Sache; aber nehmen wirs einmal an.

Gegeben iſt: Laubfröſche ſitzen auf Grün. Wie entſteht das Blattgrün rein phyſikaliſch?

Licht fällt auf eine Körperfläche. Es iſt einfache Wirkung der oberflächlichen Lagerung beſtimmt beſchaffener kleiner Teilchen in dieſer Fläche, wie das Licht behandelt wird: ob dieſe Lichtſtrahlen verſchluckt, jene zurückgeſtrahlt werden. Und eine beſtimmte Sachlage dieſer Art bedingt beiſpielsweiſe, daß die grünen Strahlen zurückgeſtrahlt werden, daß alſo die Körperfläche im ganzen grün erſcheint.

Eine ſolche Situation, bei Grün erzeugt, haben auch die Teilchen

des grünen Blattes, auf dem der Laubfrosch sitzt. Nun wäre es am Ende möglich, daß bei längerem Aufenthalt gewisse Teilchen auch seiner Hautdecke sich dieser Situation ihrer Unterlageteilchen in direkter Beeinflussung nach Kräften annäherten.

Du könntest dir auch das rein physikalisch denken. Nimm ein Verhältnis an zwischen zwei Drähten, in deren einem ein elektrischer Strom läuft und im andren einen Induktionsstrom erzeugt. Oder nimm einen Kristall, der, in eine Lösung getaucht, eine bestimmte „Richtkraft" auf die neu sich bildenden Kristalle dieser Lösung ausübt und sie zu einer bestimmten Form nötigt. Ganz ähnlich stellten sich Teilchen der Laubfroschhaut allmählich auf die Situation der Teilchen der Blatthaut wie kleine Magnetnadeln ein, und das Ergebnis wäre ein grün werdender Laubfrosch. Eine bestimmte Macht erzöge entgegenkommend grüne Varietäten. Und mit denen hätte dann der Daseinskampf, in dem gerade „Grün" hier Schutz bedeutet, leichtes Spiel zum endgültigen Züchten einer grünen Art gehabt.

Das Beispiel ist in dieser Form fingiert. Aber wenn sich irgend etwas, was nach dieser Richtung ginge, einmal wirklich beweisen ließe, so bekäme die Theorie der natürlichen Zuchtwahl doch ein anderes Gesicht.

Nun läßt sich aber meines Erachtens mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß bei der geschlechtlichen Zuchtwahl, wo immer sie nun aufgetaucht wäre, ein solches Entgegenkommen von seiten des Materials bereits wirklich stattgefunden haben muß.

Durch die ganze Welt des Organischen kommt von unten an ein Prinzip herauf, das ich schon vor Jahren als das rhythmische Prinzip bezeichnet habe.

Denke an den Rhythmus in einem künstlerisch gegliederten, geordneten Musikstück. An den harmonischen Rhythmus einer Tanzbewegung. Rhythmus ist aber auch die Grundlage in jedem Ornament, jeder Arabeske. Rhythmus bestimmt den Zauber gewisser Farbenzusammenstellungen. Rhythmus beherrscht unsre Tempelsäulen, wie unsre Verse, die formale Seite eines Gemäldes wie den technischen Bau einer Tragödie; er umspannt den ganzen ungeheuren

Raum von einer Beethovenſchen Symphonie bis zu den Schnitzereien einer Stuhllehne. Das Rhythmiſche hat, ſo unſagbar warm es in ſeiner Verfeinerung zu wirken weiß, doch ſtets im innerſten Weſen einen abſolut mathematiſchen Zug. Es iſt der äußerſte Gegenſatz aller Willkür, aller zufälligen Zueinanderwirrung der Teile. Eine beſondere einheitliche, innerliche Geſetzmäßigkeit beſtimmt alle ſeine Beſtandſtücke, gibt ihnen ihren Platz, läßt ſie etwas Beſonderes werden durch die Ergänzung andrer. Die Wiederkehr gewiſſer Klänge, gewiſſer Formen oder Farben iſt in ihm nicht mehr einfaches Nacheinander in der Zeit, ſondern es iſt eine im ganzen bedeutſame, rückbezügliche Wiederholung. Sein Weſen iſt Harmonie, in der auch der Gegenſatz, der Widerſpruch, die Verwickelung, die momentane Disharmonie nur ein untergeordnetes Mittel zum Zweck ſind, nicht aber die Selbſtherrlichkeit des Zufalls beſitzen.

Auf uns wirkt das Rhythmiſche angenehm, erhebend, beglückend, und zwar wirkt es unmittelbar durch ſeine Exiſtenz ſo; es erregt keinen Wunſch nach irgendeiner andern Seite, als bloß den, daß es ſei. Der Rhythmus als ſolcher ſchafft nicht Hunger, nicht Begierde, nicht aufwühlende Regungen der Leidenſchaft: er wirkt als reiner Selbſtgenuß. Inſofern ſteht er außerhalb des ſonſt allwaltenden eigentlichen Nützlichkeitskampfes. Nur indirekt wird er allerdings auch dort zur Macht. Wenn nämlich für die gröbere Nützlichkeit im Bereich der elementaren Beſitzleidenſchaften des Lebens zwei gleich gute Möglichkeiten zur Wahl ſtehen, ſo kann das Plus an rhythmiſcher Wohlgefälligkeit auf der einen Seite auch hier die Wahl ausſchlagend beſtimmen.

Du ſiehſt auf den erſten Blick, daß es auch ſolche rhythmiſchen Reize ſind, die für uns heute die Schönheit des männlichen Paradiesvogels ausmachen. Und daß, wenn unſer Tiermärchen in Darwins Sinne richtig iſt, die Paradiesvogelweibchen im Sinne ſolcher rhythmiſchen Wirkungen bei ihrer individuellen Liebeswahl gezüchtet haben.

Nun iſt aber nicht zu leugnen, daß eine gewiſſe Tendenz zum Hervorbringen rhythmiſcher Gebilde tatſächlich ſchon von ihren unterſten Stufen an durch die ganze organiſche Welt heraufkommt.

Du mußt ja in der Beurteilung hier nach einer Seite vorſichtig ſein. Auch die reine Nützlichkeitsausleſe hat in ſich eine gewiſſe ſtän-

dige Richtung auf Herausarbeiten mehr oder minder harmonischer Verhältnisse. Wo immer uns alte, lange Arbeit solcher praktischen Auslese entgegentritt, stoßen wir auf Gebilde, die mindestens Züge von etwas Rhythmischem tragen. Die ganzen Lebensprozesse haben etwas derart. Nicht umsonst sprechen wir von „organischem" Leben. Organisch bedeutet stets etwas irgendwie rhythmisch Durchgearbeitetes, Vereinheitlichtes. Rhythmisch anklingende Vorgänge stecken ganz offensichtlich in der Fortpflanzungsfolge der Lebewesen, in der Vererbung, im Stoffwechsel, in der Arbeitsteilung der Zellen im höheren Organismus, kurz den meisten Entwickelungsresultaten, die wir schon früher besprochen haben. Das ganze Leben auf der Erde ist eine Art von grandiosem Rhythmus in diesem Sinne. Aber so weit gedehnt, findest du die Analogie auch in allen nicht lebendigen Dauersystemen des Alls. Unser Planetensystem zeigt rhythmische Züge, wie schon die Pythagoreer durchaus richtig erkannt hatten. Die schwebenden Systeme der Doppelsterne in der Fixsternwelt fallen zuletzt irgendwie noch unter diesen Begriff. Ja du kannst dich mit Humboldts Blick zu einer Schau erheben, die im ganzen äonenlang jetzt sich erhaltenden Weltgebilde einen Triumph rhythmischer Harmonisierung und Vereinheitlichung sieht, den das Wort „Kosmos", das eigentlich Schmuck heißt, auch für die ästhetische Wertung festlegt.

Indessen trifft das alles jetzt nicht das, was ich im engeren mit „rhythmischer Tendenz des Lebens" meine.

Schon auf einer Stufe des Anorganischen, die zweifellos eine starke Annäherung an gewisse Seiten der Lebenserscheinungen bietet (stärker als irgendeine andre), treten uns rein mathematisch-rhythmische Richtkräfte entgegen, die stutzig machen müssen vom bloßen Boden der Balance und Anpassung aus; ich meine bei den Kristallen. Das Rhythmische der einzelnen Kristallindividuen und Kristallarten hat von je das ästhetisch reizbare Menschenauge entzückt. Es tritt aber zugleich so aufdringlich, so absolut die Dinge hier beherrschend, so eigensinnig und extrem hervor, daß es mindestens äußerst schwer wird, hier auch bloß noch an ein System fixierter Nützlichkeitsharmonien zu denken. Man wird natürlich nicht an richtende Kräfte dabei denken, die aus der Welt des Mechanischen herausführen. Aber man wird unwillkürlich auf Richtkräfte gelenkt, die schon rhythmisch

gestalten in unmittelbarer, als Selbstzweck auftretender Arbeit. Über den wahren Sitz und das Wesen dieser Kräfte oder Kraft kann ich dir nichts sagen, aber jedenfalls meine ich, daß es sich hier um etwas Besonderes noch handeln müsse, das nicht in unsern physikalischen Begriffen der Schwere, der Licht-, Wärme-, Elektrizitätsreaktion usw. bei dem betreffenden kristallisierenden Stoffe enthalten und erschöpft ist.

Was aber hier vielleicht noch bestreitbar sein könnte, das ist meines Erachtens nun schlechterdings unbestreitbar schon im untersten Stockwerk des wirklichen Lebens.

Da hast du jene Radiolarien, von denen wir schon einmal gesprochen haben, fast oder ganz mikroskopisch kleine einzellige Urtiere der nahezu noch anfänglichsten Art, regelrechte Rumpelstilze im Sinne unsres früheren Zellmärchens. Die verschiedenen Arten dieser Radiolarien besitzen mehr oder minder alle einen sehr ähnlichen Bau und führen durchweg auch eine ähnliche schwimmende Lebensweise. Als Stützgerüst bei diesem Schwimmen scheidet ihre weiche Zellmasse Kieselteilchen aus, die in bestimmter Anordnung zu einer Art Skelett oder Gehäuse vereinigt werden. Die reinen Nutz- oder Schutzzwecke haben bei dieser Sachlage einen relativ recht engen Spielraum, man würde die geringste Mannigfaltigkeit erwarten. Statt dessen formt in etwa fünftausend Arten solcher Radiolarien jede die kleine Kieselfigur, die jenem Gerüst- oder Floßzweck entspricht, nach einem andern streng rhythmischen Muster von höchster Wohlgefälligkeit für unser Auge. Die kristalliniſchen Muster, wie sie z. B. von den Schneekristallen bekannt sind, werden in kaleidoskopischer Unerschöpflichkeit der Motive wiederholt und variiert, eine Masse Kunstornamente, die wir Menschen in unserm Kunstschaffen erfunden haben, vorweg genommen. Mehrere dicke Foliobände lassen sich auch nur mit einer Auswahl dieses Reichtums füllen. Hier muß von der lebenden organischen Zelle eine unmittelbare Richtkraft ausgehen, die rhythmisch schafft, rhythmisch variiert. Von Liebesauslese kann dabei natürlich noch keine Rede sein. Ein bestimmtes Sichausleben irgendeiner Macht wirkt hier im einzelligen Organismus ähnlich unmittelbar wie im Kristall, bloß, wie es scheint, noch außerordentlich viel reichhaltiger.

Derartige rhythmische Ordnungen körperlicher Ausscheidungen hast du aber auch im mittleren Tierreich noch in überwältigender Fülle.

Das prachtvollſte Beiſpiel zeigt dir dort jedes Konchylienkabinett mit der unvergleichlichen Formen- und Farbenherrlichkeit der Schalen von Muſcheln, Schnecken und Tintenfiſchen. Auch hier werden Kalkgebilde vom lebendigen Leibe des (hier bereits hoch ſpezialiſierten, vielzelligen) Tieres ausgeſchieden zunächſt in einem erſichtlichen Nutzzweck: als Schale, Gehäuſe, Schneckenhaus, Wohnkammer des lebenden Geſchöpfs. Darüber endlos weit hinaus aber wird dieſes Kalkhaus ſtiliſiert in rhythmiſchem Sinne, ornamentiert, verziert in einer Weiſe, die unter allen Umſtänden auch hier den menſchlichen Künſtler begeiſtert und vor der ſchlechterdings jede leiſeſte Möglichkeit einer bloß zufälligen Begleiterſcheinung und eines bloß menſchlichen „Hineinſehens" aufhört. Die langen Ketten von derartig ſtiliſierten, mit unerſchöpflichem rhythmiſchen Ornamentſchmuck verſchwenderiſch überhäuften Schalen urweltlicher Tintenfiſche aus den Geſchlechtern der Nautiloideen und Ammonoideen lehren auch, daß dieſes Können in dieſer Gegend des tieriſchen Stammbaums ſchon vor vielen Millionen von Jahren ebenſo tatkräftig beſtanden hat, wie es heute beſteht.

Das Liebesleben vieler dieſer Mollusken iſt ja nun ſchon ein recht hohes, du erinnerſt dich an die Weinbergſchnecken und die Tintenfiſche. Es ſind auch ſchon vielfach recht gut ſehende Augen da. Trotzdem erſcheint es auch hier noch ſchwer denkbar, eine echte Liebesausleſe im Paradiesvogelſinne als Ausgangspunkt des rhythmiſchen Schalenſpiels zu nehmen. Wenn du an die Lebensart einer Auſter denkſt, wie ich ſie dir früher geſchildert habe, ſo wirſt du nicht auf die vagſte Vermutung derart kommen. Darwin ſelbſt ſchloß alſo auch das ganze Molluskenreich konſequent noch von der geſchlechtlichen Zuchtwahl aus. Und doch dieſe Pracht rhythmiſcher Gebilde gerade hier!

Es iſt indeſſen ohne weiteres klar, daß ſolche rhythmiſchen Triebkräfte, wenn ſie von früh an im Leben einfach organiſch ſchon mitgegeben waren und gelegentlich immer wieder ſich durchſetzten, auch im individuellen Variieren ſtets eine Rolle geſpielt haben dürften.

Bei Tieren, die für gewöhnlich aus Schutzgründen unſcheinbar gefärbt waren, könnten ſie gelegentlich als perſönliche angeborene Variante auch einmal ein buntes Farbenmuſter, ein auffälliges Ornament hervorgerufen haben.

Und hier hätte dann bei den Tieren mit wirklicher individueller

Liebeswahl wie unſern Paradieſiern die Liebesausleſe eingeſetzt und das Material dauernd noch einmal ſozuſagen vergeiſtigt durchgezüchtet.

Wohlverſtanden hätten wir in dieſem Falle als ſolches Material aber bereits echtes rhythmiſches Rohmaterial, entgegenkommendes äſthetiſches Material!

Alſo etwa im Falle des rot-grün-weißen Prachtkleides des Königsparadiesvogels könnte dieſe Helgolandfarbe ſchon auf einmal als Wurf der rhythmiſchen Spielkraft geradeſo, mit dieſem edeln Farbendreiklang, heraufgeworfen worden ſein; und die Liebeswahl hätte das dann bloß zu erhalten, zu verewigen brauchen.

Kein Zweifel, daß durch dieſes Entgegenkommen bereits eines inneren rhythmiſchen Prinzips der rhythmiſchen Liebesausleſe die Arbeit ſehr viel leichter gemacht werden konnte, noch ein ganzes Stück leichter, als oben im Paradieſiermärchen ſelbſt angenommen worden iſt.

Und ich glaube, daß das in der Tat die nächſte wichtige Vertiefung und Ergänzung iſt, die wir der Darwinſchen Liebesidee angedeihen laſſen müſſen, wenn ſie für Paradiesvögel und Verwandtes beſtehen ſoll.

Nun freilich gibt es auch einen Ausbau wieder dieſer Hilfsidee, der ſie ſo wachſen und ſich dehnen läßt, daß ſie zuletzt den ganzen Platz, den die Darwinſche Hauptidee inne hat, für ſich einzunehmen droht und dieſe urſprüngliche Hauptidee aufbläht und endlich zum Platzen bringt wie eine wertloſe Puppenhülſe.

Es kann dir ja wohl ſelber ſchwerlich die Vermutung entgangen ſein, daß jenes famoſe „rhythmiſche Prinzip", das da direkt aus dem organiſchen Leben herausarbeitet, ohne daß man bei ihm eine Beziehung zum engeren Gehirn- und Geiſtesleben der betreffenden Tiere irgendwie nachweiſen könnte, am Ende bei rechtem Ausdeuten ſelber genügen könnte, auch die ganze Pracht der Paradiesvögel allein aus ſich zu erklären. Etwa ſo.

Zu irgendeiner Zeit ergriff die Paradieſier auch einmal wieder übermächtig die alte rhythmiſche Richtkraft ihres Körpers. Gegenüber den Nutz- und Schutzanpaſſungen hat auch dieſe rhythmiſierende Kraft ſtets etwas von einer Luxusſache. Man glaubt ſie immer nur

da brillieren zu ſehen, wo eine gewiſſe Schutzruhe eingetreten war: z. B. bei den im Nutzſinne jedenfalls ſo gut wie endgültigen Radiolarien-Flößen und den ebenſo techniſch vollendeten Ammonoideen-Gehäuſen. Es könnte alſo das Eintreten der Paradieſier in ihre Aſylzeit auch hier wichtig geworden ſein. Vielleicht beſtimmte ſehr mühelos reichliche Ernährung, die damit im Zuſammenhang ſtand, eine beſondere Art rhythmiſcher Bildungshochflut, etwa ſo, wie Hugo de Vries an ſolche Ernährungskriſen als auslöſende Urſache beſonders ſtarken Variierens überhaupt gedacht hat. Jedenfalls konnte nur in gutem Schutzſtande die rhythmiſche Überproduktion ſo ſpieleriſch weit und geradezu auf Koſten der Nützlichkeit ſich ausleben. Daß das Aſyl ſelbſt darin Grenzen hatte, zeigte ſich in dem Umſtand, daß die am meiſten auch ſo noch ſchutzbedürftigen Jungen und Weibchen von der rhythmiſchen Extravaganz doch faſt ganz wieder auf dem Wege der einfachen Nutzanpaſſung und natürlichen Zuchtwahl fortgezüchtet und unſcheinbar gemacht wurden.

Da ſich die Beziehungen der rhythmiſchen Prachtfedern der Männchen zur Liebeszeit doch nicht ohne weiteres abweiſen laſſen (gerade dieſe Luxusfedern verſtärken ſich doch hier, wie bei andern Vögeln, jedesmal gegen die Brunſtzeit hin beſonders pompös), ſo ließe ſich noch folgendes ergänzend vermuten.

Die Liebeszeit iſt für dieſe Tiere eine Art Hochglut. Alles kommt in beſondere Erregung und Kraft. Wie der Blick feuriger wird, ſo iſt auch die ganze Körperoberfläche mit all ihren Anhängen lebhafter dann durchblutet. Das mag an ſich ſchon die Federn üppiger, die Federfarben leuchtender machen. Nun aber könnte ſeit alters ſich gerade auch der rhythmiſche Formtrieb im Schmiedefeuer dieſer Brunſtglut am ſtärkſten eingeſtellt haben. Und noch heute, wo an ſich in den einzelnen Arten ſein Werk durch Vererbung ungefähr feſtſteht, könnte die Liebe für jedes Individuum wieder der ſubjektive eigene Körperreiz ſein, der dieſe vererbte rhythmiſche Richtkraft neu auslöſte. Auch individuell könnte man dabei noch annehmen: die ſtärkſten Einzelmännchen werden das alte rhythmiſche Erbe am üppigſten an der Flamme ihrer wilden Brunſt entzünden, alſo am bunteſten, am ornamentalſten wirken. Dieſe Männchen werden aber als ſolche am meiſten rohe phyſiſche Macht haben, ſich Weibchen zu erzwingen, und ſo wird das rhythmiſche Erbe um ſo ſicherer weitergezüchtet werden.

Eine individuelle Liebeswahl durch die Weibchen im Sinne Darwins aber fiele, wie du siehst, auf diesem Wege ganz fort. Zum Heranzüchten der Prachtfarben hätte es ihrer gar nicht bedurft. Wolltest du ihr heute doch noch eine allerletzte kleine Möglichkeitsrolle auch hier lassen, so könntest du höchstens gerade noch sagen, es werde das Weibchen, wenn es noch Wahl hat, stets das im ganzen üppigste, schimmerndste Männchen begünstigen, doch ohne jede Rücksicht auf feinere Farb- oder Formnuancen. Jedenfalls ein arg armseliger Rest des ganzen Darwinschen Märchenzaubers. Das Gehirn wäre nahezu ganz wieder aus der Sache heraus, und im Falle das letzte Restschwänzchen einer weiblichen individuellen Wahl fortbliebe, sogar vollständig.

Ich habe im Laufe der Jahre bisweilen wirklich Neigung gehabt, mir die Dinge ganz oder fast so zu denken. Wenn meine Idee des „rhythmischen Prinzips", die mir so unabweisbar an sich scheint, in dieser Zeit mehr Anklang und Bearbeiter gefunden hätte, die uns gezeigt hätten, was eventuell noch damit zu machen ist und wie weit ihre Tragweite auch noch in den obersten Organismen geht, so hätte ich wohl Lust verspürt, wenigstens ein Stück weit hier resoluter mitzugehen. Darwins Prinzip bliebe dann für eine gewisse wahlfähige Gehirnhöhe zwar in Kraft, aber es ließe sich sehr fragen, ob wir seine Hilfe schon bei den Paradiesvögeln brauchten.

Inzwischen bleiben mir aber die Gegenargumente auch wieder von der Darwinschen Seite noch viel zu stark.

Daß das menschliche Gehirn ästhetisch wertet und wählt, ist fest. Schon bei Kindern, Wilden, prähistorischen Menschen handelte und handelt es so. Daß das menschliche Gehirn nur eine Stufe des Tierhirns ist, steht uns auch fest.

Das völlig neue Hineinschneien einer so tiefen, aus dem Innersten des Intuitiven kommenden, ganz und gar nicht an besondere Verstandesmaximen (z. B. an das menschliche Begriffsleben) geknüpften Sache in unserm Gehirn will mir durchaus nicht einleuchten. Es wäre nicht das Erwartete, sondern das extrem Ausnahmsweise, wenn diese ganze Anlage im oberen Tier, also etwa auch bei dem Vogel, noch vollkommen fehlen sollte.

Wie gut eine Masse Tiere sehen, ist auch immer wieder zweifellos trotz aller Streitereien. Was für eine Mühe hat man sich beispielsweise

gegeben, bei unſern Bienen den guten Geſichtsſinn wegzudisputieren und wie glänzend iſt er doch zuletzt nachgewieſen worden! Daß Farben und relativ feine Farbgegenſätze ſchon von Inſekten geſehen werden, lehren aufs klärlichſte alle unſre farbigen Blüten, die auf Inſektenlockung eingeſtellt ſind. Ich meine, wer hier Wirtshausſchilder ſozuſagen in Farbſchrift herausbuchſtabieren kann, der wird, um menſchlich weiter zu reden, gelegentlich auch Toiletten zu taxieren wiſſen. Wer alſo hier anrennen will, muß vorher ſchon die ganze Sprengelſche und Darwinſche Theorie des Verhältniſſes zwiſchen Blüten und Inſekten umwerfen; das ſollte ihm aber doch ſchwer werden. Daß auch die rote Lockfarbe der Kirſche oder Erdbeere (auch dieſe Beeren haben Nutzen vom Geſehenwerden) nicht erſt für unſer menſchliches Unterſcheidungsvermögen erfunden worden iſt, wird wohl keiner bezweifeln, der im Beſitz ſeiner eigenen fünf Sinne iſt.

Der reine Nutzen zunächſt, die direkte Daſeinszuchtwahl und Erhaltungszuchtwahl, muß die ſehenden Tiere mit abſoluter Notwendigkeit auf Farbunterſcheiden und ſogar ſehr genaues geführt haben, ſie auf Merkfarben bei der Nahrungsſuche, Lockfarben, Warnfarben und ſo weiter eingedrillt haben.

Daß das ſo erregte Auge und Gehirn dann aber auch auf die unmittelbaren Reize kam, iſt wahrlich naheliegend, wenn man bedenkt, daß auch hier ganz einfache Zwangsgeſetze walten mußten. Komplementärfarben nebeneinander, alſo etwa Rot neben Grün, wirken angenehmer als andre Farbkombinationen. Über ein gewiſſes gefälliges Ornament läuft das Auge müheloſer, raſcher, als über ein ſchwer entzifferbares Wirrwar. Ein längliches Rechteck, wie es unſre Tiſche, Schränke, Fenſter darſtellen im Gegenſatz zum Quadrat, iſt dem Auge ſympathiſcher als ein reines Quadrat. Über dieſe pſychologiſchen Zwangsgeſetze bei uns Menſchen hat Fechner für alle Zeiten klärend geſchrieben. Sie alle laufen nicht erſt durch ein kritiſches äſthetiſches Bewußtſein auch bei uns. Sie kommandieren dein Hirn ſo gut wie die Schwere einen fallenden Stein. Du *kannſt* ſie, wenn du Fechner oder ſonſt ein großer moderner Denkmenſch biſt, *auch* ſozuſagen ſekundär, als Erkenntnis im überſchauenden Bewußtſein haben, wie du mit Newton bewußt die Gravitationsformel erfaßt haben kannſt; aber du *brauchſt* es nicht und der innere Gehirnzwang bleibt doch auch bei dir.

Beſtehen bleibt auf der andern Seite aber auch die Handlung der Chlamydodera, die rote Beeren ſammelt, nicht um ſie in ihrem Falle zu freſſen, ſondern um ſie an die Hochzeitslaube zu ſtecken. Die gleiche Chlamydodera holt dahin blaue Federn und glänzende Bachkieſel, die ſie unmöglich freſſen könnte. Hier muß mit der roten, der blauen, der glänzend weißen Farbe etwas verknüpft ſein, das diesmal nicht in der Linie der Nahrungsinſtinkte liegt. Wenn ſie kann, ſtiehlt die Chlamydodera, (und genau ſo unſre Elſter) menſchliche Schmuckgegenſtände. Das alles ſchafft man nicht aus der Welt mit irgendeinem billigen Witz, die Vögel ſeien keine Profeſſoren der Äſthetik. Gewiß können ſie nicht mit Fechner und Newton denken. Aber ihr Gehirn „fällt" in dieſem Sinne ſo gut nach dem äſthetiſchen Geſetz, wie der Stein unter dem Zwang der Schwere.

Daß höhere Tiere, Vögel wie Säugetiere, individuell wählen, beſtimmte Individuen begünſtigen und andre ablehnen, kann man auch außerhalb des eigentlichen Liebeslebens zur Genüge beobachten. Jeder Tiergärtner weiß von den ſeltſamſten Tierfreundſchaften untereinander wie zwiſchen Einzeltieren und einzelnen Menſchen. Ich gebe zu, daß das Material ſpeziell über Liebeswahlen vielfach ſchlecht iſt. Aber die Beobachtungen, die in Bauſch und Bogen gegen individuelle Liebeswahl der Geſchlechter ſprechen ſollen, halte ich durchweg für noch ſchlechter.

Der eine beobachtet im Tiergarten unter ganz abnormen Bedingungen; da könnte man auch herausleſen, es ſeien einzelne Tiere ewig ſteril, weil ſie im Käfig ſich niemals fortpflanzen. Der andre hält ſich an zufällig polygamiſch entwickelte Verhältniſſe, wo der Mann zugleich Herdenpaſcha iſt und natürlich als ſolcher heute eine ganz beſondere Gewaltrolle ſpielt. Wenn der einzelne Geſchlechtsakt bei Tieren wie eine brutale Vergewaltigung ausſieht, ſo ſchließt der oder jener, es könne bei ſo rohen Zwangsſitten unmöglich eine feinere Wahl irgendwo beſtehen. Ich wünſchte den Vertretern dieſer Meinung die Tarnkappe des Schalksmärchens, damit ſie einmal unſichtbar von Haus zu Haus gehen könnten, um ſich den Menſchenakt anzuſehen. Die Statiſtik des groben Nehmens wäre bald ſo randvoll, daß die Theorie dicht an der Gewißheit ſein müßte, es könne auch beim Menſchen kein zarteres Liebeswählen, bei dem der ſpätere rohe Mann einmal freieſtes individuelles Wunſchobjekt geweſen ſein ſollte, geben.

Nach alledem erſcheint mir alſo ſchließlich immer wieder als das wahrſcheinlichſte: es habe ſchon im Tier ſelber auf gewiſſer Stufe der Doppelprozeß eingeſetzt und ſich in die Hände gearbeitet: von unten ein ſtarkes Entgegenkommen direkt ſchon rhythmiſcher Varianten; und von oben ein Bevorzugen ſolcher Varianten auf Grund einer Fähigkeit des Gehirns, auf ſolche rhythmiſchen Dinge poſitiv zu reagieren.

Der Gedanke hat in dieſer Faſſung das beſtechende, daß er in ſeinem „Unten" und „Oben" tatſächlich das *gleiche* Prinzip arbeiten läßt.

Während das einfache Leben in uralter Gabe eine direkte Richtkraft bewährt, rhythmiſche Gebilde rein urorganiſch zu erzeugen, taucht im Gehirn die gleiche Sache als Wertung, als Gefühlsmaßſtab auf. Das Rhythmiſche, wo immer es ihm in den Weg tritt, wird vom Gehirn als wohlgefällig empfunden und von dieſer höheren organiſchen Inſtanz nun abermals mit ihren neuen Mitteln protegiert und weitergeführt. Im Tier bereits durch Liebeswahl. Im Menſchen ſpäter auch durch aktive Kunſt, wobei der Begriff des Werkzeugs wichtig wurde, den das Tier ſo noch nicht hat.

Wie wir uns den Weg denken ſollen, daß etwas, was zunächſt ſozuſagen dem ganzen Leibe angehörte, allmählich noch einmal für ſich wieder im Gehirn ausbrach, iſt ja ein Problem für ſich. Doch läuft das nur in andern Fragen weiter, zu denen das Material offen zutage liegt. Auch das Gehirn beſteht zuletzt ja nur aus Zellen. Es iſt nur Konzentrierer, Multiplikator, Vereinheitlicher auch ſonſt ſchon im Ganzen angelegter Körpereigenſchaften, nur Vertreter des gleichen Lebens auf entwickelterer Stufe. Daß dein „Geiſt" da oben nicht ein ſeparat nachmals eingefahrener beſonderer Homunkulus iſt, haben wir in unſerm ganzen Geſpräch bisher zur Genüge feſtgeſtellt. Zieh dich nackt aus und befrage deinen Leib, ſo bekommſt du auch geiſtige Antworten und umgekehrt. Hier muß eben Darwins allgemeinſte Tier- und Menſchanſchauung gelten, von der wir keinen Grund haben, auch nur ein Titelchen nachzugeben.

Wie weit bei dem ganzen Zuſammenſpiel auch auf der Paradiesvogelſtufe noch das Arbeiten von „unten" ein gewiſſes Leiſtungsübergewicht gegen die Gehirnnacharbeit gehabt habe, möchte ich allerdings auch ſo immerhin recht offen laſſen.

Auch bei beſtehender rhythmiſcher Gehirnwahl läßt ſich wohl erwägen, ob von unten nicht ruckweiſe ſchon *ſehr* viel reicheres Material

gelegentlich heraufgeworfen worden sei, als Darwin selbst für möglich hielt. Ich halte es im Sinne von de Vries für denkbar, daß in den geologischen Zeitaltern gelegentlich ganz besondere „Mutationsperioden" auch für dieses rhythmische Grundprinzip eingesetzt haben, wo es einen enormen Variationsreichtum nach seiner Seite schuf. Damals könnte bei schon intelligenteren Tieren auch die Gehirnauslese eine entsprechend geweckte Blüte mit glänzendem Erfolg gehabt haben. Nachher hätte dann das rhythmische Variieren wieder für lange Zeiträume mehr oder minder stark nachgelassen, und in dieser Pause hätte natürlich vor starkem Materialmangel auch die Gehirnwahl mehr stagniert. Manches Seltsame im Verhalten heutiger Tiere würde sich so erklären lassen, wie wir ja immer festhalten müssen, daß das Gros der ganzen heutigen Tierwelt den Eindruck einer grenzenlosen Erstarrung, einer geradezu steinernen Stagnation macht im Gegensatz zu der außerordentlichen Entwickelungsbeweglichkeit, die ihm früher unbedingt doch einmal inne gewohnt haben muß.

Jedenfalls gliedert sich der Sachverhalt, im Ganzen so angesehen, sehr gut wieder an unsern obersten philosophischen Weg an, wie ihn unser ganzes Gespräch bisher vertritt. Im Gehirngeist bricht das Ästhetische sehend und wählend aus, das unten schon ein Grundprinzip des Lebens, ja, wenn du an die Kristalle denkst, vielleicht der ganzen Welt war. Die Materie wird, richtig verstanden, wieder einmal Geist, weil eben alles Materielle von Urbeginn in Wahrheit schon ein Geistiges war. Nicht der Geist sinkt zur Materie herab, sondern die Materie erscheint als das Ur-Geistige.

Wo aber Geheimnisse noch in diesen Dingen für uns bestehen, da treffen sie auf das Menschliche so gut zu wie das Untermenschliche.

Wenn du es mysteriös finden willst, daß die Natur aus unterer organischer Richtkraft schon Rhythmisches hervorbringen soll, so mußt du das menschliche künstlerische Schaffen selbst noch für weitaus mysteriöser erklären. Denn auch das machst du nicht mit deinem bewußten Oberverstande, sondern ein durchaus von diesem Verstande aus rätselhaftes, unkontrollierbares und undirigierbares „Es" wirft da im Dichter, Maler, Musiker die Dinge herauf, periodisch stärker, individuell stärker, in den seltsamsten Modifikationen und Zusammenhängen einer tiefen, dunkeln Lebensschicht, die wir sind und doch auch als überschauende Intelligenz wieder nicht sind, obwohl sie zweifellos in uns

iſt, eine durch und durch rätſelhafte, ungeklärte Geſchichte, deren Hergang, Anfang und Ausgang bisher weder ein Zoologe noch ein Äſthetiker irgendwie durchſchaut hat. Laß dir bloß nicht weismachen, daß einer wüßte, wie ein Dichter im Innerlichſten produziert, und daß er deshalb ſicher wüßte, daß man Materialien aus dieſer Fabrik noch nicht im Untermenſchlichen, im Tieriſchen, im allgemein Organiſchen vorausſetzen dürfe. Gar nichts weiß er vorläufig vom Weſen des Menſchendichters in dieſem Sinne und ſo kann er auch nicht abgrenzen.

Doch das iſt ja hier nicht unſre Aufgabe: den Grundelementen des Äſthetiſchen überhaupt nachzuſpüren und die Urgeſchichte der Kunſt zu erzählen.

Das Äſthetiſche geriet nur in unſre Liebesbetrachtung, weil es ein erſtes gutes Beiſpiel zu geben ſchien vom Erfolge individueller Liebeswahl.

Magſt du die Paradiesvogelhiſtorie ſchließlich werten wie du willſt: es gibt eine Wende des großen irdiſchen Liebesromans, wo auf jeden Fall das Grundprinzip dieſer ſchaffenden, vom Gehirn aus umzüchtenden Liebeswahl von ſicherſter Bedeutung über allen Zweifel hinaus werden mußte: und das war beim Menſchen ſelbſt.

Ob es nun beim Tier jemals ſchon echte „geſchlechtliche Zuchtwahl" gegeben hat oder nicht: beim Menſchen hat es ſie von früh an gegeben, gibt es ſie heute noch und wird es ſie geben in alle abſehbare Zukunft hinein. Und da es eigentlich doch das Liebesleben des Menſchen iſt, auf das wir jetzt immer energiſcher hinauswollen, tritt hier erſt der echte bedeutſame Goldkern hervor, den die ausführliche Erörterung des ganzen Prinzips hat.

Ich habe dir erzählt, wie auch in der älteſten Geſchichte des Menſchen, irgendwo tief in der Tertiärzeit, gewiſſe Züge recht merkbar auf eine Art Aſylzeit hinzudeuten ſcheinen, wo der Menſch ſelber unter einigermaßen ähnlichen Bedingungen geſtanden hat, wie die Paradiesvögel des Tiermärchens. Damals, meinte ich, ſei auch in ihm jener äſthetiſche Sinn ganz beſonders ſtark geweckt worden; wenn er ſchon im Tier gegeben war, bloß im Sinne einer hohen Steigerung; wenn du ihn als neues Phänomen ſpeziell bloß des Menſchengehirns nimmſt, als wirklich neue Errungenſchaft. Zugleich

aber habe dieſe glückliche Zeit gewiſſe ethiſche und ſonſtige Geiſteszüge edler Art im Urmenſchen begünſtigt.

Einerlei aber auch hier, wie früh das alles ſich ſchon bis zu gewiſſer Höhe herauskriſtalliſiert haben mag: auf jeden Fall war von einer gewiſſen Stufe ab das grandios und immer grandioſer entfaltete Menſchengehirn erfüllt mit einer ganzen Welt äſthetiſcher, ethiſcher, intellektueller Ideale in gährendem Überſchwang, und dieſer ausbegehrende Strom durchrauſcht uns bis heute noch in immer zunehmender Kraft.

Ein ungeheurer Arm daraus hat ſich in den zwiſchenliegenden Jahrtauſenden nach außen breit ergoſſen in die ſchaffende Kunſt, in Dichtung, Malerei, Bildhauerei, Muſik. Unſern alten Planeten haben wir Menſchen erfüllt mit einer Welt von Bildern, Statuen, Tonfolgen, Phantaſiegeſtaltungen aller Art, die in ſymboliſchen Zeichen toten Materials, in Farbe, Marmor, gedruckten Sprachzeichen und andern mehr, übergewaltig das Idealleben, die ſchaffende Sehnſucht unſres Menſchengehirns nach außen proſiziert zeigen und bis zu gewiſſem Grade ſtufenweiſe verewigen.

Ein andrer, nicht minder ſtarker Stromarm hat ſich dokumentiert in unſern moraliſchen und ſozialen Geſellſchaftseinrichtungen, die ebenfalls den einzelnen überdauern, Beſitztum von Generationen bilden und von ſolchen Generationen fort und fort mit immer neuen Idealanpaſſungen ſelbſttätig weitergebildet und verfeinert werden können.

Zu alledem tritt aber nun als drittes hier der fortgeſetzte Pygmalionweg im Sinne der Paradiesvogelgeſchichte. Der Menſch durch beſtändige individuelle Liebesausleſe auf Grund ſeiner Gehirnideale unabläſſig das Menſchenmaterial, die Raſſe, die Art ſelber im Ganzen ſteigernd, fortbildend, emporzüchtend!

Es iſt klar, daß dieſer Weg ſchließlich doch von allen der großartigſte und entſcheidendſte ſein muß.

Zuletzt umgreift er die beiden andern nur mit.

Alle Größe, aller Fortſchritt ſchaffender Kunſt hängt zuletzt an der realen Exiſtenz möglichſt vieler und möglichſt hoch geſteigerter äſthetiſch empfindender und produzierender Gehirne, alſo an einer Elite möglichſt gut ausgezüchteter äſthetiſcher Varianten im Menſchenmaterial. Alle Hoffnung der Ethik auf Dauereroberung der Menſch-

heit geht zuletzt ebenso auf immer gesteigerte ethisch zugängliche Menschenmaterialien.

Auch angenommen (in jenem Möglichkeitssinne einer Vererbung erworbener, individuell anerzogener Eigenschaften, den ich nicht abweisen kann), daß ästhetische und ethische Lehre, Vorbildlichkeit, Umgebung in Generationen selber ein gewisses vererbtes Plus in das Menschenmaterial hineinfixiert, würde doch eine beständige Reinzüchtung dieses Materials zum völligen Fortschritt nicht entbehrt werden können.

Dieses wirkliche Materialzüchten in Fleisch und Blut kann aber allein die Liebe im Dienste der Gehirnideale vollbringen.

Wenn ich meinen Geist erfüllt habe mit dem Idealbilde eines körperlich möglichst schönen, geistig möglichst hochstehenden, im ethischen Charaktergehalt möglichst goldenen Menschen (schön ist für alle diese Züge im weiteren Sinne das gemeinsame Wort, schöne Seele in schönem Leibe!); und wenn ich mit diesem Auge der Schönheitssehnsucht jetzt nicht male, nicht dichte, sondern auf die Brautschau gehe; wenn ich Menschenindividuen des andern Geschlechtes in langer Reihe vor mir hinwandeln lasse, um endlich das Individuum auszulesen, das am meisten meinem Ideal entspricht; wenn ich mit diesem Menschen meiner Wahl den heiligen Akt der Natur begehe, der nach uralter Lebensfügung größere Macht noch hat als die höchste schaffende Künstlertat, weil ihm gegeben ist, aus dem Mysterium der Zeugung einen neuen warm pulsenden Menschenleib, eine neue den Sehnsuchtsidealen geweihte Menschenseele heraufzuheben; wenn ich einen Neumenschen so zum Erblühen bringe aus der edelsten Nährerde, die meine Sehnsucht nach dem Ideal finden konnte ... dann lenke ich den dunkeln Unterstrom der Dinge selbst, dann mache ich die Liebe zu einer Macht im Ideal und gebe dem Ideal zugleich die Pygmalionkraft der Liebe.

Nicht nötig zu sagen, daß der Vorgang in dieser reinsten Form immer die seltenste Ausnahme sein muß. Unendliche Irrtums-, Zufalls- und Notquellen haben von je diese reine Idealwahl auch im menschlichen Liebesleben gekreuzt und verwischt. Gibt es doch Momente, wo jeder von uns, wenn er an die Liebeswahlen denkt, die ihm im engeren Leben begegnet sind, sich auf ödester, hoffnungsloser Wüstenwanderung zu befinden glaubt, bei der alle wahre Idealwahl unter Bergeslasten Staub versandet liegt.

Und doch ist die Naturentwickelung auch auf dieser Station konsequenter und stärker als unser Pessimismus.

Bestimmte Annäherungen idealisch fördernder Liebeswahlen haben sich allen Hemmungen zum Trotz fort und fort immer wieder wenigstens in gewissen Durchschnittsziffern seit alters durchgesetzt. Keine noch so ungeheuren Sandstürme der Weltkonfusion auch auf diesem Gebiete haben hemmen können, daß seit Jahrtausenden doch immer wieder die Liebeswahl nach dem Grundstamm jener schlichten Forderungen gravitiert hat: dem ethisch besseren Charakter, dem liebenswürdigeren Gemüt, dem geweckteren Verstande, dem schöneren, dem harmonischeren, dem gesunderen und kräftigeren (auch Gesundheitskraft ist eine Form der allgemeinen Schönheit!) Körper.

Sobald du gewisse Störungsmomente des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, die hier eingreifen konnten und können, ausschaltest, wirst du dem menschlichen „Idealinstinkt" durchaus in diesem Punkte vertrauen können, daß er sich in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt sei, heute wie seit Jahrtausenden.

Und je mehr du der Menschheit in ihrer künftigen Fortbildung Raum läßt, sich von den Fehlerquellen zu befreien, desto deutlicher muß das sich offenbaren. Desto deutlicher muß sein praktischer Effekt werden.

In diesem Punkte ist die „Moral", die Logik der Paradiesvogelgeschichte, und wäre sie selbst nur ein symbolisches Märchen, auch für die Zukunft der menschlichen Entwickelung absolut entscheidend.

Der Todfeind der ästhetischen Luxusproduktion durch Liebesauslese war dort der allzu harte Kampf ums Dasein. Er drückte die ganze Schönheit des Lebens in graunüchterne Schutz- und Notfarben herunter. Dieses Prinzip ist ein ewig wiederkehrendes. Darum schien es uns so wahrscheinlich, daß der Mensch, der mit so lebhafter Luxusproduktion in diesem Sinne einsetzt, selber ein Urprodukt eines zeitweise stark sistierten Daseinskampfes gewesen sei, einen ursprünglich „paradiesischen" Zug habe. Nachher ist auch er ja dann wieder zur Genüge in die kalten Wasser des rohen Daseinskampfes geworfen worden. Sie haben auf der einen Seite seine Kraft mächtig gestählt. Aber auf der andern haben sie doch auf seine wichtigsten spezifisch menschlichen Grundanlagen stets auch bis zu gewissem Grade herabdrückend gewirkt. Im brutalen Kampfe blühen nicht Kunst, Ethik,

Forſchungshingabe. Es blüht aber auch die feine Liebesausleſe auf die edleren Ideale hin nicht. In Not und Notzucht kann ſie unmöglich blühen. Der Menſch mit jenen edleren Eigenſchaften iſt und wird nun einmal kein echtes Kriegstier.

Allmählich ſehen wir aber auch da von ſelber wieder gewiſſe Regulierungen eintreten.

Auf gewiſſer Stufe kann der Menſch mit einem gewiſſen Teil Notkämpfe auf Grund eigener Arbeit wieder Schicht machen. Noch haben wir ja heute Klaſſen- und Maſſen- und Raſſenkämpfe auf der Erde, blutige Kriege und blutige Not. Aber unſer Blick fängt doch gelegentlich ſchon an, durch die roten Qualmwolken und Samumwolken auf Momente hindurchzuſehen. Der Kampf der Menſchen untereinander iſt doch nicht mehr ſo die Hauptſache. Eigentlich iſt unſer Kampf mit den Elementen, mit der tieferen Naturſchicht unſres Planeten überall ſchon viel wichtiger. Zu dieſem Kampfe wäre aber auch aus reinen Nutzgründen viel beſſer, wir Menſchen hielten ſolidariſch zuſammen, ſchlöſſen Frieden unter uns. Wir ſehen ſchon, daß eine weitergehende elementare Eroberung unſrer Erde uns mit Sicherheit ſo viel wirtſchaftliche Nährquellen erſchließen könnte, daß wir uns aus Nahrungsnot überhaupt nicht mehr untereinander zu zerfleiſchen brauchten. Um aber dahin zu kommen, bedarf es noch immer beſſerer Technik. Die Technik ſteht aber auf der Wiſſenſchaft, und die Wiſſenſchaft kann nur im relativen Frieden ſchon jetzt blühen.

Hier ſcheinen mir notwendige Regulierungen zu liegen, die uns auf gewiſſer Kulturhöhe mindeſtens wieder zu einer langen Epoche fortgeſetzter Annäherung an friedlichere Verhältniſſe führen müſſen; ja ich glaube, daß wir trotz alles Waffenlärms der Welt die eigentliche ideelle Schwelle dieſer Epoche ſogar ſchon überſchritten haben.

Unſre eigene ungeheure Arbeit auf der Erde hat eben eine Tendenz, uns wieder „paradieſiſcher“ auch in die Zukunft hinein zu machen.

Für die Edelwahl der Liebe würde das aber eine ſtändige Abnahme ihrer jetzt noch ſo reichlich vorhandenen Störungsquellen bedeuten, es würde ihre reine Macht erſt ins volle Licht bringen. Unendlich feinfühliger, ſehender, individualiſierter, das Individuelle mehr ſchätzender, wie wir heute ſchon ſind, müßte jede Druckentlaſtung nach dieſer Seite bei uns Kulturmenſchen wahre Wunder tun.

Es iſt gewiß ein erhebender Traum, ſich zu denken: eine Menſchheit,

die unter ſich Frieden geſchloſſen hat, deren grober Daſeinskampf nur noch auf dem Wege der Forſchung und ihrer Technik zwiſchen Menſchen und Elementargewalten ausgefochten wird, deren höchſtes Glück in Kunſtwerten, Wiſſenswerten, Denkwerten, Charakterwerten erlebt wird ... und in dieſer Menſchheit eine faſt vollkommene Freiheit der Liebeswahl, die auch den Nacktkörper und Nacktgeiſt des Menſchen unabläſſig jetzt weiterzüchtet in der Linie dieſes Glücksideals.

Der rote verſengende Wüſtenſamum peitſcht genügend über uns armes Menſchenvolk von heute noch hinweg, daß wir es uns gönnen mögen, auf Momente bis in dieſes Traumland durch und durch zu ſehen. Aber aus der einfachen Logik der Paradiesvogellegende wächſt uns ja eben dieſer ſtille Glaube zu, daß Sehnſucht zuletzt macht, was ſie ſchaut ... daß ſie zuerſt in der nachtverhangenen Tiefe des Gehirns aus unbekanntem Naturgrunde ein ſchöneres Bild aufſteigen läßt, ein Ideal, ſchwebend zunächſt wie ein ungreifbares Phantom über den grauen Waſſern des Urgeheimniſſes ... daß ſie dann eine Statue erſtehen läßt aus weißem Marmor ... und daß dieſe Statue zuletzt, belebt auf dem Wege der Liebeswahl und des Zeugungsmyſteriums, Roſenfarbe des Fleiſches bekommt, als ein ſchönes nacktes Menſchenkind von ihrem Piedeſtal ſteigt, mitten zwiſchen uns wandelt und zu heiliger Stunde nun in ihrer nackten Schöne auf dem Lager der Liebe, das jetzt auch das Zeugungsbett des Ideals iſt, liegt und den nochmals höheren, ſchöneren Menſchen in Fleiſch und Blut erzeugt.

Je heller und reicher die Menſchheit geworden iſt, deſto heller und reicher mußten auch die Möglichkeiten und der Spielraum ihrer individuellen Liebeswahl ſchrittweiſe werden.

Trotz aller Gegenverſuche in der Kulturgeſchichte hat doch im aufſteigenden Menſchentum immer eine Tendenz ſich durchgekämpft, Mann und Weib in den höchſten Werten gleichberechtigt nebeneinander zu ſtellen. Das lag ſchon in dem einfachen Siege wachſender Individualität, der nicht bei dem Geſchlecht Halt machen konnte. Für unſre Liebeswahl bedeutet das aber bis heute, daß von beiden Geſchlechtern und über beide Geſchlechter Wahl geübt wurde, alſo nicht bloß einſeitig wie bei dem Paradiesvogelmärchen. Beiderſeitige

Begabung und Neigung nach der gleichen oder einer sich ergänzenden Richtung konnte sich so zusammenfinden und weitaus energischer in bestimmter Linie weiterzüchten.

Die unvergleichlichen Mittel, die der Mensch allmählich gewann, um nicht nur rein nacktkörperlich für das Auge seine Leibesschönheit oder äußere Leibesgesundheit zu offenbaren, sondern auch seinen inneren Charakter nach außen erkennbar zu machen (denke nur an die Hilfe der Sprache), mußten beständig den Reichtum der Wahlmotive mehren. Im Vogelmärchen wird bloß mit dem Auge gewählt; denke, was der Mensch zuletzt für tausend Tore hat, einem andern zu gefallen und sein Wertvolles anzubieten, in einen andern hineinzuschauen und Werte abzuschätzen.

Dabei hat dieser Reichtum doch nirgendwo eigentlich zu starker Zersplitterung geführt. Es ist ja klar, daß seit alters unsre Verliebten immer wieder sehr verschieden gewählt haben müssen in dem Sinne, daß bald mehr sinnliche Körperschönheit bevorzugt wurde, bald mehr ethische oder sonst geistige Qualitäten. Aber im ganzen scheint sich das immer stark ausgeglichen zu haben; man hat den Eindruck, als sei im wesentlichen doch immer bisher durch die Liebeswahl ein gewisser ethisch-ästhetischer Ganzmensch als Ideal weiter gezüchtet worden. Zuletzt gibt ja auch der allgemeine Begriff gesunder Vollkraft hier eine Klammer ab. Das Wort von der gesunden Seele im gesunden Leibe bezeichnet doch nicht die Ausnahme und die dumme Schönheit oder der Sokrates mit dem starken Geist hinter einer unschönen Fratze etwa die Regel. Die Menschheit in ihrer sich schließlich durchsetzenden Totalkraft hat stets auch den ewigen Goethe in sich gehabt, der aus beiden Augen der Menschheit, dem körperschönen und dem geistesgroßen, schaute. Mindestens hat sich die Sache immer wieder glücklich gekreuzt.

Auch die „Launen der Verliebten" haben faktisch keine allzu große Rolle gespielt.

Die uralte Rassenzersplitterung der Menschheit hat die körperlichen Schönheitsideale ja notwendig einigermaßen auch in verschiedene Richtungsnuancen auseinander treiben müssen. Hier herrschte eine Oberinstanz, gegen die bis heute nichts hat entscheidend ankommen können. Man muß auch graduell in ihrer ästhetischen Bildung stehengebliebene, auf gewisser Stufe versteinerte, ja verfratzte und degenerierte

Völker von uralt ansteigenden, beständig ästhetisch geläuterten unterscheiden. Aber in den Einzelzügen erstaunt man gerade dann erst recht über die Menge der gleichartigen Zuglinien in aller ästhetischen Menschenschätzung.

Eine gewisse Logik des Rhythmischen, sie mag von einem beliebigen Objekt ausgehen, setzt sich doch immer wieder durch. Das trifft ja auch auf die aktive Kunst aller Völker und Zeiten genau so zu. Es klingt nett, es gebe keine absoluten ästhetischen Normen in der Weltkunst. Stichhaltig ist es aber nicht. Eine gewisse Mathematik der harmonischen Verhältnisse, die zugleich psychologische Mechanik ist, bricht in Wahrheit stets durch alle noch so wechselnden Zeit- und Launehüllen. Es gibt Stilgesetze, die in der Tiefe beharren, was auch die unendliche Möglichkeit modischer und individueller Metamorphosen sonst proteisch aus den Dingen mache.

Wenn das aber die schaffende Kunst trifft, wie sollte es den Liebesgeschmack nicht treffen; geht doch alles aus den gleichen Hirnen hervor. Die verschiedenen menschlichen Rassenmodelle sind von der Natur, was Harmonie, was Stil der Proportionen des Nacktkörpers anbetrifft, von Anfang an ungleich begabt worden. Man sieht schon im gegebenen Modell wie auf verschieden glückliche Experimente. So war das Nachhelfen durch ästhetische Liebeszuchtwahl hier leichter, dort unverhältnismäßig mehr erschwert. Trotzdem meint man überall die leise Arbeit der gleichen glättenden Hand zu verspüren. Harmonisierung etwa eines Negertypus ist natürlich zunächst noch immer etwas weit verschiedenes von der eines Europäers, und so kommt es, daß Menschen, die sich da nicht richtig hineinsehen können, nur immer extremere Gegensätze zu finden glauben. In Wahrheit gibt es in den verschiedensten Rassen einen Zug auf Edeltypen, der wohl sicher langsamer Liebesauslese verdankt wird, und in all diesen Edeltypen ist dann auch wieder eine Tendenz sichtbar, die in etwa dem Europäer näher führt, der, man mag sich dagegen winden und sträuben wie man will, doch nun einmal im Rhythmus seiner Nacktformen das oberste und reinste Edelmodell der Menschheit darstellt. Es gibt in diesem Sinne Neger, die innerhalb gewisser Grenzen ihres urgegebenen Rassentypus schon wahre Prachtkerle auch für unser Auge sind. Bloß daß man in solchen Einzelfällen noch vorsichtig sein muß wegen Rassenkreuzungen. Es scheint nämlich, als werde die Natur bei solchen

Kreuzungen ſelber noch einmal beweglicher und mutiere ſtärker wieder auf eigene Harmoniſierung der Teile hin: auch die Kreuzungsprodukte ſcheinen durchweg ſchöner zu werden im Sinne eines abſoluten Fortſchritts gegen das Edelmodell des Menſchen hin. Doch ſind das alles noch nicht klar abgeſchloſſene Forſchungsgebiete.

Genau wie die Kunſt, ſo hat natürlich auch die Liebeswahl *gelegentlich* immer einmal wieder zu fratzigen Übertreibungen geneigt; aber genau wie die Kunſt, hat ſie dabei auch nicht ins wüſt Chaotiſche gearbeitet, ſondern ſie hat ornamental übertrieben, hat übertrieben, was ſchon ornamental war, hat überſtiliſiert. Dafür haſt du wahrſcheinlich ein gutes Beiſpiel in der bekannten ungeheuerlichen Übertreibung des weiblichen Hinterteils, wie ſie die grotesken Bilder der ſogenannten „hottentottiſchen Venus" am charakteriſtiſchſten zur Schau bringen. Die wundervolle Edellinie des weiblichen Geſäßes, eine der deutlichſten Ornamentalſtellen des menſchlichen Körpers, findet ſich da bei verſchiedenen afrikaniſchen Negervölkern durch übermäßige Entwickelung des Fettpolſters zu einer tollen Fratze ausgeſtaltet, einer Art rückſeitigen Schmeerbauchs. In gewiſſen Gegenden iſt die Sache ſchon angeboren und greift auch auf Knaben über, in andern in der Nähe fehlt ſie dagegen ganz. In früheren Zeiten ſcheint ſie viel weiter verbreitet geweſen zu ſein, wie man denn ſogar prähiſtoriſche Elfenbeinſchnitzereien aus Europa beſitzt, die darauf hinweiſen. Wo ſie aber blüht, da gilt ſie heute noch als ein äſthetiſches Mode-Ideal. Man hat alſo ſtark den Eindruck einer durch lange einſeitige Liebeswahl den Mädchen auf den nackten Leib gezüchteten Mode, deren Ausgangspunkt im züchtenden Gehirn in dieſem Falle allerdings eine ebenſolche Fratze war wie die überſtiliſierten Rüſſel und Geſchlechtsteile in gewiſſen extravaganten Götzenbildern in der Kunſt. Gleichwohl ſieht man auf den erſten Blick noch, wie auch die Übertreibung dabei vom Eindruck eines Ornaments ausging, nicht aber ins Blaue erfand.

Noch ſelbſtverſtändlicher als die äſthetiſche iſt dann die ethiſche Gleichartigkeit in aller menſchlichen Liebeszüchtung. Gewiſſe Charaktervorzüge laſſen ſchon im oberſten Tierreich ſo wenig Spielraum des Zweifels als ſolche, daß man es ſehr ſchwer begreifen würde, wenn der Menſch hieran noch willkürlich hätte rütteln können. Auch die Ethik hat ihre zu eiſerne Logik. Was die individuelle Liebe in Charakter und Gemüt

geſucht und gefunden, lieſt du ſchon vor Jahrtauſenden klipp und klar bei Homer; keine Grundlinie hat ſich da bis heute verſchoben. Homer fußt aber ſchon auf vielen voraufgehenden Jahrtauſenden, iſt ſchon ſelber der Extrakt uralter Kultur. Was da gedichtet wird, iſt unzählige Male immer wieder gelebt worden und wird heute gelebt. Eindeutiger in ihren Idealen nach dieſer Seite als alle Liebesliteratur der Kulturvölker kann nicht gut etwas ſein. Was die Liebe wollte, das war der ſchöne Menſch auf der einen Seite; und es war der gute auf der andern. Immer der Inbegriff des Guten, das eine Zeit, ein Volk hochhielt. Die große ethiſche Logik machte aber alle dieſe Einzelbegriffe wieder im Tiefſten ähnlich. Und ſo züchtete die Liebe ſchließlich auch hier auf ein allgemeines Ideal in aller zeitlichen und örtlichen, völkiſchen und modiſchen Enge. Der gute Held, die gute Heldin aller Liebesromane vom älteſten überlieferten bis zum ſchwächſten Dutzendroman von heute ſind zuletzt doch auch die wahren Helden immer wieder der Menſchheitsliebe geweſen und haben unendlichen Segen der Güte immer wieder in die menſchliche Entwickelung gebracht allen Irrungen und Reſignationen zum Trotz.

Das Individuelle nimmt in der aufſtrebenden Menſchheit heute beſtändig noch zu und ſo alſo auch unſre individuelle Liebeswahl. Wohl gehen gewiſſe Anlagen immerzu auch wieder in die Breite; früher nur in individuellen Varianten vorhandenes wird Geſamteigentum. Gerade die Liebeswahl ſelber arbeitet ja dahin. Sie hebt in langſamer, aber konſequenter Begünſtigung das allgemeine äſthetiſche und ethiſche Niveau des Menſchentums, ſo daß, was einſt bloß im Spielraum des Individuellen war, endlich fixiert wirklich dem Durchſchnitt der Maſſe ſchon gehören kann. Aber dieſer Prozeß iſt an ſich unendlich. Immer neue Probleme wachſen individuell hinzu und wollen neu ausgezüchtet werden. Und gerade unſre Zeit heiſcht hier wieder mit ganz beſonderem Nachdruck.

Unſre zunehmende ethiſche Durchbildung erzeugt, wie du wiſſen wirſt, heute allmählich ein gewiſſes Dilemma zwiſchen Ethik und Geſundheit unſrer Kulturraſſen.

Unſer immer mehr erwachendes Mitgefühl läßt uns auch ſchwächliche, ja kranke Kinder mühſam aufpäppeln, daß ſie bis zur Geſchlechts-

reife kommen und eventuell neu zeugend ihre Mängel weiter vererben können. Auch sonst erhalten wir mit allen Mitteln unsrer ärztlichen und sozialen Kunst ein Heer von gesundheitlich defekten, minderwertigen Menschheitselementen. Durch unsre Kriegen treten dabei vielfach geradezu umgekehrte Zuchtwahlen mit Erhaltung der Schwächsten, Mangelhaftesten ein, indem die Kraftelite einer Nation im Felde weggeschossen wird, die Krüppel und Schwächlinge dagegen daheim übrig bleiben; diese fatale Situation züchten wir aber mit unserm Mitleid einstweilen nur noch weiter aus, indem wir nach Kräften alle Minuswerte im Spiel zu halten suchen.

Dieses Problem ist gewiß schon heute erwägenswert. Natürlich können wir nicht etwa Mephisto daraus das Recht einräumen, zu sagen, wir müßten unsre Ethik selber wieder abschaffen und uns wieder zu der rohen Zuchtwahlauslese des gewaltsamen Niederstampfens aller Schwachen und Kranken zurückentwickeln. Ein Narr könnte uns nur predigen, wir sollten auf der Höhe unsrer Kultur nach der legendären Sitte der alten Spartaner wieder alle schwächlichen Kinder umbringen. Die Einbuße an moralischer Menschheitsachtung und an Mitleidsstärke bei solchem Rückschritt zur Barbarei wäre ein Einsatz, der fast den ganzen Gewinn unsrer Kultur wieder daran gäbe. Unmöglich darf ja auch übersehen werden, daß das Erhalten eines physisch schwachen Kindes oder Kranken in unsrer Kultur der Möglichkeit nach Werte retten kann, die geistig für uns unersetzlich wären. Ob wir wohl den schwindsüchtigen Spinoza oder Schiller in unserm Geistesleben missen wollten? Von Irrtümern ganz abzusehen, deren einer beispielsweise bei konsequentem Spartanertum uns unbedingt den kleinen Goethe gekostet hätte, denn er kam in scheintoter Schwäche zur Welt.

Besonnener statt solchen Unsinns wird man entgegenstellen, daß der scheinbare Störenfried, die Ethik, selber doch auch die Handhaben einer Regulierung gebe. Sie arbeitet gegen den Krieg, also auch jene falsche Kriegsauslese. Sie sucht durch soziale Besserung einem echteren Wettbewerb der Kräfte im Menschentum reinere Bahn zu schaffen. Wenn sie den Kranken erhält, so darf sie es doch auch sein, die den reifen Menschen zu der ethischen Höhe erzieht, wo er sich sagt, daß er um der Menschheit willen freiwillig auf eine Kinderzeugung, die sein Leiden weitervererben könnte, verzichten müsse. Aber tatkräftig wird

ſie zugleich auch ein Nerv der fortwirkenden Medizin, die ungezählte Leiden wirklich zum Stillſtand bringt, aus dem kranken Kinde wirklich unter Umſtänden noch einen vollkräftigen Menſchen ſchafft, dem Minderwertigen, Herabdrückenden wirklich fortgeſetzt Terrain abgewinnt auf der ganzen Linie. Hier liegt zweifellos eine gewiſſe Löſung.

Immerhin aber wird in ſolchen Zeiten des Übergangs, der Dämmerung, des Nochnichtgeklärten die individuelle Liebeswahl eine ganz beſondere Rolle noch über das gewöhnliche Maß hinaus bekommen.

Ihre Aufgabe muß es dann erhöht ſein, möglichſt reine Geſundheitswerte in dem hin und her ſchwankenden Spiel beſtändig von ſich aus durchzudrücken.

Ganz beſonders hell muß ſie ihren Blick darauf einſtellen, daß innerhalb der allgemeinen Liebeswahl auf das Schöne und Gute möglichſt auch gewiſſe Schadenquellen des engeren Geſundheitslebens ungewählt bleiben. Nach Kräften muß das Gift gewiſſer Krankheitsanlagen, mit denen in unſrer Kultur alles zunächſt noch wachſend durchſetzt iſt, wenigſtens bei der Liebeswahl vermieden und von ihr aus gleichſam zum ideellen, zukunftlichen Ausſterben gebracht werden.

Nach Kräften ſage ich. Auch hier liegen natürlich bei der unſagbaren Kompliziertheit des Menſchenweſens noch ſchwerſte Konflikte, furchtbare Reſignationen, Möglichkeiten immer erneuter Irrungen und Störungen der ganzen lichten Welt der individuellen Liebeswahl ſelbſt. In vielen Fällen mag im Sinne des früher Geſagten mildern, daß es ja nur das Kind iſt, auf das im kranken Falle verzichtet werden ſoll, das ideelle Kind, das erſt ſein könnte, das noch nicht da iſt und das nicht werden darf, weil es auch ein kranker Menſch würde. Reſignationen müſſen aber auch da ihre Schatten breiten.

Auf jeden Fall aber muß unſre Liebeswahl ſich allmählich zu immer größerer Klarheit auch über dieſe Fäden unſres menſchlichen Feingewebes durchringen. In neuer, modern umgeſchauter Form müſſen für ſie Betrachtungsweiſen allmählich wieder wichtig werden, wie ſie die alten Begriffe reiner Herkunft, durch viele Generationen bewahrter Blutreinheit, in weiten Stammbäumen überſichtlicher Ariſtokratie andeuten, aber vielfach im mediziniſchen Sinne praktiſch durchaus nicht mehr decken, während ſich ein echter und neuer mediziniſcher Sinn theoretiſch ſehr gut dazu wieder aufſtellen ließe. Der Sinn nämlich einer wirklichen Geſundheitstradition, eines über Generationen fort

garantierten hygienischen Konservativismus, einer Familiensicherheit durch einen krankheitsarmen Stammbaum, einer Vererbungsaristokratie sorgsam gehüteten gesunden Blutes. Die individuelle Liebeswahl erhielte hier trotz unsrer demokratischen Zeitströmung wieder eine historische Nuance, die auf eine Art Gesundheitsadel ginge, einen hygienischen Adelsbrief der Familientradition, der noch zu der Mitgift des Guten und des Schönen hinzuzufügen wäre.

Ein denkender Mediziner, Alfred Ploetz, hat vor vielen Jahren schon auf solche neuen Zeitwege mit weitem Blick hingewiesen. Jetzt wird in den verdienstlichen Bestrebungen der „Gesellschaft für Rassenhygiene" praktisch bereits darauf losgearbeitet. Ungeheure Dinge sind es, die sich hier auftun, nicht eine Generation und nicht einige werden sie bauen. Aber irgendwie gilt es auch sie schon ahnend zu umspannen. Und es ist gewiß einer der wunderbarsten Träume, den man in dem doch noch hinlänglichen Zwielicht unsres menschlichen Liebeslebens von heute träumen kann: daß der wissende Gedanke des Menschen immer sicherer zuletzt wandeln werde auch auf diesem dunklen Wasser des Urmysteriums der Liebe. Der wissende Geist einer kommenden Zeit, für die doch alle unsre Arbeit mit ihren Idealen wie Resignationen nicht verloren wäre ...

Ein langer Weg wieder: von dem Vögelein Chlamydodera im australischen Busch, das eine rote Beere als Schmuck an seine Hochzeitslaube steckte, ... bis zur Einsetzung einer hygienischen Aristokratie im Edelmenschentum.

Wie oft ist das Wort in der Welt schon gesagt worden: es gebe etwas, was mehr noch sei als alle Kunst: nämlich aus dem Leben selbst ein Kunstwerk zu machen.

Die Liebe ist der Weg.

Zwischen die Marmorstatuen tritt das Wunder des wirklichen nackten Menschenleibes. Ihr seid nur die Träume, wie ich sein könnte. Einst bin ich wie ihr. Der Geist, der euch geschaffen, arbeitet unablässig auch an mir. Euren Stein bearbeitet der Meißel. Mich bildet die Liebe.

Es gibt ein altes Volksmärchen vom „Versehen". Wenn ein schwangeres Weib einen Löwen sieht, so soll das Kind einen Löwenkopf tragen. Das Märchen entbehrt der wissenschaftlichen Beweise. Aber träumender Sinn hat es wohl so umgedacht: ob nicht die Mutter,

die ſich tief in den Anblick herrlicher Statuen und Bilder vertieft, dem knoſpenden Segen ihres Schoßes einen Hauch dieſer idealen Welten mitteilen könnte bis in die wirkliche organiſche Bildung ſeines Leibes hinein.

Durch „Verſehen“ an den heiligen Harmonien der Kunſt ein ſchöneres, edleres Kind!

Die Wiſſenſchaft, die den Weg des Märchens verneint, weiß doch wieder einmal mehr als das Märchen ſelbſt. Dieſes „Verſehen“ hat ſtattgefunden und findet alle Tage ſtatt. Alle Tage, wenn die Liebe auszieht, ihr Ideal zu wählen und ſich in Fleiſch und Bein ihm hinzugeben. Alle warmlebendige Menſchennacktheit iſt zugleich ein ewiges „Verſehen“ an Menſchenkunſt.

Doch noch ein ſeltſamer Gedanke greift hier auf einmal ein. Aus dem grünen Dämmerſchein des Paradieſes, wo der Königsparadiesvogel ſich auf ſeinem Zweige wiegt und unten ein nacktes Menſchenpaar ſtill über den Moosplan wandelt, ſeiner Ideale und ſeiner Liebe voll ſich küßt und umfängt, tönt eine große Frage. Auch in der bibliſchen Legende vom Paradieſe klingt ſie an. Der Naturforſcher aber muß ſie aus ſeiner Bibel leſen.

Warum iſt der Menſch überhaupt nackt?

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

MAY 15 2001

MAR 22 2003

APR 07 2003

12,000 (11/95)

QL 761
B6
V.2:1
Bölsche
207392
BIOLOGY
LIBRARY
G
v.2:1